
Mein Buch
Henry Presch
HAMBURG

Lebenserinnerungen.

Den Seinigen erzählt

von

Emil Lehmann.

(Als Manuskript gedruckt.)

Dritter Band.

Druck von T. A. Schachenmayer in Bad Kissingen.

Siebenter Abschnitt.

1877—1880.

Ich fing das neue Jahr schlecht an; ich lag mit einem Drachenschuß zu Bette. Ueberhaupt war ich in jener Zeit häufig unwohl, oft bettlägerig. Die einzelnen Indispositionen hatten an und für sich gewiß nicht viel zu bedeuten, ließen auch immer schnell wieder nach und bedingten keine Einschränkung unseres geselligen Verkehres und keine Behinderung unseres häuslich-behaglichen Lebens. Aber eben ihre häufige Wiederkehr war doch nicht unbedenklich.

Von diesem Neujahrsunwohlsein erholte ich mich bald wieder, so daß wir schon am 4. Januar eine größere Gesellschaft bei uns sehen konnten, bei der es sehr munter herging; namentlich bei Tische, wo es eine Reihe zum Theil recht hübscher Toaste gab. Ich ließ das Brautpaar Dr. Erman und Fräulein Gläser leben; Dr. Erman toastete zum Dank auf unsere Töchter, Dr. Eckardt trank auf uns als „gute und getreue Nachbarn," Director Classen auf das Wohl der Söhne und Herr Pius Warburg schließlich auf die Damen.

Kaum eine Woche später sahen wir wieder eine Anzahl von Freunden bei uns, unter ihnen die alten Professor Wibels, Dr. Lüders', Siegmund Warburgs, Dr. Max Predöhl, zu deren Unterhaltung dieses Mal einige Liebhaber recht hübsche Musik machten. Dr. Thomson spielte eine Sonate von Scarlatti, sodann vierhändig mit meiner Schwägerin Franziska Leo Tänze von Schubert, worauf Gesang von Fräulein Camilla Meyer, Frau Dr. Leo und Fräulein Lippert folgte.

Wir hatten bei dieser Gelegenheit auch zum ersten Mal die Freude, die Mutter von Professor Eyssenhardt bei uns zu sehen. Der liebenswürdigen alten Dame schien die Musik große

Freude zu machen, weniger war dies wohl bei dem Herrn Professor der Fall, der kein großer Musikfreund ist.

Daß wir kurze Zeit darauf einen angenehmen Abend bei Professor Eyssenhardt mit Eckardts, Mönckebergs und Hertz' zubrachten, will ich doch nicht zu erwähnen versäumen.

In guter Erinnerung ist mir aus jener Zeit auch ein Abend bei Leos geblieben, an welchem Frau Professor Anna Semper aus Würzburg uns einen außerordentlich interessanten Abschnitt aus ihrem Tagebuche über eine im verflossenen Sommer mit ihrem Manne unternommene Reise nach den Balearen vorlas. Bei Leos fand dann noch Ende Januar ein Juristendiner statt.

Um diese Zeit muß es auch ungefähr gewesen sein, daß Dr. Eckardt uns, Leos und Zacharias' bei sich im Klosterstieg Turgeniew's eben erschienenen Roman „Neu Land" aus der Deutschen Petersburger Zeitung vorzulesen begann, was er dann in den folgenden Monaten an mehreren Abenden fortsetzte.

Eines kleinen freundschaftlichen Diners bei Herrn Ludwig Lippert und seiner liebenswürdigen Frau Ida, geb. Wibel, gedenke ich hier, neben der heiter-angeregten Unterhaltung, noch ganz besonders wegen des köstlichen und gemüthlichen Kaffeetrinkens und Rauchens „unter Palmen" in dem schönen Wintergarten ihres Hauses an der Alster in St. Georg.

Etwa um die Mitte Januars begannen die Proben zu einer kleinen Aufführung, mit der ich meine Frau zu ihrem Geburtstage zu überraschen beschlossen hatte. Meine Mutter hatte vor Jahren Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache" meinen Geschwistern, Marie als Scapine, Sebastian als Scapin und Friedrich als Doctor, einstudirt. Es war gewiß ein nicht ganz unbedenkliches Unternehmen, dieses Goethe'sche Singspiel, das schon an und für sich von zweifelhaftem Werthe, vor allem aber fast durchweg darauf berechnet ist, gesungen zu werden, ohne Musik zur Aufführung zu bringen. Aber theils verleugnet sich doch auch selbst in diesem unbedeutenden Singspiel die Grazie des Goethe'schen Geistes nicht, theils und ganz besonders schwebte es mir in dem verklärenden Lichte einer Jugenderinnerung vor. Meine Geschwister hatten das Stück seinerzeit ganz vortrefflich gespielt, und alle noch lebenden Zeugen dieser Aufführung, von

der ich meiner Frau oft erzählt hatte, dachten mit großem Vergnügen an dieselbe zurück. Das wird meine Lust, das Singspiel jetzt unseren Kindern einzustudiren, begreiflich erscheinen lassen. Die Rollenvertheilung ergab sich leicht: Mariechen mußte die Scapine, Carl den Doctor und Heinrich den Scapin geben. Die Kinder für meinen Plan zu gewinnen, machte nur bei dem trägen Heinrich einige Mühe, der uns auch nachher durch schlechtes Lernen die Sache einigermaßen erschwerte, sich schließlich aber doch ganz gut aus der Affaire zog.

An einem Sonntage hielt ich unter gütiger Assistenz von Fräulein Amyot auf meinem Zimmer die erste, die Leseprobe ab. Für die Spielproben hatte mir Frau Dr. Eckardt gütigst ihre Leitung zugesagt. Wir hielten deren noch eine ganze Anzahl, theils bei Eckardts theils bei uns, ab, ohne daß meine Frau überhaupt anders als in den letzten Tagen erfahren hätte, daß etwas im Werke sei. Um was es sich handele, erfuhr sie in der That erst am Abend der Aufführung.

Am eigentlichen Geburtstage meiner Frau, dem 8. Februar, konnte die Aufführung nicht stattfinden, da ich für diesen Tag zu einem großen Herrendiner bei Dr. J. Wolffson eingeladen war, bei welchem zu fehlen meine Frau mir nicht erlauben wollte. Wir beschränkten uns daher an diesem Tage wesentlich auf eine morgendliche Bescheerung und ein frühes Frühstück mit den Kindern. Abends, während ich lukullisch schwelgte, sah meine Frau mit den drei ältesten Kindern im Stadttheater den „Kaufmann von Venedig."

Bei unserer, eigentlich nur als Generalprobe gedachten Aufführung, welche am 10. Februar im Familienkreise stattfand, und welcher gelegentlich eine Wiederholung auf besser eingerichteter Bühne mit besserm Kostüm folgen sollte, machte es mir einen besondern Spaß, auch meine Schwester Marie, die ehemalige Scapine, gänzlich zu überraschen.

Der Aufführung war ein Familiendiner vorausgegangen, an welchem auch Familie Eckardt Theil nahm.

Das Ganze erfüllte vollkommen seinen Hauptzweck, meiner Frau Freude zu machen, die wir, wie schon gesagt, immer auf eine oder die andere gute Manier von den Proben fern zu

halten gewußt hatten. So mußte sie am Tage der Hauptprobe bei Onkel Ferdinand mit den Kleinen, Anna und Otto, essen, von denen mir dann Amalie, als ich sie später abholte, im Verein mit dem alten Onkel die niedlichsten Geschichten erzählte.

Den Anlaß zu verschiedenen hübschen geselligen Vereinigungen bot im Monat Februar die Anwesenheit des uns von Alters her bekannten Kapellmeisters Dr. Ferdinand Hiller. Recht unterhaltend war, neben Hiller's noch immer schönem Klavierspiel, namentlich sein freies Phantasiren, sowie seine improvisirte Begleitung zur Deklamation seiner Tochter, einer Schauspielerin, welche kürzlich an unserm Stadttheater engagirt war, und die wir auch bei uns einige Male sahen. Wir trafen Vater und Tochter wiederholt bei Eckardts, das erste Mal in ganz kleinem Kreise mit Dr. Schramms und Professor Graedener. Hiller spielte „Zur Guitarre" und „Polacca" eigener Composition, Herr und Frau Dr. Schramm sangen ein Duett von Hiller; Frau Elise Schramm (geb. Börner) sang die Suleika-Lieder von Mendelssohn, aus Schubert's Winterreise, und aus Weber's Euryanthe das „Glöcklein im Thale." Ueber alle diese Lieder phantasirte Hiller sehr schön und begleitete schließlich Frau Schramm die Arie der Marzelline aus Fidelio. Acht Tage später gab es bei Eckardts eine glänzende und sehr animirte Soirée für Hiller, welcher aus seinen „Gestalten aus dem Mittelalter" den Minnesänger, den Landsknecht und die Nonne spielte, zur Deklamation seiner Tochter „Der Page und die Königstochter" von Geibel sehr hübsch phantasirte und den Gesang von Frau Schramm und Fräulein Meta Wolff begleitete, welche letztere auch Hiller's „Gebet" vortrug. Tags darauf aßen wir mit ihnen in Altona bei Herrn Pius Warburg; Hiller spielte zu seiner Tochter Deklamation der „Mähderin" und „Des Sängers Fluch" von Uhland, und darauf mit Herrn Marwege eine Suite seiner Composition.

Im Gegensatz zu diesem mehr festlichen Abend will ich eines andern ganz stillen gedenken, welchen wir, — seit langer Zeit einmal wieder allein, aber in alter ungezwungener Gemüthlichkeit —, bei Zacharias' in Fontenay zubrachten. Er las uns aus „Görres' Leben" von Sepp vor, und beim Thee war

die Unterhaltung, wie immer, animirt. Wir Herren waren ein paar Mal derselben Ansicht gewesen, und Zacharias sagte beim letzten Händedruck halb komisch, halb pathetisch zu mir: „Lehmann, Sie sind wirklich ein sehr gescheidter Mann!"

Wie wohl in keinem Hause, so fehlte es auch bei uns nicht an gelegentlichen kleinen häuslichen Aufregungen. Reich an solchen, meist durch die Knaben veranlaßten, war der Monat März dieses Jahres.

Und dabei haben Kinder oft ganz besonders den feinen Sinn für einen ungestörten, harmonischen Gang des täglichen häuslichen Lebens. Heinrich zumal, der immer ein eigenthümlicher Junge war, konnte Gespräche über Kleinigkeiten, die er „Tand" nannte, nicht leiden und bemerkte einmal bei Tische, was wohl die alten Griechen denken würden, wenn sie uns über solche Nichtigkeiten wie Kleidung (Schuhbänder — Kravatten) reden hörten, und wie schade es sei, fügte er verlegen hinzu, daß um solchen Tand manchmal sogar Streit entstände. Trotzdem war gerade er es, der durch kleine Nachlässigkeiten und Besonderheiten oft Unruhe und Aufregung schuf. Eines Abends, als wir nach Hause kamen, fanden wir alles von Petroleumdunst erfüllt; Heinrich war mit dem Kopfe an seine zu tief herabgelassene Hängelampe gestoßen, hatte diese zerbrochen und ein Petroleum-Regenbad genossen, welches er, in seiner Angst die Treppe hinunterstürzend, dem ganzen Hause mitgetheilt hatte.

Nicht lange darauf verspürte meine Frau eines Morgens plötzlich einen bedenklichen Scheidewassergeruch im Hause. Sie ging, ihrer Nase nach, hinauf in die Stube der Jungen. Und was gewahrte sie? Heinrich in eine Dunstwolke gehüllt, nur mit seinem Schlafrock bekleidet; in der einen Hand eine kleine Schale haltend, mit der andern ein Fenster öffnend — neben Carls Bett, der noch darin lag. Verlegen und begossen sagte er: „Ich hab' nur ein bischen Salpetersäure auf Eisenfeilspäne gegossen, um Salpetersaures-Eisenoxydul zu erzielen."

Die Verleitung zu solchen Experimenten hatten freilich wir

selbst verschuldet — durch einen Kursus von Experimental-Chemie, an welchem wir Heinrich Theil nehmen ließen, und welchen ihm, zusammen mit Martin Leo und Adolf Goldschmidt, ein junger Chemiker Dorn ertheilte. Jedoch nicht allzulange; wenigstens erinnere ich mich, daß ich dieser doch quasi-Spielerei ein Ende machte auf den Rath des Professors Karl Semper aus Würzburg, als dieser uns einmal in Hamburg besuchte.

Wenige Wochen später verbrannte Carl, durch unvorsichtiges Umherleuchten mit einem Streichholz, einen Theil schmutziger Wäsche oben auf dem Boden. Zum Glück fand man am andern Morgen, außer einem Aschenhaufen, nur einige verkohlte Bohlen im Fußboden — wie leicht aber hätte das ganze Haus durch Carl's Fahrlässigkeit in Brand gerathen können.

Mit solcher bedenklichen Sorglosigkeit verband Carl in seiner harmlosen Art und Weise gelegentlich eine geniale Kühnheit. Er hatte eines Tages ein Heft vergessen, sollte nachsitzen. Am Schluß der Schule ging er zu Dr. Bintz und fragte bittend: „Kann ich nicht lieber Football mitspielen?" Dr. Bintz lachte über den Einfall und meinte, Carl werde wohl viele Nachfolger finden, denen es nicht gelingen solle; aber weil er der Erfinder der Idee sei, solle er in Gottes Namen gehen und mitspielen.

Mitte März erfreuten wir uns wieder einmal des Besuches meiner Mutter im Klosterstieg. Sie hatte beschlossen, Hamburg wieder dauernd zu ihrem Wohnsitz zu machen. So viele Anregung und Zerstreuung ihr auch das Leben in Berlin, wo sie die letzten neun Jahre gewohnt hatte, geboten, so machte doch der Wunsch, ihre letzten Lebensjahre in ihrer Vaterstadt zu verleben, bei der nunmehr fünfundachtzigjährigen Frau sein Recht so stark geltend, daß sie die mit einer Uebersiedelung von einer Stadt zur andern unvermeidlich verbundenen Mühen und Beschwerden nicht scheute und mit dem festen Entschluß nach Hamburg kam, dasselbe nicht wieder dauernd zu verlassen. Sie zog zunächst von uns zu meiner Schwester, bald darauf aber in eine

Parterre-Etage in der Magdalenenstraße, die sie noch heute bewohnt.

Wenige Tage nach der Ankunft meiner Mutter fand am 19. März Carl's und Heinrich's Confirmation statt.

Die leidige Nothwendigkeit, auch bei dieser heiligen Handlung Aeußerlichkeiten zu berücksichtigen, hatte sich bei uns dieses Mal namentlich in Gestalt der hochwichtigen Frage geltend gemacht, ob Heinrich, welcher damals noch ein recht kleiner Knirps war, noch in einer Jacke an den Altar treten könne, oder ob er nach alt-hamburgischer Sitte einen Rock tragen müsse. Die Entscheidung fiel zu Ungunsten des letztern aus.

Diese Rock-Jackenkrisis war übrigens das einzige störende Moment im Verlaufe der ganzen Confirmationszeit. Der weihevolle Akt der Einsegnung selbst, welchem meine Frau, Mariechen und ich in einer uns von Herrn Pastor Ritter gütigst zugewiesenen Loge an der Seite des Altars beiwohnten, machte auf die Knaben einen tiefen und, wie wir hoffen durften, bleibenden Eindruck.

Nach der Confirmation traten auch die weltlichen Interessen wieder, wenn auch in gottlob nicht unwürdiger Weise, in ihre Rechte. Zu Hause angekommen, erfreuten sich die Knaben zunächst der reichen Geschenke, die sie von uns und den nächsten Verwandten erhalten hatten, und unter denen ich hier nur zweier schön in Leder gebundener Bibeln gedenken will, in welche meine Frau, auf den der Bibel vorgebundenen weißen Blättern, eine von ihr sinnig zusammengestellte Familienchronik eingetragen hatte. Daneben gab es eine Fülle von anderen Geschenken, wie sie die oft zur Unsitte ausartende Sitte mit sich bringt, und die den Knaben natürlich höchst willkommen waren. Nach einem heitern Frühstück kam dann stundenlang die immer wechselnde Schaar der Glückwünschenden; zu Mittag der Freund und Vetter der Knaben, Martin Leo, Abends meine Mutter und Schwester. Wir lasen mit den Kindern zu ihrem größten Vergnügen Reuter's „Reis' na Belligen."

Anfang April sollte es sich leider endlich zeigen, daß die häufigen Indispositionen, an welchen ich seit Neujahr litt, die Vorboten eines Krankheitsrückfalles waren, welcher eine wiederholte Anwendung der schmerzhaften Pockensalben-Einreibungen zur

Folge hatte. Wenn mein Zustand einerseits sowohl vor als nach Anwendung der Pockensalbe nicht so schlimm war, wie das vorige Mal, so daß ich keinen Tag mein Arbeiten ganz auszusetzen oder gar das Bett zu hüten brauchte, so ging doch andererseits auch meine Besserung sehr langsam, vielleicht noch langsamer von Statten, als bei der ersten Krankheit. Von dem Grade meiner Schwäche giebt es einen Begriff, wenn ich erwähne, daß mir, bei der Rückkehr von einem mit meiner Frau unternommenen Spaziergange an der Alster, der Heimweg durch den ein wenig ansteigenden Klosterstieg sichtlich so schwer wurde, daß Frau Dr. Eckardt, die uns vom Fenster ihres Hauses aus vorübergehen sah, hinaustrat, mich schweigend unter den andern Arm nahm und mich mit meiner Frau zu unserer Wohnung geleitete. Erst Ende Mai trat eine namhafte Besserung in meinem Zustande ein, und allmählich durfte ich mich als wesentlich genesen betrachten, mußte aber immer noch ruhig leben, bis dann nach einigen Wochen jede Spur meines Unwohlseins glücklich wieder verschwunden war.

Lektüre der verschiedensten Art bildete meine wesentliche Zerstreuung während dieser Zeit meiner langsamen Genesung: H. A. O. Reichard's Selbstbiographie, herausgegeben von H. Uhde, Ferdinand Hiller's „Briefe an eine Ungenannte" und sein „Felix Mendelssohn-Bartholdy", Herman Grimm's „Goethe, Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität", „Herder's Leben" von R. Haym, Paul Hertz' „Italien und Sicilien, Briefe in die Heimath", Julian Schmidt's George Sand aus seinen „Portraits aus dem 19. Jahrhundert", — das sind so einige der Bücher, welche mir angenehme Unterhaltung boten. Weniger Geschmack konnte ich den Erzählungen gerade einiger unserer besten Schriftsteller abgewinnen: Spielhagen's „Sturmflut", Gustav Freytag's „Markus König" und Paul Heyse's Novelle „Franz Alzeyer." Es mag das aber weniger an den allgemein geschätzten Werken, als an meiner geringen Vorliebe für belletristische Literatur dieser Art liegen. Entschieden ablehnend verhielt ich mich gegen Gutzkow's „Die neuen Serapionsbrüder", deren Lektüre ich sehr bald wieder aufgab.

Daneben lief, während und wohl auch noch nach meiner Genesung, mancherlei mehr geschäftliche Lektüre, unter anderm

einiges von Balzac, dessen „Correspondance“ ich gelegentlich einmal literarisch zu verwerthen gedachte, und zu ähnlichem Zweck vier Bände der „Mélanges et Lettres“ von dem feinen, geistvollen Franzosen Doudan, auch John Latouche's „Travels in Portugal“, welche mir zur Uebersetzung angeboten wurden, für welche ich aber keinen Verleger fand. Ganz besonders fesselte mich Hildebrand's „Geschichte Frankreichs, von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III.,“ über welche ich später eine Besprechung an „Das Neue Reich“ lieferte.

Eine angenehme Abwechslung boten mir im weitern Verlaufe meiner Genesung Spazierfahrten in die ferner gelegenen Umgebungen Hamburgs: an die Elbe, nach Borstel, Lockstedt, Niendorf, Wandsbeck, Fuhlsbüttel, zu denen mir das freundliche Entgegenkommen meiner Mutter und Schwester, sowie unseres Onkels Ferdinand Leo häufig Gelegenheit gab. Es verging fast kein Tag in diesem unvergleichlich schönen Frühjahr, ohne daß eine oder einer der Genannten mich in ihrem Wagen abholte, meistens in Begleitung meiner Frau oder eines der Kinder, die dann glückselig waren.

Am 17. Juni brachte ich nach zehn Wochen zum ersten Male wieder einen Abend außer dem Hause zu, und zwar bei Eckardts, bei denen außer uns nur noch Dr. Eckardt's Eltern waren, die aus Mitau, ihrem Wohnsitze, auf einige Wochen zum Besuch nach Hamburg gekommen waren, und ihr junger Nachbar Albrecht von Graefe. Der Letztere wirkte bei verschiedenen kleinen Aufführungen mit, welche Eckardt's und unsere Kinder sich für diesen Abend einstudirt hatten. Zuerst wurde im Zimmer ein kleines französisches Stück: „Les Flacons“ von Madame de Genlis aufgeführt. Dann gaben die Kinder unter einem Zeltdach, welches Frau Dr. Eckardt mit großem Geschick über den Vordergarten hatte spannen lassen, und unter welchem auch wir wenigen Zuschauer Platz nahmen, noch zwei kleine deutsche Stücke: „Der Vetter aus Bremen“ von Körner und „Das Landhaus an der Heerstraße“ von Kotzebue. Die formlose Feier verlief sehr munter und bekam mir vollkommen gut.

Von sonstigen bemerkenswerthen Vorgängen, die sich während der Zeit meines Unwohlseins zutrugen, habe ich

begreiflich nur wenig zu melden, da mein Verkehr mit der Außenwelt in jener Zeit fast gänzlich abgebrochen war. Gedenken muß ich aber doch eines Ereignisses, welches das Interesse der Meinigen, wie das der ganzen Bevölkerung, in hohem Grade in Anspruch nahm. Das war die Anwesenheit des deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin vom 18. bis 20. April. Von der Soirée, welche der Senat dem prinzlichen Ehepaare zu Ehren am ersten Abend seiner Anwesenheit in der zu diesem Zweck durch einen Vorbau vergrößerten Kunsthalle gegeben hatte, machte uns Dr. Eckardt am nächsten Abend eine sehr anschauliche Schilderung. Er war als Senatssekretär anwesend gewesen und hatte die Ehre gehabt, sich längere Zeit mit der Kronprinzessin zu unterhalten. Am Vormittag des nächsten Tages machte der Kronprinz bei herrlichem Wetter eine Rundfahrt auf der Außenalster. Meine Frau war nicht zu bewegen, mich zu verlassen. Unsere Jungen aber, die des Ehrengastes der Stadt halber keine Schule hatten, ließen es sich nicht nehmen, den Kronprinzen auf seiner Fahrt in einem Boote zu begleiten und kehrten voll Begeisterung über das liebenswürdig-huldvolle Wesen des Prinzen, den sie aus nächster Nähe gesehen hatten, nach Hause zurück. Abends erbaten die drei Aeltesten sich Erlaubniß, in die Stadt zu gehen, um sich die Illumination anzusehen; meine Frau entschloß sich, auch Annchen mitgehen zu lassen; aber der noch nicht fünfjährige Otto erschien ihr doch, mit Recht, zu klein für so etwas und sollte ruhig zu Hause bleiben. Er selbst freilich, sein Kindermädchen und — ich alter, närrischer Papa, waren anderer Meinung. Die ganze Sehnsucht des kleinen Kerls ging dahin, doch auch etwas von dieser wundervollen Illumination, von der er so viel gehört hatte, sehen zu dürfen. Daß sein Kindermädchen ihn in diesem Wunsche bestärkte und hoch und theuer schwor, sie wolle schon dafür sorgen, daß das Kind keinen Schaden nehme, war natürlich nicht weiter zu verwundern; mir aber that bei dem Gedanken, daß dem Jungen dieser Lieblingswunsch nicht erfüllt werden solle, das Herz wehe; ich sah auch wirklich keine Gefahr dabei und wußte es, nicht ganz ohne Mühe, endlich bei meiner Frau durchzusetzen, daß das Kindermädchen bei einbrechender Dunkelheit mit Otto in die Stadt

gehen und ihn die Illumination sehen lassen durfte. Die Seligkeit des Jungen, der schon damals bei äußerlich großer Ruhe, tief und leidenschaftlich empfand, war unaussprechlich. Entzückt kehrte er nach Hause zurück; was er gesehen, hatte seine kühnsten Erwartungen übertroffen.

Ich hatte in dieser Zeit, in Veranlassung meines Unwohlseins, gerade besonders viel Gelegenheit, näher mit dem Kinde zu verkehren und mich seines sinnigen, still-gemüthvollen Wesens zu erfreuen. Namentlich wenn ich während der ersten Wochen meiner Krankheit allein auf meinem Zimmer zu Mittag aß, pflegte Otto, der noch nicht mit am elterlichen Tische aß und während der Zeit desselben allein in der Kinderstube zu sitzen pflegte, gegen Ende meines Diners die Thür nach meinem Zimmer zu öffnen und mich zu fragen: „Papa, darf ich Dich ein bischen einladen?" — er meinte besuchen — und dann, wenn ich mich natürlich sehr einverstanden erklärte, höchst vergnügt zu mir zu kommen und ein halbes Stündchen mit mir zu verplaudern.

Am 22. Juni erhielten wir die betrübende Nachricht von dem Tode meines Bruders Sebastian. Die Schwere seiner Leiden ließ sein Ende als eine Erlösung erscheinen. Gleichwohl erfüllte sein Hinscheiden uns Alle mit tiefem Schmerz.

Von meiner literarischen Thätigkeit während dieses ersten Halbjahres habe ich noch kurz zu reden: Neben den laufenden Uebersetzungsarbeiten der Geschichte Japans und des „Lebens des Prinzen Albert" begann ich bald nach Neujahr die Correspondenz der beiden Ampère, Vater und Sohn. Ich hatte das Werk, welches mir mein Bruder Heinrich auf meinen Wunsch (wie alle von mir erbetenen französischen Bücher) mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zusandte, seines reichen Inhaltes wegen schon vor einiger Zeit mit großem Interesse gelesen, und hatte Herrn Perthes vorgeschlagen, eine Uebersetzung desselben zu verlegen. Er äußerte anfänglich, wohl nicht ganz mit Unrecht, Bedenken gegen den allzu französischen Inhalt dieser Briefe, der sich im Deutschen schwer genügend wiedergeben lassen würde, während man annehmen dürfe, daß diejenigen deutschen Leser, welche sich für diese Correspondenz interessiren möchten, sie auch im Original

zu lesen im Stande sein würden. Bald aber ließ Perthes seine Bedenken fallen und einigte sich mit mir über den Verlag der Uebersetzung, an der ich nun mit um so größerm Eifer zu arbeiten anfing, als gerade die nicht geringen sachlichen und formellen Schwierigkeiten derselben mich besonders reizten.

Auch will ich gleich hier dankbar erwähnen, mit welcher liebenswürdigen Bereitwilligkeit Herr Dr. Ferdinand Wibel mir im Verlaufe meiner Arbeit bei der Verdeutschung solcher Abschnitte behülflich gewesen ist, deren Verständniß und Wiedergabe fachwissenschaftliche Kenntnisse erforderten.

An mehr oder weniger selbständigen Arbeiten hatte ich zunächst den Artikel „Hamburg", mit dessen Bearbeitung für die zwölfte Auflage des Conversationslexikons mich Herr Brockhaus betraut hatte, bald nach Neujahr abzuliefern. Mit der gütigen Unterstützung meines in Hamburgischen Verhältnissen genau bewanderten Schwagers, Dr. Carl Leo, der das gute Beste bei diesem Artikel that, gelang es mir, denselben befriedigend herzustellen.

Die schon im vorigen Jahre begonnene Besprechung der Memoiren Schön's beschäftigte mich auch in diesem Jahre. Ich lieferte, als Fortsetzung der einmal angefangenen Artikel, Besprechungen über den dritten und vierten Band für den Hamburgischen Correspondenten.

Endlich schrieb ich noch für „Das Neue Reich" eine Besprechung der kürzlich erschienenen Selbstbiographie der englischen Schriftstellerin Miß Harriet Martineau und eine Kritik der Dichtung „The Inn-Album" von Robert Browning. Mit letzterer Arbeit hatte es folgende Bewandtniß: Meine Schwester, Frau Elisabeth Benzon, wünschte den Werken des ihr nahe befreundeten englischen Dichters eine größere Verbreitung in Deutschland gegeben zu sehen und vermochte Fräulein Emilie Leo in Berlin, welche ihr hübsches Uebersetzungstalent bisher noch nie öffentlich verwerthet hatte, die Uebersetzung des Inn-Album zu übernehmen, welche dann auch unter dem Titel „Das Fremdenbuch" von Robert Browning bei W. Mauke und Söhne hier 1877 erschienen ist.

Fräulein Leo hat die schwierige Aufgabe, den ziemlich ab-

struS-verwickelten Inhalt des englischen Gedichtes in gebundener Form deutsch wieder zu geben, nach meiner Ueberzeugung sehr glücklich gelöst, und ich gab dieser Anerkennung in meiner Besprechung einen noch unumwundenern Ausdruck, als meinen zwar nicht verschwiegenen aber doch vorsichtig ausgesprochenen Bedenken gegen das Original.

Als Ziel unserer diesjährigen Reise hatten wir auf Dr. Cohen's Rath, in Rücksicht sowohl auf den geringen Erfolg meiner letzten Schweizer Reise, als auf den schonungsbedürftigen Zustand meiner Frau, einen nahe gelegenen Punkt, und zwar Lauterberg am Harz, gewählt. Mit uns nahmen wir dieses Mal nur Heinrich, der einer Kräftigung wiederum sehr bedürftig schien. Nach längerm Schwanken gab der Zustand aufgeregten Redens aus dem Halbschlafe, in welchem meine Frau ihn eines Morgens fand, den Ausschlag.

Ueber die Obhut unserer zu Hause bleibenden Kinder konnten wir völlig beruhigt sein. Meine Cousine Marie Leo aus Berlin hatte sich gütigst dazu erboten und war zu diesem Zwecke bereits vierzehn Tage vor unserer Abreise in Hamburg eingetroffen. Carl sollte in den bevorstehenden Ferien, wie ich hier beiläufig bemerken will, seine ersten Unterrichtsstunden geben, und zwar einem Schüler aus einer der unteren Klassen der Gelehrten-Schule. Er hat solchem Schüler-Unterricht — (wie übrigens später auch Heinrich) — während seiner ganzen Schulzeit bis zum letzten Halbjahr, wo das bevorstehende Maturitätsexamen alle freie Zeit in Anspruch nahm, mit großem Eifer obgelegen und hat sich auf diese Weise schon als Schüler eine hübsche Summe, über tausend Mark, erübrigt, die ich zinstragend für ihn belegte und während seiner Universitätszeit, zum Zweck von Sommerreisen, zu seiner Verfügung hielt.

Am 30. Juni reisten wir mit Heinrich ab, per Eisenbahn nach Scharzfeld und von hier per Omnibus nach Lauterberg, wo wir ziemlich spät in dem Hôtel Bellevue eintrafen. Am nächsten Tage sahen wir uns nach einer Privatwohnung um, kamen aber dann doch zu dem Entschlusse, in unserm kleinen Hôtel zu bleiben. Es war zwar recht primitiv, Kost und Bedienung waren mangelhaft, hatte aber doch auch andererseits mancherlei Vorzüge. Das

Logis war geräumig und sauber, das Haus hatte vor dem ersten Stock eine große gedeckte Verandah — mehr eine Art Terrasse, zu der von der Straße her ein eigener Zugang führte, und auf der man, bei irgend erträglichem Wetter, bequem seine Mahlzeiten fast im Freien nehmen konnte, und vor seiner Front, wie an der Seite, schöne schattige Plätze. Endlich war, ein nicht gering zu achtendes Item, der hier geforderte Pensionspreis von vier Mark ein sehr billiger.

An Bekannten, deren wir außer dem Hôtel einige wenige hatten, fehlte es in demselben anfänglich gänzlich. Eine ganz artige Bekanntschaft machten wir aber hier schon an einem der nächsten Tage. Als wir eines Mittags den Eßsaal betraten, flüsterte mir meine Frau nach einem flüchtigen Blick auf die Tafel zu: „Da sitzt Hungar.“ Sie wollte damit sagen, daß der Herr, den sie mit diesem Namen bezeichnete, eine derbe Erscheinung von offenem, freundlichem, gemüthlichem Wesen sei, wie sie der Schauspieler Hungar auf der Thaliabühne in Hamburg darzustellen pflege. Daß er selbst es sein könne, fiel ihr gar nicht ein, er war es aber wirklich, mit seiner Frau und Tochter, und ist, wie wir bald erfuhren, ein Stammgast von Lauterberg und von unserm kleinen Gasthofe. Es waren freundliche Leute, mit denen wir uns, bei und nach der Table d'hôte, hie und da ganz gut unterhielten, sonst aber in keinen nähern Verkehr traten.

Wir sahen und sprachen gelegentlich den ältern Bruder unseres Dr. Eduard Cohen, den frühern Gutsbesitzer Herrn Joseph Cohen mit seiner Tochter, Frau Dr. Bülau und deren Kindern, zu denen später sein Sohn, Privatdocent Dr. Emil Cohen aus Heidelberg sich gesellte, und einen aus Westphalen gebürtigen Obertribunalsrath Hennecke aus Berlin, den meine Frau in Kissingen kennen gelernt hatte, mit dessen Tochter, sowie zwei Fräulein Reinecke, Schwestern von Professor Carl Reinecke in Leipzig.

Im wesentlichen aber würden wir auf uns selbst angewiesen gewesen sein, wenn nicht unsere liebe Cousine Emilie Leo aus Berlin den Aufenthalt in Lauterberg mit uns getheilt, und ein achttägiger Besuch meiner Schwester Marie in unser ein=

förmiges Leben eine angenehme Diversion gebracht hätte. So führten wir mit gemeinschaftlichen, vom Wetter leider meist wenig begünstigten Spaziergängen und Fahrten in der zwar nicht großartigen, aber doch malerischen Gegend, ein ganz angenehmes gemüthliches Dasein. Die gewöhnlichsten Zielpunkte unserer Spaziergänge waren der künstlich gegrabene Wiesenbeekerteich, auf dem Heinrich sich wiederholt mit Rudern ergötzte, und ein an der sogenannten Kupferhütte gelegenes Försterhaus, zu welchem der Weg durch eine „die Schweiz" genannte hübsche Hügelpartie und über eine lange schmale, nur an der einen Seite mit einem mangelhaften hölzernen Geländer versehene, hölzerne Brücke führte, an deren Ende ein sehr guter Kaffee winkte, deren Ueberschreitung aber meine Cousine derartig mit Angst für mich erfüllte, daß sie erklärte, diese Brücke nicht wieder mit uns passiren zu wollen.

Größere Fahrten unternahmen wir, so viel ich mich erinnere, zweimal. Einmal eine fast den ganzen Tag ausfüllende und sehr lohnende nach Andreasberg, und zurück über den Rehberger Graben und das Oderthal, und ein andermal auf den Hohen Knollen durch das Lauterthal. Wir ließen Heinrich, der sich hier sehr erholte und öfter auf seine eigene Hand weite Wanderungen unternahm, auch ein paar Mal Expeditionen über Nacht unternehmen: einmal mit einem Führer auf den Brocken und einmal mit dem fast erwachsenen Sohne einer Frau Apotheker Schaupensteiner aus Minden, die wir im Gasthofe kennen gelernt hatten, eine Tour nach der Goldenen Aue und dem Kyffhäuser, auf welcher den Jungen vor allem ein kleines Abenteuer, ein Streit mit einem Bauern, höchlich ergötzt hatte, welcher Heinrich's Genossen und ihn selbst, weil sie von Fruchtbäumen an der Landstraße Kirschen gepflückt hatten, vor dem Schulzen des nächsten Ortes zur Verantwortung zog.

Heinrich, der in seinem Wesen damals eine eigenthümliche Mischung von einem bald unbändig ausgelassenen, bald träumerisch-indolenten Jungen und von einem wissensdürstigen, aber pedantisch-docirenden Professor bot, dabei aber doch überwiegend ein guter Kamerad war, machte uns im ganzen viel Freude. Auch mit meiner Schwester und meiner Cousine stand

er auf gutem Fuße. Die letztere sagte einmal von ihm, als wir uns über ihn unterhielten, ebenso charakteristisch wie komisch: „Wenn er nicht ein Ungeheuer ist, so ist er doch eigentlich ein sehr netter Junge."

Den Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Lektüre, welche regelmäßig in unserm recht geräumigen Salon stattfand, und bei der meistens unsere Cousine die sehr gute Vorleserin abgab, bildeten unter anderm „Le Médecin de Campagne", von Balzac, ein Buch, das uns übrigens nicht sehr erbaute, und ein damals und wohl noch heute viel Aufsehen erregender historischer Roman von dem schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer „Georg Jenatsch, eine Bündener Geschichte", die uns sehr gefiel und fesselte.

Am 26. Juli wurde mein Geburtstag sehr hübsch gefeiert. Die Kinder hatten aus Hamburg Briefe und einen „Puffer", das bei mir sehr beliebte Hamburgische Nationalgebäck, Carl und Mariechen noch insbesondere Dichtungen geschickt. Der Kuchen prangte in der Mitte auf dem Geburtstagstisch und um denselben her die genannten Schriftstücke der Kinder, nebst allerhand hübschen Geschenken, die mir mit allerliebsten Gedichten von meiner Frau und Cousine Emilie morgens vor dem Kaffee übergeben wurden. Heinrich hatte mir in der unserm Gasthofe gegenüberliegenden sogenannten „Westermannschen Schmiede" im Schweiße seines Angesichtes eigenhändig ein Messer — Frucht- oder Papiermesser — geschmiedet, das ich noch heute in dankbarer Erinnerung aufbewahre.

Nachdem wir uns auf der Verandah eine Zeitlang an Kaffee und Kuchen erlabt hatten und noch eben gemüthlich plaudernd bei einander saßen, erscholl plötzlich von unten her eine hier gänzlich ungewohnte Musik, die sich bald als von meiner Frau für mich veranstaltet auswies. Einige Tage zuvor hatte ich auf dem Felsenkeller, auf welchem wir öfter unsern Nachmittagskaffee tranken, zu meiner Frau und meiner Cousine die Aeußerung gethan: „Ihr rathet nicht, was mir hier in Lauterberg fehlt — ein bischen Blechmusik, und wenn sie auch noch so mangelhaft wäre." Das hatte meine Frau auf den Gedanken gebracht, die allerdings in der Regel äußerst mittelmäßige Kur-

musik, die man überdies nur sehr selten zu hören bekam, an diesem Morgen als Ueberraschung für mich spielen zu lassen.

Das kleine Orchester trug einen Choral, die Ouverture zu „Don Juan", eine Arie aus „Der Barbier von Sevilla", zwei russische Volkslieder vor und machte seine Sache dieses Mal wirklich gar nicht übel. Als wir uns dann, in Veranlassung meiner bei solchen Gelegenheiten immer aufrichtig großen und lebhaft geäußerten Dankbarkeit, über Grazie und Ungrazie des Dankens unterhielten, recitirte Emilie Leo die uns nicht erinnerlichen reizenden Verse der Grazien aus Goethe's Faust II. Theil, die ich hierherzusetzen mir nicht versagen kann:

Aglaia.
„Anmuth bringen wir ins Leben,
Leget Anmuth in das Geben."

Hegemone.
„Leget Anmuth ins Empfangen!
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen."

Euphrosyne.
„Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmuthig sey das Danken."

Wir hatten unsere Abreise etwa auf die Mitte des August festgesetzt. Ein glücklicherweise vorübergehendes Unwohlsein, welches meine Frau in den ersten Tagen des Monates befiel, nöthigte uns aber doch, unsere Rückreise zu beschleunigen.

So kehrten wir schon am 5. August nach Hamburg zurück, wo wir unsere drei zu Hause gebliebenen Kinder unter Marie Leo's vortrefflicher Obhut wohlbehalten antrafen.

Die letztere verließ uns nach einigen Tagen, um nun auch ihrerseits, nachdem wir sie auf ihrem Vertrauensposten abgelöst hatten, nach Lauterberg zu gehen, wo sie mit ihrer Schwester Emilie noch einige Wochen zu ihrer Erholung zubringen wollte.

Eine andere sehr liebe auswärtige Verwandte fanden wir in Hamburg vor, eine Nichte meiner Frau, die jüngste Tochter ihrer Schwester Antonie, Alice, ein sanftes, liebenswürdiges, gescheidtes und ungewöhnlich strebsames Mädchen, das auf einige

Wochen zum Besuche nach Hamburg gekommen war und zunächst bei unserm Onkel Ferdinand Leo wohnte.

Meine Frau befand sich noch ganz wohl, ging aber nicht mehr in Gesellschaft. So begleitete sie mich und Carl auch am 16. August nicht zu einem Familiendiner bei Onkel Ferdinand. Als ich nach Tische mit Alice Zimmern nach Hause ging, um mich nach dem Befinden meiner Frau umzusehen, fand ich sie in Gesellschaft von Freund Zacharias, der sie besuchte und ihr, — wie er versicherte zu seinem großen Ergötzen —, bei der Revision meiner Uebersetzung des zweiten Bandes des Lebens des Prinzen Albert behülflich gewesen war. Zacharias war damals Strohwittwer, besuchte uns in Folge dessen häufig des Abends zum Thee und las uns regelmäßig vor, immer interessante Dinge, so einmal die auf das Liebesverhältniß Goethe's zu Fräulein von Levetzow bezüglichen Gedichte, u. a. „Die Trilogie der Leidenschaften" und ein anderes Mal aus dem kürzlich erschienenen Creizenach'schen Buche über Marianne von Willemer.

Am Montag, den 20. August in der ersten Morgenfrühe genas meine Frau eines gesunden Töchterchens. Welche große Freude dieser kleine Nachzügler für unser ganzes Haus war, brauche ich nicht zu sagen. Der bisher Jüngste, Otto, war bereits fünf Jahre alt, und er und alle staunten das liebliche kleine Wesen bewundernd und zärtlich an.

Es war daher für unsere Aelteste, Mariechen, gar nicht ganz leicht, jetzt einer Einladung zu Eckardts nach Niendorf a. d. Ostsee folgen zu sollen. Aber meiner Frau schien es erwünscht, das Kind jetzt nicht zu Hause zu haben, und da Alice Zimmern sich freundlich bereit finden ließ, Mariechen in ihren häuslichen Pflichten zu vertreten, so reiste diese am Sonnabend den 25. August in Gesellschaft von Dr. Eckardt nach Niendorf, wo sie glückliche Wochen verbrachte.

Am Sonntag, den 26. August wanderte ich mit Alice Zimmern und Carl nach Eppendorf, in der Meinung, daß dort noch, wie früher, das Civilstandsamt für die von uns bewohnte Vogtei Harvestehude sei, um mein vor einigen Tagen geborenes Kind, wie es nach dem frühern hamburgischen Gesetze erforder-

lich war, vor Ablauf von acht Tagen anzumelden. Dies war nun ein vergeblicher Weg. Denn, wie ich allerdings hätte wissen müssen, befand sich das Civilstandsamt seit Einführung des neuen Reichsgesetzes, wie alle Civilstandsämter, in der Stadt. Ein Mützenmacher, bei dem wir Schutz vor dem Regen suchten, belehrte mich, nachdem er im Adreßbuch nachgesehen hatte, daß das Bu=re=au des für mich zuständigen Standesamtes irgendwo auf dem Neuenwall sei. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es uns, einen Omnibus zu finden, der uns in die Stadt fuhr; denn Pferdebahnen gab es damals bekanntlich noch nicht.

Eine viel angenehmere Expedition für Carl war unfehlbar eine zweitägige Fußtour, die er unter der Leitung eines Lehrers in den letzten Tagen des August nach Lauenburg unternahm und von der er Abends so angeheitert zurückkehrte, daß er, nachdem er eben angefangen hatte, etwas heiter aufgeregt seine Erlebnisse zu erzählen, in tiefen Schlaf versank.

Alice Zimmern war uns allen eine sehr liebe und angenehme Hausgenossin; ich sage ausdrücklich uns allen, weil sie es wirklich für jeden in ganz besonderer Weise war. Meiner Frau war sie eine treue Pflegerin und wahre Freundin, mit welcher Amalie über die ernstesten Angelegenheiten reden, ernste Bücher, unter anderm Chaucer's „Canterbury Tales" lesen konnte; Mariechen war sie eine ebenso wahre und dabei ganz auf die jugendlichen Interessen eines Mädchens eingehende Freundin; für Carl und Heinrich, denen sie eine verständnißvoll auf ihre Secundaner- und Tertianer-Interessen eingehende vertraute Freundin war, hatte der Umgang mit ihr noch den besondern Reiz, daß sie sich in einer für ein Mädchen ganz ungewöhnlichen Weise für die alten Sprachen interessirte und des Griechischen und Lateinischen wie auch der Mathematik, in so hohem Grade mächtig war, daß sie Heinrich gelegentlich bei Lösung einer mathematischen Aufgabe behülflich sein und mit Carl schwere griechische und römische Schriftsteller, wie Thucydides, Cicero u. a. lesen konnte; mir endlich leistete sie an den Abenden, wo Amalie noch in ihrem Schlafzimmer bleiben mußte, aufs liebenswürdigste Gesellschaft, ging mit mir spazieren und arbeitete mit mir.

Zu meinem Arbeitszimmer hatte meine Frau, wie ich bei-

läufig bemerke, noch an jenem verhängnißvollen 19. August in aller Eile unser Wohnzimmer einrichten lassen, damit ich ungestörter sein könne.

Erst am 7. September durfte meine Frau zum ersten Male wieder aufstehen. An demselben Tage wurde auch das Baby zuerst ins Freie getragen.

Ungefähr um die Mitte September kehrte meine Mutter von Ems, wo sie die Kur gebraucht hatte, zurück. Sie hatte dort mit meiner Schwester Elisabeth sehr angenehme Wochen verlebt und auch die Freude gehabt, von meinem Bruder Heinrich, dem das Reisen, seiner zunehmenden Kränklichkeit halber, neuerdings sehr schwer wurde, auf einige Tage besucht zu werden. Die Erinnerung an diesen Emser Aufenthalt sollte meiner Mutter bald um so theurer werden, als es das letzte Wiedersehen für sie war.

Nach diesem kurzen Ausblick auf eine traurige Zukunft, kehre ich zu der heitern Gegenwart zurück.

An unserm Verlobungstage, dem 17. September, den wir häufig zu vergessen pflegten, ließ mir meine Frau dieses Mal durch unser Baby ein Lesezeichen mit einem auf dasselbe geschriebenen, von ihr verfaßten, reizenden Gedicht überreichen.

Am 18. Oktober wohnten unsere Kinder, von dem Dache des an der Alster am Neuen Jungfernstiege belegenen Lippert'schen Hauses, — dieser vorzüglichen Tribüne, zu deren Benutzung Frau Lippert sie freundlichst eingeladen hatte —, der feierlichen Enthüllung des Kriegerdenkmals von Schilling auf der Esplanade bei.

Das Stadt-Theater hatte in den letzten Jahren unter Pollini's Leitung einen ungewöhnlich großen Aufschwung genommen. Eine interessante Vorstellung erlebte ich, während meine Frau noch ans Haus gefesselt war, mit unserm Sohne Carl. Es war die der von Schiller übersetzten „Scenen aus den Phönicierinnen" des Euripides und der Oper „Orpheus und Euridice" von Gluck. Die letztere hatte ich kürzlich schon einmal gehört; auch andere Gluck'sche Opern, wie die beiden

Iphigenien in Aulis und auf Tauris und „Armida", welche damals öfter, und zwar mit einer vortrefflichen Sängerin, Frau Reicher-Kindermann, gegeben wurden.

Als charakteristisch für die Art meiner Frau erzähle ich noch, daß sie einige Wochen später, — mitten in allerlei Ammen- und Mädchennöthen, gerade an dem Tage, wo sie auf der Polizei erfuhr, daß ein von ihr gemiethetes und zur rechten Zeit vergeblich erwartetes Mädchen inzwischen als Diebin internirt worden sei —, doch den Muth hatte, zu einer für den Abend angesetzten Vorstellung von „Wallensteins Tod", von welcher sie mit Recht annahm, daß ich sie gern hören würde, Billets zu nehmen und Abends mit mir ins Thalia-Theater zu gehen.

Ich erwähne gleich hier eine Aufführung von „Wallensteins Tod", mit Barnay als Wallenstein, welcher wir einige Monate später im Stadt-Theater (auf Onkel Ferdinand's Plätzen) beiwohnten, weil es mir interessant war, die Darstellungsweise auf beiden Bühnen zu vergleichen. Ueber Barnay's, wie man mir sagte, vortreffliche Maske habe ich ja kein Urtheil, auch nicht über seine Mimik; seine Recitation aber entsprach so wenig in dieser wie in anderen Rollen meinem Ideale des Vortrages tragischer Verse. Sein realistisches Bemühen, dem Sinne dadurch gerecht zu werden, daß er so viel wie möglich das Versmaß verbirgt und die gebundene Rede in ungebundene verwandelt, halte ich für ästhetisch ganz verwerflich.

Wenn ich nun einmal wieder von musikalischen Aufführungen reden will, welche doch eine der ungetrübtesten Freuden meines Lebens sind, so muß ich etwas weit, bis in das Frühjahr zurückgreifen, muß unter anderm, neben verschiedenen köstlichen Florentiner-Quartettabenden, eines Philharmonischen Concertes Erwähnung thun, in welchem J. S. Bach's „Concerto Grosso" mit eingelegtem Violinsolo von Bach, vorgetragen von Bargheer, sodann Stücke aus Beethoven's „Die Geschöpfe des Prometheus" und Mozart's „Jupiter-Symphonie" gespielt wurden; eines spätern, in welchem der spanische Geigenvirtuose Sarasate zum ersten Mal in Hamburg auftrat und eines dritten, in welchem Rubinstein's „Verlorenes Paradies" zur Ausführung gelangte, wobei auch meine Frau im Chor mitwirkte.

Eines Ende Oktober stattgehabten Concertes gedenke ich, weil einer der beiden Concertgeber unser früher so viel von mir genannter Freund, Friedrich Grabau war. Er hatte nun schon seit Jahren seine Hypochondrie glücklich überwunden, war, seiner eigentlichen Neigung und Begabung gemäß, Musiker geworden, hatte sich mit dem Fräulein Steinthal, dem er im Jahre 1865 auf Rigi-Kaltbad so hübsch den Hof gemacht, verheirathet und lebte, als Professor an der Akademischen Hochschule für Musik, in Berlin. Sein Klavierspiel hatte an Reiz und Schmelz nichts verloren, an Vollendung natürlich noch gewonnen.

Der 6. Dezember kam heran, und mit ihm der denkwürdige Tag, an welchem ich die verhängnißvoll abschüssige Bahn zum ersten Male betrat, an deren Ziel ein vollständig falsches Gebiß winkt, und auf der ich jetzt [1883] bereits weit fortgeschritten bin, ohne das Ziel jedoch schon ganz erreicht zu haben: Ich ging zu Dr. Calais, um mir einen ersten falschen Zahn zu bestellen.

Dies hinderte mich jedoch nicht, an der allerdings zu dieser Zeit des Jahres selten sehr lebhaften Geselligkeit theilzunehmen. Ich erinnere mich einer kleinen Soirée, welche wir unseren in Berlin lebenden Verwandten Philippsons zu Ehren gaben, bei der nach dem Abendessen sehr munter getanzt wurde. Herr Pius Warburg, meine Schwägerin Franziska Leo und Frau Zacharias spielten, namentlich die letztere vortrefflich und unermüdlich, zum Tanz.

Ferdinand Hiller, welcher gerade in Hamburg anwesend war, um der ersten Aufführung des Weihnachtsmärchens „Prinz Papagei" zu welchem er die Musik componirt hatte, beizuwohnen, hatte versprochen zu kommen, mußte uns aber schließlich im Stich lassen.

Wenige Tage später wohnten wir bei unseren Freunden Siegmund Warburgs einer glänzenden musikalischen Fête bei, wo Max Bruch's „Odysseus" zweiter Theil das Hauptstück des sehr schönen Programms bildete. Hier stellte sich mir Schulrath Harms als früherer Schulkamerad vor, der sich lange mit mir unterhielt und mir die artigsten Complimente über meine Uebersetzungen machte, die einzigen, die er überhaupt läse und zwar mit Genuß und Freude.

Am 20. Dezember, dem Geburtstage von Frau Dr. Eckardt, wohnten wir drüben bei ihnen der recht niedlichen Aufführung

eines kleinen französischen Stückes von Madame de Genlis „L'Enfant Gâtée“ bei, das sich die Eckardt'schen Mädchen und Mariechen für die Gelegenheit einstudirt hatten. Unter den Gästen waren Herr und Frau Dr. Otto Mittelstädt ein angenehmes und anregendes Element der Unterhaltung. Auch beim „Geisterklopfen“ nach dem Abendessen betheiligte sich Frau Mittelstädt höchst launig und lebendig.

Am Weihnachtsabend ging bei uns die Bescheerung in gewohnter Weise mit Julklapps vor sich. Die Kinder erfreuten mich durch ganz löbliche musikalische Produktionen, welche die beiden Kleinen, Anna und Otto, als Engel mit goldenen Flügeln eröffneten mit dem sehr niedlich gesungenen Liede:

„Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,

— — — — — — — — —

„Zwei Engel sind hereingetreten . . .“

Zum Schluß der Feier gab es, vor der abendlichen Karpfenmahlzeit, einige hübsche Lebende Bilder, unter denen ich eins besonders hervorhebe, zu welchem meiner Frau die oben citirten Goethe'schen Verse über die Grazie des Dankens die Veranlassung geboten hatten. Mariechen, Anna und Marianne Leo stellten die Grazien dar.

Keinem der Anwesenden waren die schönen Goethe'schen Worte geläufig. Das Bild mußte wohl sechsmal wiederholt werden; zuletzt rief Franziska Leo: „Ich möchte gern Marianne noch 'mal als Grazie sehen!“ — was unter heiterm Lachen gewährt wurde.

Ein anderes Lebendes Bild stellte zwei lustige Studenten dar, Martin und Alfred Leo. Ersterer, im Schlafrock und Käppchen, mit langer Pfeife im Munde, trat vor und überreichte mir, mit von Carl gedichteten launigen Hexametern, als höchst willkommenes Geschenk meiner Frau, einen neuen Schlafrock.

Die Studenten hatten aber eigentlich Bezug auf unsere beiden Söhne, denen sie in Form eines „goldenen Regens“, — welcher sich dann plötzlich über sie ergoß —, ein schönes Geldgeschenk von Onkel Heinrich aus Paris zu überreichen hatten.

Am 28. Dezember traf mein Bruder Rudolf aus London in Hamburg ein. Tags darauf, an unserm achtzehnten Hoch-

zeitstage, besuchte er uns am Morgen. Er mußte natürlich unsere Weihnachtsstube bewundern und war, wie er sich verbindlich äußerte „angenehm beeindruckt von den Kindern und von allem." Solcher Morgenbesuche gab es in der Folge noch manche, zu meinem großen Genuß, aber auch zur Freude meiner Frau und der Kinder.

Es war überhaupt ein buntes Leben in unserm Hause, das viel zu klein zu werden anfing für die Bedürfnisse so verschiedenen Alters und Geschlechtes, und es machte meiner Frau manches Kopfbrechen, jedem gerecht zu werden und namentlich die drei Kleinen in ihrer Nähe unterzubringen. Da darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn eine hohe Bettschieblade, mit vier Beinen und Rollen versehen, die übrigens höchst bequeme Schlafstätte für unsern kleinen Otto ausmachte, welche sich ohne Mühe von einem Zimmer ins andere schieben ließ. „Chodowiecki'sche Zustände" nannte das meine Schwester lachend, mit Beziehung auf die mancherlei humoristischen Skizzen des Künstlers aus seinem Hausstande und seinem intimen Familienleben, welche meine Schwester kürzlich, in Begleitung meiner Frau, bei einer im „Rauhen Hause" in Horn veranstalteten, wie es scheint höchst interessanten Ausstellung der Werke Chodowiecki's zu sehen Gelegenheit gehabt hatte.

Am letzten Tage des Jahres sahen wir meine Mutter und meine Geschwister bei uns zu Tische. Die Weihnachtsstube war noch in vollem Glanze, der Baum brannte noch einmal ganz hell, was Rudolf erfreute und heimathlich anmuthete. Sein liebenswürdiger heiterer Humor gab Stoff zu vielem Lachen und versetzte Mutter in die glänzendste Laune. Bei der am Sylvesterabend üblichen Punsch- und Apfelkuchenmahlzeit toastete Rudolf und animirte auch mich und unsern Carl zu weiteren Toasten. Um halbzwölf Uhr trennten wir uns noch im alten Jahre. Die drei ältesten Kinder aber ließen es sich nicht nehmen, das neue Jahr wachend zu erleben, und traten, als es zwölf Uhr geschlagen hatte, in unser Schlafzimmer, um uns zu beglückwünschen.

Das Jahr 1878 eröffneten wir in der heitersten Weise mit einigen Festlichkeiten, welche durch die Anwesenheit Rudolf's theils verherrlicht, theils geradezu veranlaßt wurden. Letzteres galt namentlich von einer größern Gesellschaft, die wir am 3. Januar gaben.

Meine Frau war schon lange mit dem Gedanken umgegangen, das Goethe'sche Singspiel „Scherz, List und Rache", welches ich den Kindern zu ihrem Geburtstage einstudirt hatte, vor einem größern Zuhörerkreise wiederholen zu lassen, hatte aber zur Realisirung dieses bisher ganz vagen Planes noch nichts gethan. Jetzt bestimmte sie die Anwesenheit Rudolf's und der von diesem ausgesprochene Wunsch, die Aufführung mit anzusehen, zu einem raschen Entschluß, dem die nothgedrungen rascheste Ausführung, wie meine Frau solche mit wahrer Virtuosität zu beschaffen pflegt, auf dem Fuße folgte. Nicht nur, daß in wenigen Tagen eine Anzahl von Gästen eingeladen und zu deren würdigem Empfange alles eingerichtet werden mußte, die Hauptsache war, daß doch die Kinder ihre seit dem Februar nicht wieder angesehenen Rollen frisch memoriren, noch einige Proben halten und etwas sorgfältiger kostümirt werden mußten, als es bei der ersten, eigentlich als Generalprobe aufgefaßten und ganz en famille erfolgten Aufführung nöthig gewesen war. Bei den Proben war Rudolf mit Rath und That behülflich und nahm so regen Antheil an der Kostümirung der Kinder, daß er eine Skizze zu Scapin's Rococo-Bekleidung entwarf, welche meine Frau noch aufbewahrt. Auch am Abend der Aufführung griff er, wo es sich um Schminken, Faltenmalen u. s. w. handelte, aufs freundlichste thätig ein. Es ging alles nach Wunsch! Fräulein Wilhelmine Marstrand und meine Schwägerin Franziska hatten die

Güte, die Aufführung durch Carl Reinecke's Ouverture zu „Nußknacker und Mausekönig" einzuleiten, die Kinder machten ihre Sache recht gut, und die Gäste waren allem Anscheine nach sehr befriedigt. Meine alte Mutter, welche in einem Lehnstuhl in der vordern Reihe saß, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit und fand großes Gefallen an der Aufführung.

Für mich war dieser Tag überhaupt ein besonders bewegter. Schon am Früh-Nachmittage war ich mit Carl in die Stadt gegangen, um der Generalprobe eines Philharmonischen Concertes beizuwohnen, in welchem sich Joachim und seine Frau produciren sollten. Infolge des angekündigten Auftretens dieser Künstler herrschte an den Eingängen und namentlich an der Kasse ein wahrhaft entsetzlicher Zudrang, der sich für mich um so unangenehmer fühlbar machte, als Carl, der an die Kasse getreten war, um Billets für uns zu nehmen, es in seiner dienstfertigen Gutmüthigkeit übernommen hatte, im Auftrage einer Menge von Leuten, die nicht so weit vordringen konnten, Einlaßkarten zu lösen, so daß er gar nicht wieder loskommen konnte, und ich längere Zeit im dichtesten Gedränge, an einen Thürpfosten gelehnt, auf ihn warten mußte. Der Lohn, den wir für diese Mühsal in den wunderschönen Vorträgen des Joachim'schen Ehepaares fanden, war freilich so reichlich und so herrlich, daß ich die Bemerkungen Eduard von Hartmann's in seiner „Philosophie des Unbewußten" über die zu hohen Opfer, mit denen Kunstgenüsse erkauft werden müssen, doch nicht ganz berechtigt finden konnte. Die Solovorträge Joachim's und seiner Frau bestanden in dem A-moll Conzert von Viotti, zwei Sätzen aus der C-dur Sonate von J. S. Bach und dem Chamisso-Schumann'schen Liedercyklus „Frauen-Liebe und -Leben."

Nach der Probe brachte mich Carl zu Onkel Ferdinand, bei welchem meine Frau mich, um mich während der Vorbereitungen zu der Abendgesellschaft auf gute Manier loszuwerden, zum Essen gemeldet hatte. Abends ging ich dann nach Hause, um hier in unserer Gesellschaft der Erfüllung meiner Pflichten als Hausherr obzuliegen.

Auch durch Rudolf veranlaßt, war die für mich sehr ungewöhnliche Art, wie ich den folgenden Tag zubrachte. Gegen

meine Gewohnheit hatte ich, meinem Bruder zu Ehren, die liebenswürdige Einladung von Frau Helene Behrens zu einem, der Natur der Sache nach größtentheils aus Damen bestehenden Frühstück angenommen. Nachdem ich mich mehrere Stunden lang bei dem Frühstück, das übrigens für ein copiöses frühes Diner gelten konnte, sehr gut unterhalten und mich namentlich nach demselben an dem schönen Gesange der liebenswürdigen und vortrefflichen Sängerin, Fräulein Hanne Gowa, erfreut hatte, war es fast vier Uhr Nachmittags geworden. Für den Abend verdankte ich der Güte meines Bruders Billets zum Philharmonischen Concert, in welchem ich, in Gesellschaft meiner Frau, die herrlichen Leistungen Joachim's und seiner Frau mit großem Genuß noch einmal hörte. Ich erinnere mich dann noch, am Vorabend von Rudolf's Abreise, eines angenehmen Diners bei Frau Clara Seligman, nach welchem heitere jeux d'esprit gespielt wurden.

In unserm häuslichen Leben war es ein kleines Ereigniß, daß der nunmehr fünfeinhalbjährige Otto zwar noch keine Schule, aber doch den neuerdings so beliebten Vorläufer einer solchen, in Gestalt eines Kindergartens, zu besuchen anfing, welcher in der Grindelallee belegen war. Meine Frau, die den Kleinen anfänglich brachte und holte, und dabei Exercitien zum Alleinhinfinden mit ihm machte, überzeugte sich bald, daß er seinen Weg sicher finden konnte, und wir ließen ihn ohne Sorge allein gehen, bis der gräßliche Knabenmord, welcher kurze Zeit darauf, ich glaube in der Gegend von Hohenfelde geschah, solcher Sorglosigkeit ein= für allemal ein Ende machte.

Der gute Einfluß des Kindergartens zeigte sich bald an dem Jungen, der mit wachsender Liebe und Begeisterung hinging und aus einem kleinen Träumer ein aufgewecktes, lebhaftes Kerlchen wurde.

Rudolf hatte uns noch nicht lange verlassen, als unsere Cousine Emilie Leo zum Besuche in Hamburg eintraf, wo sie, als Gevatterin unseres Baby bei der Taufe nicht fehlen durfte, welche Herr Pastor Ritter am 29. Januar vollzog. Der feierliche Akt wurde durch das Engelsterzett aus dem Elias „Hebe deine Augen auf zu den Bergen" würdig eingeleitet, welches

sich Mariechen und die Eckardt'schen Mädchen heimlich einstudirt hatten und das nun, zu unser aller freudigster Ueberraschung, beim Beginn der heiligen Handlung aus dem Nebenzimmer erscholl.

Während der Predigt und der ganzen Taufhandlung betrug sich der kleine Täufling ganz vortrefflich, sie redete in süßen Tönen mit und ließ sich von meiner Mutter geduldig über der Taufe halten. Gevattern waren, außer der schon genannten Emilie Leo, Frau Dr. Eckardt, meine Mutter und, auf seinen speziellen Wunsch, unser sechszehnjähriger Carl; also das älteste und eines der jüngsten Mitglieder der Familie.

Herr Pastor Ritter empfahl die Kleine dem Schutze ihres ältesten Bruders und jüngsten Gevatters, und setzte gleichzeitig das Kind zu seinem Schutzengel ein, da in des Lebens Gefahren und Versuchungen der Gedanke an das Schwesterchen, für das er sorgen, dem er als Beispiel vorleuchten müsse, ihn feien und bewahren werde.

Ich weiß nicht weshalb, aber es muß vorübergehend in der Absicht meiner Frau gelegen haben, die Geschwister des kleinen Täuflings von dem Taufdiner auszuschließen. Wenigstens findet sich unter den von meiner Frau aufbewahrten Papieren ein von Heinrich in ziemlich hohen Tönen abgefaßter, aber nicht ganz unberechtigter Protest dagegen, daß „bei einer häuslichen Feier, der Taufe ihrer Schwester, die Geschwister als hintenanhängende Gnadengäste betrachtet werden sollten, die nachher in schönen Gewändern herunterkämen, sich zu präsentiren, ‚Guten Tag, Herr X.', ‚Guten Abend Frau Y.', gute Nacht Fräulein Z'...." Sicher ist, daß sie an dem kleinen Taufdiner theilnahmen, welchem, außer der Familie und den Pathen, von sonstigen Gästen nur noch Steinerts, Herr Pius Warburg und Herr Graebener beiwohnten.

Herr Dr. Eckardt ließ im Namen der Gevattern den Täufling leben. „Die Damen und der Jüngling schweigen"... so wolle er für sie reden. Er stelle sich vor, wie es sein werde, wenn nach fünfzig Jahren der Täufling ihren Kindern und Enkeln erzähle, was sie dunkel davon reden gehört, wie es bei ihrer Taufe zugegangen sei. Da seien . . . unter anderen Freunden

des Hauses, Fremde, weggelaufene Türken — was weiß ich! (Er wies auf sich selbst) und ein Musiker und berühmter Componist gewesen, der zu Ehren des Festes eine Hymne componirt habe." (Hier wies er auf Graedener.) — Und so ging es noch eine Weile fort in der sprudelnden Art und Weise Eckardt's.

Es ging auch sonst, trotz des hohen Alters der meisten Anwesenden, sehr munter her. Frau Steinert und Dr. Leo hatten scherzhaft berechnet, daß die Jahre des Lebensalters der Tischgäste zusammengezählt weit über Tausend betrugen.

An dem bald darauf folgenden Geburtstage meiner Frau traf am Morgen, mit einem Strauß bunter Blumen, eine kleine Dichtung von Emilie Leo ein, die ich mir nicht versagen kann, hier einzuschalten. Sie bedarf freilich eines Commentars. Es scheint, als ob meine Frau einige Tage zuvor, halb humoristisch, halb ärgerlich über einige Vorwürfe, die ich ihr gemacht hatte, sich gegen Emilie geäußert habe, wie andere Frauen Muster der Vollkommenheit, so sei sie das Muster der Unvollkommenheit. Hierauf nun bezogen sich die folgenden Verse:

Zum 8. Februar 1878.

Ihr, zu deren Fest die Blumen sprießen auch zur Winterszeit,
Ihr, dem Muster jeder Tugend, selbst — der Unvollkommenheit,
Die auch an den trübsten Tagen Hoffnung nicht und Muth verliert,
Und mit bunten Geistesblüthen ihres Hauses Leben ziert,
Die nach der Verständ'gen Urtheil oftmals „allzubunt" es macht
Sei von diesen bunten Blumen schwesterlicher Gruß gebracht.

Der Tag verlief im übrigen ohne bemerkenswerthes Vorkommniß; es wäre denn eines zu nennen, daß sich bei Tische der sonst meistens sehr einsylbige und zu oratorischen Leistungen äußerst wenig aufgelegte alte Onkel Ferdinand erhob und einen sehr freundlichen Toast auf meine Frau ausbrachte, welchen Carl dann mit einem recht gelungenen Trinkspruch auf ihn erwiderte. Es müssen wohl noch andere Redner gefolgt sein; denn ich entsinne mich des wohlgefällig-behäbigen Ausspruches unseres kleinen Otto: „Nun haben wir schon drei Troste gehabt."

Aus dem ungetrübt heitern Himmel, welcher seit Beginn des neuen Jahres sich bisher über unser Leben gewölbt hatte,

fuhr am 12. Februar ganz plötzlich ein furchtbarer Blitzstrahl in Gestalt einer Hiobspost aus England auf uns herab. Ein am genannten Tage eingetroffener Brief unseres Bruders Rudolf meldete die plötzliche schwere, lebensgefährliche Erkrankung meiner Schwester Elisabeth. Sie war kürzlich von einem längern Unwohlsein in London einigermaßen wieder genesen und hatte sich zu ihrer völligen Wiederherstellung und Erholung nach dem im südlichen England gelegenen St. Leonards on Sea begeben, war aber hier nach wenigen Tagen so schwer erkrankt, daß die verschiedenen, eiligst herbeigerufenen Londoner Aerzte, unter ihnen der Leibarzt der Königin, Sir William Jenner, äußerst wenig Hoffnung gaben.

Diese Trauerbotschaft versetzte uns in große Bestürzung. Meine Schwester Marie entschloß sich, nach England zu reisen und führte diesen Entschluß am 15. Februar aus. Meiner Mutter, deren 86. Geburtstag gerade auf diesen Tag fiel, konnten wir unter diesen Umständen die Mittheilung von der ernsten Erkrankung Elisabeth's natürlich nicht ersparen, jedoch sorgten wir, daß ihr die große Lebensgefahr, in welcher meine Schwester schwebte, an diesem Tage noch verborgen blieb. Tags darauf, am 16. Februar, traf die Todesbotschaft ein, und meine Frau mußte sich der schweren Aufgabe unterziehen, meiner armen Mutter das Schlimmste mitzutheilen.

Der Tod meiner jüngsten Schwester versetzte uns alle in die tiefste Betrübniß. Sie war zwar keine bedeutende Persönlichkeit und nicht frei von mancherlei Schwächen, die aber doch von einer großen Anmuth der Gegenwart, einer ihre ganze Umgebung wohlthuend belebenden, durch Scherz und Komik gewürzten Heiterkeit des Wesens und vor allem von einer Herzensgüte, die sich fast nie verleugnete, weit überwogen wurden. Die letztere Eigenschaft hatte sie namentlich in ihren Beziehungen zur Familie wiederholt aufs liebenswürdigste bethätigt, und mir persönlich gegenüber oft in rührender Weise an den Tag gelegt. Daneben war sie Meisterin im Bereiten der kleinen Freuden des Lebens, die oft nachhaltiger wohlthuend wirken, als die Spender solcher Aufmerksamkeiten ahnen mögen.

Wenige Wochen vor ihrer Erkrankung ließ sie mich wissen,

daß Charles Lewes sich sehr über meine Uebersetzung seines „On Actors and the Art of Acting“ gefreut und sie „auf seinen drawing-room-Tisch“ gelegt habe. Bei den mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnissen, welche gerade dieser Arbeit von mir beschieden waren, mußte mir eine solche Anerkennung doppelt werth sein.

Auch war ich nicht verwöhnt! wie denn überhaupt die Uebersetzer-Laufbahn reicher an Dornen als an Lorbeeren ist. Elisabeth hatte hierfür eine feine Fühlung und ermuthigte mich, wo sie konnte. So wußte sie, daß ich mich mit dem Gedanken trage, Victor Cherbuliez' neuesten Roman „Samuel Brohl et Co.“ von Hachette in Paris zu erwerben und zu übersetzen, und theilte mir noch Ende Januar mit, sowohl Charles Lewes als Robert Browning hätten auf ihre Empfehlung das Buch gelesen und sehr bewundert. [Samuel Brohl et Co. ist in der That, wie ich hier vorweg bemerke, von mir übersetzt, im Feuilleton der Rigaschen Zeitung und später im Verlage von Küttmann in Bremen in einer Buchausgabe erschienen.]

Als Rudolf Elisabeth wenige Tage vor ihrem Tode von einem nach schwierigen Verhandlungen mit Sir Theodore Martin und der Königin Victoria getroffenen Uebereinkommen in Betreff der Fortsetzung meiner Uebersetzung des Lebens des Prinzen Albert berichtete, (— welche Fortsetzung fast an der geringen Theilnahme des deutschen Publikums für dieses Werk und folgeweise an Perthes' Unlust, noch ferner viel Geld in die Arbeit zu stecken, gescheitert wäre —) hatte sie mit leiser Stimme lächelnd gesagt: „Doch 'mal etwas Gutes!“

In Elisabeth's Nachlaß fand sich ein Päckchen Briefe mit der Aufschrift „Für Emil“, welches eine Anzahl interessanter Autographen bedeutender Persönlichkeiten, meistens solcher enthielt, die ich bei ihr oder durch sie kennen gelernt hatte.

Das sind so einige Züge ihrer zartsinnigen Aufmerksamkeiten, deren Zahl ich noch um viele vermehren könnte.

Was sie sonst noch, über das Grab hinaus, an liebevoller Fürsorge für uns gethan hat, gehört nicht in den Rahmen dieser Erzählung. Aber ich bewahre ihr, und meine Frau und

meine Kinder thun es mit mir, ein unauslöschliches liebevolles und dankbares Andenken.

Meine Frau machte es sich, nach Elisabeth's Tode, zur besondern Aufgabe, meiner armen Mutter die Wirkungen des schweren Schlages, der sie getroffen hatte, nach Kräften zu erleichtern. Sie ging wochenlang unverdrossen jeden Abend zu ihr, las ihr alte Briefe meiner Schwester und sonstiges vor und suchte sie auf jede Weise zu zerstreuen, ein Beginnen, das ihr durch die große geistige Spannkraft und Lebenslust meiner Mutter, die sie frischen Eindrücken bald wieder zugänglich machte, allerdings sehr erleichtert wurde.

Auf ihren unverwüstlichen Humor bauend, fanden wir sie auch beispielsweise bald geneigt, den Kindern zu Liebe an der Lektüre von Eichendorff's „Glücksritter", sowie von Th. A. Hoffmann's „Kater Murr" theilzunehmen, den wir an verschiedenen Sonntagabenden, nachdem wir mit den Kindern bei ihr gegessen hatten, bei ihr lasen.

Eine wehmüthige Freude war es für sie und uns, die mündlichen Berichte meiner Schwester Marie zu hören, als diese Mitte März von England zurückkehrte.

Auch der Besuch von Frau Anna Semper, geb. Herrmann, Elisabeth's Freundin, bot Mutter eine angenehme Ablenkung ihrer traurigen Stimmung. Sie entschloß sich sogar zu einem kleinen Damenfrühstück, bei welchem auch meine Frau zugegen war. Freilich wurde ihre Stimmung, wie das so zu gehen pflegt, mit jedem Tage trüber, namentlich als die traurigen genauen Krankheitsberichte aus England einliefen, welche ihr vorzulesen wieder meiner Frau zufiel. Nur für gleichgültige Dinge: Politik, zum Beispiel Bismarck's famose Rede im Reichstage, die Berichte über den neuen Papst Leo XIII., behielt sie ein unvermindert reges Interesse.

Der Tod ihres und unseres alten Freundes, des Malers Louis Asher, ging ihr, wie uns, sehr nahe. Er starb am 7. März, nachdem er schon lange recht hinfällig gewesen war; sein Freund Dr. Heinrich Schleiden widmete ihm kurze Zeit darauf einen warmen ehrenden Nachruf.

Ein unvergleichlich schöner und früher Frühling gestaltete

den Geburtstag unseres alten Kaisers, den 22. März, zu einem freudig und heiter bewegten. Die Stadt hatte sich festlich geschmückt; auch vom St. Petrithurm wehten, zum ersten Male seit seiner Vollendung, deutsche und hamburgische Flaggen.

Die feierliche Einweihung des St. Petrithurmes und die Enthüllung des goldenen Kreuzes auf seiner Spitze fand erst später, am 7. Mai, statt.

Meine Frau und Anna hatten bereits einige Tage vor der Enthüllung, auf der schon von Stellagen fast ganz freien Kugel unter dem Kreuze, den Schieferdecker Schultz mit seinen Gehülfen herumklettern, auf Seilen wahrhaft zwischen Himmel und Erde hängen gesehen, was dem Kinde den Ausruf entlockte: „O sieh' nur, Mama! Die kleinen Männchen bewegen sich, als ob es ordentliche Menschen wären!"

Und, weil ich einmal abgeschweift bin von der Erzählung des Familienlebens zu städtischen Ereignissen, will ich gleich hier im Vorübergehen der am 10. Juli vollzogenen Enthüllung des Hansabrunnens gedenken, bei welcher mein Schwager Dr. Carl Leo die offizielle Rede, wie ich höre, sehr hübsch hielt.

In den ersten Tagen des April begegnete meiner Frau derselbe Unfall, der mich schon mehrmals, zuletzt im Januar dieses Jahres betroffen hatte. Sie fiel bei hellem Tage die kleine, schlecht angelegte, siebenstufige Treppe hinunter, welche vom Parterre an den Windfang führt, und zwar heftig auf den Kopf. Leider erwies sich das Gehirn meiner Frau nicht so widerstandsfähig wie mein harter Schädel, dessen Aufstoß auf den Boden damals durch das ganze Haus schallte, ohne daß ich die geringsten Folgen davon verspürt hätte. Nachdem meine Frau, namentlich auf mein Zureden, stundenlang tapfer versucht hatte, nichts aus der Sache zu machen, wurde sie Abends so unwohl, daß wir uns genöthigt sahen, zum Arzt zu schicken. Dr. Cohen erklärte die Sache für sehr ernst und verurtheilte meine Frau zum ruhigen Liegen im Bett, unter Anwendung von Eisumschlägen um den Kopf, in welchem Zustande sie zehn Tage lang verharren mußte.

Wenige Tage nach der völligen Wiederherstellung meiner Frau kam ein Plan zur Reife, mit welchem wir uns schon lange getragen hatten, dessen Ausführung aber nachgerade so dringend geworden war, daß sie nicht länger hinausgeschoben werden konnte. Mit dem Heranwachsen der Kinder wurde die Beschränktheit unseres Raumes immer fühlbarer; ich habe schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnt, durch welche künstliche Veranstaltungen wir in unserm Schlafzimmer Raum für die drei Kleinen gewonnen hatten; Mariechen mußte in der ihrem eigentlichen Zwecke dadurch entfremdeten Badestube nothdürftig genug campiren, und an Arbeits- und Spielräumen gebrach es gänzlich. Wir entschlossen uns daher, falls ein Ausbau des Hauses ohne zu große Geldopfer möglich sein sollte, diesen vornehmen zu lassen und setzten uns zu diesem Zwecke mit dem als tüchtigen Baumeister bewährten Maurermeister Heinemeyer in Verbindung. Nach längeren Verhandlungen gelangten wir mit demselben zu einem Abkommen, vermöge dessen er sich verpflichtete, bis zum 1. September einen Umbau zu beschaffen, der uns, nächst einer Höherlegung des Windfangflurs und einer Veränderung der unglückseligen kleinen Treppe, einen zweiten Stock mit vier geräumigen Zimmern und über diesen einen neuen Boden bringen sollte. Schon während noch schwebender Verhandlungen über den Umbau, hatten wir uns verschiedentlich nach einer Stätte umgesehen, in der wir eventuell während des Sommers würden wohnen können, da unseres Bleibens in einem Hause, in welchem Maurer, Maler, Tapezierer u. s. w. monatelang ihr Wesen trieben, nicht sein konnte. Wir schwankten eine Zeitlang zwischen der Miethung eines eigenen Hauses und der Uebersiedelung nach dem Andreasbrunnen in Eppendorf, entschieden uns dann für letztere und trafen mit dem Wirth des Andreasbrunnen, Herrn Steinbach, ein Abkommen, nach welchem er uns gegen eine nicht übermäßig theure Vergütung für die Sommermonate genügende Wohnräume überließ und die Beköstigung unserer ganzen Familie übernahm.

Wenige Tage vor unserm Umzuge, am 4. Mai, überraschte uns meine Frau mit einer kleinen sinnigen Feier. Zum Nachtisch erschien eine Torte mit zehn Lichtern und einem zierlichen,

dem unsrigen vom Conditor nachgebildeten Hause; meine Frau erhob sich, erinnerte mich und die Kinder daran, daß nun schon seit zehn Jahren ein Rosenstrauch von freilich sehr wilden Rosen in diesem Hause blühe und gedeihe. Aber das Haus drohe jetzt für den Rosenstrauch zu klein zu werden, ungern wollten wir denselben ausgraben und an andere Stelle verpflanzen, darum sei es im Rosenrathe beschlossen, des Hauses Dach zu heben. Zur Erinnerung an diesen Tag solle im Garten auf dem Grasplatz ein hängender Rosenstrauch gepflanzt werden. Und nun forderte sie uns auf, mit ihr auf unser dauerndes Wohlergehen in diesem Hause zu trinken. Nach Tische begaben wir uns alle in den Garten, in welchem inzwischen auch der Gärtner erschienen war, und wohnten der feierlichen Pflanzung des hängenden Rosenstrauches bei.

Auf den 7. Mai hatten wir unsere Uebersiedelung nach dem Andreasbrunnen festgesetzt. Schon am Morgen des 6. waren die Möbel, die wir nach Eppendorf mitnehmen wollten, namentlich die meisten Betten, auf einem großen Möbelwagen befördert. Die Kinder mußten sämmtlich, mit einziger Ausnahme Otto's, für den noch ein Bett vorhanden war, die Nacht auf der Erde campiren, was ihnen den größten Spaß machte; nur Otto war sehr unglücklich und sagte weinend: „Alle dürfen sie auf der Erde schlafen, nur ich nicht."

Auch die Vorbereitungen zur Umgestaltung des Hauses nahmen bereits an diesem Tage ihren Anfang; noch spät am Abend war der Tapezier damit beschäftigt, im Eßzimmer, welches neu tapezirt werden sollte, die alte Tapete abzureißen. Ich saß mit meiner Vorleserin nach dem Abendbrot ruhig im Wohnzimmer, meine Cigarre rauchend, als wir plötzlich gegen halbelf Uhr durch ein entsetzliches Gepolter, das sich wie gewaltsames überlautes Klopfen an die Flügelthür des Eßzimmers ausnahm, aufgeschreckt wurden. „Aber, Herr Köpcke", rief ich dem Tapezier durch die geschlossene Thür zu, „bitte, machen Sie doch nicht so entsetzlichen Lärm." „Ich mache gar keinen Lärm, Herr Doktor," lautete seine Antwort. Und so war es in der That; er war ganz unschuldig an dem heftigen Geräusch, das vielmehr von der großen, eben stattgehabten Pulverexplosion in Schulau herrührte.

Am 7. Mai endlich fand gegen Abend unsere Uebersiedelung nach dem Andreasbrunnen statt, und der Ausbau der obern Etage unseres Hauses konnte beginnen.

Der Andreasbrunnen, dieses altbeliebte ländliche Etablissement, hat jetzt auch weichen müssen. Aus dem in gutem einfachen Renaissancestil gehaltenen, an der Eppendorfer Landstraße gelegenen Haupthause sind drei bis vier nüchterne kleine Häuser geworden, der schöne große gutgehaltene, fast parkartige Garten ist parcellirt und die Reihe kleiner Gartenhäuser am Ende des Gartens ist verschwunden. Freilich waren diese letzteren dumpf, wenn nicht feucht zu nennen, aber es haben darin viele Jahre hindurch eine Anzahl althamburgischer Familien ihre Sommerfrische gehalten, und der Andreasbrunnen nimmt mit seinen schönen Gartenconzerten, seiner feinen einfachen Gastlichkeit, seinem stillen ländlichen Frieden in der Erinnerung vieler Hamburger sicher eine nicht unbedeutende Stelle ein. Mir und den Meinigen ist schon um deshalb sein Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, weil Haus und Garten des Andreasbrunnen die Stätten des fröhlichen sommerlichen Spieles unserer Kleinen waren.

Wir wurden von den Wirthen des Andreasbrunnen freundlich empfangen und zunächst in einen zu ebener Erde gelegenen, zur beliebigen Benutzung für alle Hausgenossen bestimmten Salon geführt. Es war noch bitterkalt; der Wirth versprach am nächsten Tage für ein wärmeres Zimmer zu sorgen, und wirklich machte sich das Bedürfniß erwärmter Räume von früh an fühlbar; denn es regnete den ganzen Tag über in Strömen und war sehr kalt.

Unsere Wohnräume lagen theils im großen Hause, theils in einem der kleinen im Garten befindlichen Häuser. Wir hatten anfänglich die Absicht gehabt, uns ganz in einem solchen Häuschen zu etabliren, aber Dr. Cohen erklärte sich entschieden dagegen. Er hielt die ganze Gegend ihres Sumpfbodens wegen, namentlich aber die kleinen Häuser, für nicht sonderlich gesund und gestattete unsere Uebersiedelung nach Eppendorf nur unter der Bedingung, daß wir im Haupthause schliefen. Der Aufenthalt in den Wohnzimmern des Gartenhäuschens erwies sich aber auch bei besserm Wetter als wenig angenehm, und wir verzichteten, nach mehrfachen Versuchen, bald ganz auf deren Benutzung.

Der Aufenthalt in dem großen und schönen Garten mit seinen vielen lauschigen Ruhebänken war bei gutem Wetter sehr angenehm. Leider waren wir vom Wetter im ganzen wenig begünstigt. Nur anfänglich gab es, nach einigen abscheulichen, eine Reihe wirklich schöner Tage, dann aber längere Zeit hindurch sehr unsicheres, häufig regnerisches Wetter, durch das ich mich aber, wie gesagt, wenn es nicht allzu schlimm war, vom Luftgenuß und vom Arbeiten im Freien nicht abhalten ließ. Ich saß dann wohl mit meiner Frau oder meiner Vorleserin im Schlafrock, ein Plaid über die Kniee gelegt, einen breiträndrigen Filzhut auf dem Kopfe, eine blaue Brille auf der Nase und einen aufgespannten Schirm — eine Figur, würdig der „Fliegenden Blätter" oder des „Kladderadatsch" — auf einer Bank im Garten. Gelegentlich, wenn der Regen zu stark wurde, um im Freien zu verharren und doch nicht arg genug, um sich ins Haus zurückziehen zu müssen, flüchtete ich mich auch wohl auf einen erhöhten und bedeckten, aber von allen Seiten offenen Musikpavillon und arbeitete hier weiter, meistens an der mich damals anhaltend beschäftigenden Uebersetzung des dritten Bandes des Lebens des Prinzen Albert. Daß Fräulein Amyot sich hatte bereit finden lassen, mir auch hier bei meinen Arbeiten behülflich zu sein, geht schon aus dem Vorstehenden hervor.

Im Ganzen sagte uns das Dasein hier ganz wohl zu. Zu geselligem Verkehr mit den Mitbewohnern des Andreasbrunnen bot sich — wenn ich von dem kurzen Aufenthalte eines alten Freundes unseres Hauses, des Violinspielers Professor Pazius aus Helsingfors mit Frau und Tochter, absehe — freilich wenig Gelegenheit, aber sie waren uns auch bei der Fortführung unserer gewohnten Existenz und in unserm Verkehr mit unseren Kindern, Verwandten und Freunden nicht hinderlich. Mir war insbesondere die Leichtigkeit des Aufenthaltes im Freien, meiner Frau aber die zeitweilige Befreiung von allen Wirthschaftssorgen sehr angenehm. Außer durch Arbeiten für mich, war sie hier eigentlich nur durch die fortwährende Beschäftigung mit den an unserm Hause vorzunehmenden Arbeiten, durch Unterhandlungen mit Maurer, Maler, Mechaniker, Tapezier, öftere Besichtigung an Ort und Stelle, in Anspruch genommen. An erbetenen und

ungemeldeten Besuchen von Verwandten und Freunden fehlte es uns nicht. Diese nahmen dann meistens mit uns an der Table d'hôte Theil oder tranken mit uns in dem mehrerwähnten gemeinschaftlichen Salon, der aber fast ausnahmslos zu unserer Verfügung stand, den Thee.

In unser idyllisches Landleben hinein war am 11. Mai plötzlich die Schreckensbotschaft von dem frivolen Mordversuche eines Hödel genannten, sozialdemokratischen Individuums auf unsern allverehrten, greisen Kaiser gefahren; bei dem kaum vierzehn Tage später, am 2. Juni, von einem Dr. phil. Nobiling — und zwar mit weit ernsteren Folgen — vollführten zweiten Attentate auf Kaiser Wilhelm, bemächtigte sich ganz Deutschlands eine namenlose Erbitterung und Aufregung, die auch in unserm stillen Andreasbrunnen ihren Wiederhall fand. Ein wahres Aufathmen war es für uns Alle, als Heinrich um vier Uhr aus der Stadt kam und uns jubelnd schon von weitem zurief: „D e r K a i s e r l e b t ! !“ Es war gerade an diesem Tage, daß meine Schwägerin Cornelia Lehmann und ihre Tochter Bessie, die zu längerm Aufenthalte schon Mitte Mai bei meiner Schwester eingetroffen waren, zum Mittagessen zu uns hinauskamen, ohne noch von der Hiobspost gehört zu haben. Selbstverständlich theilten sie unsere Aufregung. Schon bei Tische brachte Carl neue Nachrichten aus der Stadt; jedes Wort wurde begierig verschlungen. Beim Kaffee im Garten, im schönsten Sonnenschein, wurden zwei weitere Extrablätter vorgelesen.

Unsere Nichte Bessie war und ist eine leidenschaftliche Theaterfreundin, spielt, wie man mir versichert, sehr gut Komödie und liest namentlich Dramatisches sehr gut vor. Das letztere Talent war die Veranlassung zu mehrfachem abendlichen Lesen klassischer Stücke in vertheilten Rollen. An diesem Abend lasen wir Scenen aus „Iphigenia auf Tauris“, und Goethe's herrliche Poesie im antiken Gewande wirkte wie Balsam auf unsere erregten Gemüther.

Der folgende Tag verging in angstvoller Besorgniß um den Kaiser, die jedoch bald durch die einlaufenden Telegramme gehoben wurde. In seiner ganzen schlichten Liebenswürdigkeit zeigt sich der hohe Herr auch bei dieser Gelegenheit wieder.

Dafür möge aus den spaltenlangen Berichten aller Zeitungen hier ein kurzer Auszug Zeugniß ablegen.

„Im Palais hatten die berühmten Operateure schnell „Hand angelegt, um dem Kaiser energisch Hülfe zu leisten. „Derselbe bewahrte andauernd die unerschütterlichste Ruhe. „Es wurde von Personen aus der Umgebung des Monarchen „erzählt, seine erste Sorge sei gewesen, man möge der „Kaiserin und dem Kronprinzen mittheilen, daß ihn nur „ein Streifschuß getroffen habe. Er ließ sich sodann über „Namen und Person des Mörders nähere Mittheilung „machen. Nach Verlauf einer Stunde hatte der greise „Monarch schon den ihm eigenen, seine Umgebung be„zaubernden Humor wieder gewonnen, so daß er lächelnd „fragen konnte, was nun aus dem Diner für den Schah „von Persien werden sollte. . . ."

Die Reihe der Besuchenden aus der Fremde wurde durch Marie Leo fortgesetzt, welche aus Berlin auf mehrere Wochen zum Besuch im Andreasbrunnen eintraf. Ich kann nicht direkt sagen bei uns, denn sie kam dieses Mal nicht als unser Gast, sondern als Logirgast des Hôtels, natürlich aber galt ihr Besuch vor allem uns, wie wir uns denn auch nicht minder über ihre Gesellschaft freuten.

In der zweiten Hälfte des Juni erschien mein Bruder Friedrich auf zehn Tage zum Besuch in Hamburg. Sehr lustig ging es einmal während seines Aufenthaltes her bei einer von ihm veranstalteten Ausfahrt an die Elbe. Schon um ein Uhr Nachmittags fuhren wir in zwei Wagen nach Nienstedten zu Jacob. Hier verweilte meine Mutter mit Marie Leo, während wir anderen den Spaziergang durch die Gärten unternahmen. Als wir von diesem nach einigen Stunden zurückkehrten, waren inzwischen auch unsere drei ältesten Kinder, Carl, Heinrich und Mariechen, die erst nach absolvirtem Schul- und Cursus-Unterricht sich zu uns hatten gesellen können, erschienen, und nun ging es bald an das ganz vortreffliche Mittagsmahl, bei welchem ein anfänglich recht übel empfundener Mißstand bald die Veranlassung zu einer besonders heitern Stimmung wurde. Die

Bedienung durch einen noch von einer andern Gesellschaft in Anspruch genommenen Lohndiener, war unleugbar sehr schlecht; namentlich mein Bruder war, als Gastgeber, anfänglich darüber sehr verstimmt und gab seinem Unwillen gegen den aufwartenden Diener den unverhohlensten Ausdruck. Bald aber entschloß er sich auf unser Zureden, bonne mine au mauvais jeu zu machen, nahm mit Hülfe unserer Jungen, welche mit vielem Humor und Heiterkeit Kellner imitirten, die Aufwartung selbst in die Hand und versetzte uns alle dadurch in die fröhlichste Laune, die, durch reichlichen Champagnergenuß noch beträchtlich erhöht, auf der ganzen Heimfahrt und selbst längere Zeit nach der Rückkehr andauerte.

Wenige Tage später aßen Friedrich, meine Mutter und Schwester bei uns im Andreasbrunnen, tranken Kaffee unter dem großen Lindenbaum, erfreuten sich an dem muntern Treiben der Kleinen, namentlich Baby's im Heu, machten dann einen Spaziergang mit uns, bei welchem Friedrich und Marie Leo eine interessante Diskussion über Grimm und Goethe führten, und gingen zurück durch die Buden des eben beginnenden Eppendorfer Marktes, wo meine Frau unserm kleinen Otto eine Geige für dreißig Pfennige kaufte, die Heinrich für ihn, freilich unter entsetzlichem Gequieke, spielgerecht machte, und den kleinen Kerl dadurch beseeligte.

Größern Genuß bereitete uns freilich Friedrich's Violinspiel andern Tages, wo wir zusammen bei Mutter ein Familien-Lieblingsessen verzehrten. Heinrich hatte soeben mit Mariechen, auf Friedrich's Wunsch, eine Sonate von Mozart gespielt, während Friedrich mit Mutter und Onkel Ferdinand am Whisttische saß. Nach beendigter Parthie stand er auf, nahm Heinrich's Geige — zu dessen großer Freude — und spielte nun mit Mariechen dieselbe Mozart'sche Sonate noch einmal und noch eine andere ganz wunderschön.

Ende Juni brachte Frau Betty Leo einen Tag bei uns im Andreasbrunnen zu. Sie kam von Kiel, wo sie das von ihrem Bruder Carl Reinecke dirigirte Musikfest mitgemacht hatte, von welchem sie interessant erzählte. Tags darauf trafen wir sie noch auf einem Abschiedsdiner bei Onkel Ferdinand, in dessen

Wagen wir dann gegen Abend nach dem Andreasbrunnen zurückfuhren, und zwar in Gesellschaft von Eckardts, mit denen und deren Kindern wir dann noch einen sehr gemüthlichen Abend zubrachten, kurz ehe Frau Dr. Eckardt sich mit ihren Töchtern, wie alljährlich, an die Ostsee begab.

Die Söhne David und Felix sollten dann bis zum Beginn der Ferien unsere Gäste sein. Am 12. Juli führte der Vater sie uns zu. Er blieb einige Stunden, und da ich mit meiner Mutter, die an dem Tage bei uns gegessen hatte, eben vorher von den Rousseau-Artikeln gesprochen hatte, welche Eckardt bei Gelegenheit des hundertjährigen Todestages Jean Jaques Rousseau's, des 2. Juli 1778, hatte erscheinen lassen, — ebenso wie vor einigen Wochen, wenn ich nicht irre, über Voltaire's Todestag, den 30. Mai 1778 —, so geriethen Dr. Eckardt und meine geistreiche Alte sehr bald in ein lebhaftes Gespräch, namentlich über Rousseau, der in den Jugendjahren meiner Mutter eine Bedeutung gehabt und ein Ansehen genossen hatte, von dem wir uns heute kaum mehr einen Begriff machen, dessen sich aber Eckardt voll bewußt war, und welchem er, eben in seinen Feuilletons, einen so fesselnden Ausdruck gegeben hatte, daß es meiner Mutter zur größten Freude gereichte, sich mit ihm darüber unterhalten zu können.

Das war ein heiteres Jungenstreiben im Garten und Haus des Andreasbrunnen von Eckardts und unseren Söhnen!

Und doch machte uns gerade zu jener Zeit Heinrich's geistige Entwicklung recht viel Sorge!

Bei einer ganz guten, ja, in mancher Beziehung ungewöhnlichen geistigen Begabung, fehlte es dem Jungen doch vor allem an der Fähigkeit, sich zu concentriren. An die Stelle der guten, bisweilen ausgezeichneten Zeugnisse, mit denen er uns früher als er noch eine Privatschule besuchte und auch noch in der Gelehrtenschule erfreut hatte, waren seit einiger Zeit wiederholt betrübend schlechte Zeugnisse getreten. Professor Reinstorff, mit welchem ich mich über Heinrich unterhalten hatte, sprach sich über ihn in durchaus wohlwollender Weise aus, beklagte aber auch seinen Mangel an Fleiß und Energie, der sich namentlich bei dem Unterricht in den alten Sprachen sehr fühlbar machte und suchte

den Jungen selbst durch freundliche Ermahnungen anzuspornen.

Viel wirksamer erwies sich jedoch ein anderes Mittel, welches wir einige Wochen später zur Anwendung brachten. Da Heinrich selbst erklärte, in der Mathematik in seiner Klasse nicht gut folgen zu können, wandte ich mich an seinen Mathematiklehrer, Herrn Dr. Hoppe, mit der Bitte, Heinrich eine Zeitlang mathematischen Privatunterricht zu ertheilen. Herr Dr. Hoppe ließ sich, zu Heinrich's freudigster Ueberraschung und zu meiner dankbarsten Beruhigung, bereit finden, meinen Wunsch zu erfüllen, Heinrich längere Zeit hindurch wöchentlich zwei mathematische Privatstunden zu geben. Und dieser Unterricht, mit welchem alsbald der Anfang gemacht wurde, sollte für Heinrich ungemein förderlich, ja, ich darf sagen, für seine ganze Zukunft bestimmend werden, denn die Privatstunden des Herrn Dr. Hoppe brachten es in kurzer Zeit dahin, daß Heinrich einer der besten Schüler in der Mathematik wurde und bis zu seinem Austritt aus der Schule blieb. Neuerdings hat er sich der Mathematik mit solcher Vorliebe und, ich hoffe, mit solchem Erfolge zugewandt, daß er sie, als Haupthülfswissenschaft der Physik, zu seinem Spezialstudium erkoren hat, dem er nun schon seit fast zwei Jahren auf der Universität obliegt.

Theilweise mochte auch wohl der in dieser Zeit immer noch ziemlich schwankende Gesundheitszustand Heinrich's Schuld an seiner Energielosigkeit und Zerstreutheit sein.

[Heinrich selbst hat in späteren Jahren diesen Zustand geistigen Stillstandes, dessen er sich deutlich erinnert, auf einen in dieselbe Zeit fallenden hartnäckigen Stockschnupfen zurückgeführt, welchen er vergeblich durch ärztlich verordnete Salzwasser-Einspritzungen zu bekämpfen versuchte. Das heute allgemein verbreitete und sehr wirksame Heilverfahren des geringfügigen operativen Eingriffes in das Nasen-Innere (meist galvanokaustisch) kannte man damals noch nicht.]

Heinrich wurde übrigens Mitte Juli eines Abends so unwohl, daß meine Frau sich entschloß, am nächsten Tage mit ihm zu Dr. Cohen zu gehen. Dieser verordnete für seinen nervösen Zustand absolutes Vegetiren. Zwei Tage darauf entpuppte sich dieser nervöse Zustand als ein Vorläufer der Gürtel-

rose am Arm, die sich plötzlich gezeigt hatte und nach deren Heilung Heinrich sich auch bald wieder besser befand.

Aber ich bin von meiner Erzählung abgewichen. Es ist Zeit, daß ich den Faden wieder aufnehme.

Ende Juni erfreuten uns meine Schwägerin, Rudolf's Frau und ihre Töchter Amelia und Alma durch ihren Besuch. Sie wollten sich über Hamburg nach Düsternbrook zum Gebrauche des Seebades begeben. Wir verbrachten einige sehr angenehme Tage mit ihnen, zunächst in Fontenay, wo uns Tuckie mit ihrer Composition des Goethe'schen Singspieles „Scherz, List und Rache" bekannt machte.

Sie hatte, angeregt durch die Erzählungen ihres Mannes von der Aufführung, welcher er im Beginn des Jahres im Klosterstieg beigewohnt, diese Composition unternommen, an der sie noch arbeitete und von welcher sie uns jetzt, singend und spielend, einige zum Theil sehr gelungene Proben mittheilte, welche einen neuen Beleg für die ganz ungewöhnliche musikalische Begabung der merkwürdigen Frau lieferten.

Auch bei uns im Andreasbrunnen sahen wir sie und die Mädchen eines Abends, wo wiederum musicirt wurde, und wo namentlich Tuckie sehr hübsch sang.

Eine kleine musikalische Leistung, die uns Alle höchlich ergötzte, führte Heinrich auf seiner Violine aus, indem er von dem Stahlgürtel seiner Tante eine Melodie des Sängers Georg Henschel abspielte, welche auf den Gürtel in Noten gravirt war.

Ich habe in obigem, bei Erwähnung unseres geselligen Verkehres nur der einen Seite desselben, sofern unsere neue Wohnung in Eppendorf in Betracht kam, gedacht. Aber auch unsere Besuche bei Freunden nahmen, trotz der größern Entfernung, ihren ungestörten Fortgang. So ließen wir uns beispielsweise durch diese Entfernung nicht abhalten, an einem Junitage einer Einladung von Herrn und Frau Ludwig Lippert, auf ihrem schönen Landsitze in Nienstedten bei ihnen zu Mittag zu essen, Folge zu leisten, obgleich die Beförderung von Eppendorf nach Nienstedten — wenn wir uns nicht eines kostspieligen Wagens bedienen wollten — in der That keine ganz einfache Sache war. Indessen legten wir die Reise vermittelst Omnibus

und Eisenbahn ganz wohlbehalten zurück und wurden an der Bahn von Herrn Lippert's Wagen abgeholt. Wir verbrachten hier, bei schönem Wetter, in einer größern, heiter angeregten Gesellschaft, sehr genußreiche Stunden.

Kurze Zeit darauf verlebten wir einen hübschen, gemüthlichen Mittag und Abend bei Herrn und Frau Dr. Ferdinand Wibel. Die Dampfboot-Hin- und Rückfahrten bei herrlichem Wetter waren noch eine köstliche Zugabe.

Acht Tage später gab es bei Frau Helene Behrens wieder eines ihrer angenehmen Diners, gewürzt durch angeregte Unterhaltung. Auch Freund Cobelli war unter den Gästen, welcher am Schluß des Abends mit großem Geschick alle möglichen Motive aus verschiedenen Opern zu einem Potpourri verflocht.

Uebrigens war Cobelli, bei großer Begabung für dieses gefällige Genre leichten geselligen Zeitvertreibes, ein durchaus wohl unterrichteter und gebildeter Mann, mit dem mich über ernste Dinge zu unterhalten mir oft und auch an diesem Abend vergönnt war.

Längere Zeit bedurfte zu vollständiger Heilung ein kürzlich bei Otto ausgebrochenes Uebel. Der Junge hatte sich, sei es durch seinen zu weiten Weg nach dem Kindergarten, sei es durch die Feuchtigkeit des Rasens, in welchem sich die Kinder, aller Warnungen unerachtet, con amore zu wälzen pflegten, eine sehr schmerzhafte Drüsengeschwulst am Bein zugezogen, die ihn zu längerm Liegen verurtheilte und erst einer wochenlangen Behandlung mit Eisumschlägen wich.

Mit diesem Unwohlsein eröffnete sich für uns eine in mannigfacher Beziehung recht trübe Zeit, die bis Ende August dauerte und den Aufenthalt im Andreasbrunnen in der Erinnerung doch wenig erfreulich erscheinen läßt. Eine Reihe von Krankheiten der Kinder in Verbindung mit anhaltend schlechtem Wetter machten diese Tage zu einer rechten Prüfungszeit, namentlich für meine arme Frau. Es wurde auch immer stiller bei uns.

Fräulein Amyot hatte mich schon verlassen, um eine Erholungsreise für einige Wochen anzutreten. Ich bedurfte also für diese Zeit eines Ersatzes und engagirte einen Herrn Gottschalk, der mir von verschiedenen Herren, die sich auf eine er-

lassene Anzeige bei mir gemeldet, am besten gefallen hatte und hatte bald alle Ursache, mit meiner Wahl zufrieden zu sein. Ich arbeitete während der mehrwöchentlichen Abwesenheit Fräulein Amyot's täglich, und nach ihrer Rückkehr noch längere Zeit hindurch mehrere Tage der Woche, mit Herrn Gottschalk, der seines Zeichens Kaufmann sich allezeit pünktlich und als ein sehr gewandter und liebenswürdiger Mitarbeiter erwies.

Am 13. Juli verließ uns Marie Leo nach mehr als fünfwöchentlichem Aufenthalte. Am nächsten Tage folgte Mariechen einer Einladung zu einem mehrwöchentlichen Besuche bei Eckardts in Niendorf. Wenige Tage später erkrankte Anna an einer Mandelbräune, von der sie aber durch den Eppendorfer Arzt Dr. Nevil in kurzer Zeit — scheinbar wenigstens — wiederhergestellt wurde.

Meine Frau, welche während mehrerer Nächte bei den Kindern zu wachen hatte, um ihnen Eisumschläge zu machen, benutzte die nächtliche Stille in den Julitagen dazu, eine für meinen Geburtstag bestimmte Dichtung zu vollenden, welche den Titel führte: „Ein lustiger Mummenschanz mit einem ernsten Prolog."

So viel ich mich erinnere, überreichten mir die Kinder, ein jedes mit passenden Versen und in passendem Kostüm, ein Geschenk, unter anderm Otto, der dieses Mal gezwungenerweise auf einem Wagen thronte, als Meereskönig einen herrlichen Schwamm; Anna figurirte mit rothen Beinen und rothem Schnabel als Storch; das Baby, das, ich weiß nicht mehr zu welchem Zwecke, ich denke wohl als Wickelkind, eingebündelt auf der Erde still liegen sollte, blieb keinen Augenblick ruhig, sondern kugelte sich, zur großen Belustigung der Anwesenden, beständig hin und her. Ganz besonders hübsch sind meiner Frau die Verse zum Prolog gelungen, die wirklich feierlichen Nachtfrieden athmen.

Aber mein Geburtstag war nur ein Sonnenblick in dieser trüben Zeit. Schon Tags darauf begab sich Amalie, durch die Verschlimmerung von Otto's Zustand geängstigt, wieder zu Dr. Cohen, der sie freilich sehr beruhigte.

Jedoch sollte eine neue größere Sorge auf dem Fuße folgen. Ich habe an anderer Stelle von dem Aufenthalte meiner Schwägerin Amelia und deren Töchtern erzählt; ich

erwähne hier nur noch, daß, als wir am 31. Juli, am Vorabend ihrer Abreise, mit ihr und ihren Kindern noch einmal bei meiner Mutter zu Mittag aßen, von unseren Kindern dieses Mal, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nur Anna mit uns war.

Dies ist mir unvergeßlich geblieben, weil das Kind, das an diesem Tage noch ganz munter war, am folgenden Tage von einer schweren lebensgefährlichen Krankheit befallen werden sollte.

Das Leiden äußerte sich zunächst in einer Anschwellung der Drüsen am Ohr, die uns anfänglich so wenig beunruhigte, daß meine Frau noch an einem der folgenden Tage eine kleine Reise nach Bremen getrost unternehmen durfte. Ich konnte nämlich mit dem Verleger Küttmann, bei dem, wie oben erzählt, später die Buchausgabe meiner Uebersetzung des Samuel Brohl erschien, schriftlich nicht recht zu Stande kommen, und wir hielten es daher für das gerathenste, daß meine Frau sich aufmache und mündlich eine Erledigung dieser literarischen Angelegenheit zu erreichen versuche, was bei der geringen Entfernung Bremens bequem in einem Tage zu beschaffen war und meiner Frau die Zerstreuung bot, die ihr bis dahin unbekannte Nachbar-Freistadt kennen zu lernen. Sie erreichte ihren Zweck, mit Herrn Küttmann ein definitives Abkommen zu treffen und kehrte erst nach Mitternacht, unvorsichtigerweise ganz allein und zu Fuß, übrigens aber sehr vergnügt, nach dem Andreasbrunnen zurück.

Für meine Beschäftigung während der Abwesenheit meiner Frau hatten theilweise Herr Gottschalk und theilweise Carl gesorgt, der mir unter anderm einige Gesänge aus dem „Wilden Jäger“ von Julius Wolff vorlas, welche mich zwar nicht mit derselben Begeisterung erfüllten, wie den jugendlichen Vorleser, dessen lebendige Schilderungen und gewandte schwungvolle Sprache mich aber doch ganz gut unterhielten.

Leider aber nahm Anna's Befinden schon nach wenigen Tagen eine Wendung zum Schlimmern, die uns um so ernstere Sorge machen mußte, als der Eppendorfer Arzt, auf welchen wir nach Cohen's entschiedener Weigerung, eine regelmäßige Behandlung bei uns zu übernehmen, angewiesen waren, Anna's Zu-

stand offenbar nicht recht erkannte. Die redliche Mühe, die er sich erfolglos gab, den Grund des Uebels zu finden, machte uns natürlich nur um so ängstlicher. An einem Tage kam er drei Mal; zum dritten Male, nachdem er endlich das Uebel als eine verkappte Diphtheritis erkannt zu haben glaubte. Ich beschloß, Nachmittags selbst noch einmal zu Dr. Cohen zu gehen und ihn zu beschwören, uns in unserer verzweifelten Situation nicht im Stich zu lassen. Ich that es in Gesellschaft meines Bruders Rudolf, der an diesem Tage angekommen war, um sich zum Besuch der Seinigen auf kurze Zeit nach Düsternbrook zu begeben. Wir hatten ihm, als er uns am Vormittage im Andreasbrunnen besuchte, ebenso wie meiner Nichte Tonie Zimmern aus London, die gleichfalls an diesem Tage angekommen war, um sich während einiger Wochen im Andreasbrunnen zu erholen, unter den obwaltenden Umständen nur einen trübseligen Empfang bereiten können.

Ich klagte Dr. Cohen unser Leid und fand ihn schließlich auch bereit, zu uns herauszukommen.

Pünktlich am Dienstag um zwei Uhr erschien er verabredetermaßen und erkannte Anna's Krankheit sofort als eine Art Malaria, Melanämie (Schwarzblutkrankheit) eine uns bis dahin nicht einmal dem Namen nach bekannte, übrigens auch nicht sehr verbreitete Krankheit, deren Symptome in einigen Punkten mit denen der Diphtheritis übereinstimmen mögen, und die, wie wir jetzt erfuhren, namentlich in sumpfigen Gegenden vorkommt. Offenbar hatte Anna dieselbe unserm Aufenthalte in Eppendorf zu verdanken, wie Otto seine Drüsenanschwellung. Tröstlich war uns, daß Cohen gleichzeitig Otto's Zustand erheblich besser fand. Der Junge konnte jetzt, dank der Güte unserer Cousine Clärchen Seligman, die uns einen zum Liegen eingerichteten Rollwagen geliehen hatte, einen großen Theil des Tages im Freien zubringen und erholte sich in der frischen Luft glücklicherweise rasch.

Aus allem, was Dr. Cohen durchblicken ließ, schwebte Anna eine Zeitlang in höchster Lebensgefahr. Endlich aber, am 15. August, konnte er ihren Zustand für wesentlich gebessert erklären, und nach langsamer Genesung und sorgsamer Pflege war sie so weit wieder hergestellt, daß Cohen sie in den letzten Tagen des August mit der Anweisung entlassen konnte, wir

sollten uns zu ihrer und Otto's Stärkung auf einige Wochen in ein Ostseebad begeben.

Wie dankbar und glücklich wir waren, unser Kind uns erhalten zu sehen, brauche ich nicht erst zu sagen. Wir entschlossen uns, nach Düsternbrook zu gehen, und baten unsere dort noch weilende Schwägerin, uns Wohnung im Hôtel Bellevue zu sichern.

Bevor ich jedoch diesen neuen Abschnitt der Erzählung beginne, will ich, zurückgreifend, einiges am Wege Liegengebliebene aufsammeln und nachholen.

Wie es meist im Leben geht, sind solche Zeiten der Angst und Sorge durchwoben von unverhofften freundlichen Lichtblicken. Ein solcher war es für uns, als an dem Tage der ersten großen Besorgniß um Anna, Rudolf eintraf, der sich gleich dazu gebrauchen ließ, das Baby zu warten, während die Kinderfrau, vor Eintreffen der pflegenden Schwester, mit meiner Frau um Anna bemüht war.

Es muß doch wohl eine große Familienähnlichkeit zwischen uns bestehen; denn die Kleine nannte ihn sofort „Papa!" und nahm ihn ohne weiteres in Besitz, während sie sonst gegen Fremde meist scheu war.

Auch meine Frau, so wenig sie von Rudolf hatte, da sie Anna nicht verließ, war froh über seine freundlich heitere Gegenwart, ganz abgesehen von ihrer selbstlosen Freude für mich. Ich ließ mich dann auch von ihr überreden, mit Rudolf nach Fontenay zu gehen und dort bei meiner Schwester mit ihm zu Mittag zu essen — ebenso am folgenden Abend mit Marie und Rudolf spazieren zu fahren, und zwar an die Elbe, wo wir dann auf dem Rückwege Station im Elbpavillon machten und eine Weile den Klängen der unter der Leitung von Gungl und Strauß von der Kapelle des Stadttheaters vortrefflich ausgeführten Weisen mit Vergnügen zuhörten.

Rudolf verließ uns bald wieder. Wenige Tage später, am Sonntag Abend den 11. August, trafen auch seine beiden ältesten, noch in London zurückgebliebenen Töchter mit ihrer Gouvernante, Fräulein Vogt, auf der Durchreise nach Düsternbrook in Fontenay ein, wo ich sie mit Tonie Zimmern, Carl

und Heinrich begrüßte. Da die Mädchen Nachmittags nach Düsternbrook weiterreisen sollten, kam meine Schwester, welche auch im Begriff stand, ihre Reise nach Carlsbad anzutreten, schon am frühen Vormittag mit ihnen zu uns hinaus, wo wir sie zum Frühstück erwarteten. Das Wetter war schön, und das mit den munteren Mädchen im Garten genossene warme Frühstück würde sehr angenehm gewesen sein, wenn nicht nothgedrungen unser aller Stimmung eine sehr gedrückte gewesen wäre, die nur durch das heitere Spielen mit dem ahnungslosen Baby sich auf Augenblicke heben ließ.

Denn auch in den traurigsten Tagen war unser anmuthiges, wie allgemein versichert wurde, körperlich reizendes, geistig sehr begabtes und vortrefflich gedeihendes Baby ein wahrer Trost für uns. Regelmäßig, wenn ich Vormittags im Garten bei der Arbeit saß, pflegte die Kinderfrau, welche das Kind eben in seinem Wagen heruntergebracht hatte, mir dasselbe auf den Schooß zu setzen, wo dann ihr liebliches Lallen und ihre fröhliche Ungeduld mir allemal einige glückliche Momente bereiteten.

An ihrem ersten Geburtstage, den 20. August, schenkte ihr Carl, als stolzer Gevatter, sein Pathengeschenk, ein schönes Eßbesteck.

Carl und Heinrich reisten an diesem Tage für kurze Zeit zum Besuche der Verwandten nach Düsternbrook — wie sie denn, als große Herren, schon mehrere Sommerreisen unternommen hatten; so Carl am Himmelfahrtstage mit seinen Klassengenossen der Prima, in die er Ostern eingetreten war, unter Leitung ihres Lehrers, des Dr. Bintz, eine Fußtour nach Friedrichsruh, von der er beseeligt zurückkehrte. Fürst Bismarck hatte, durch seinen mit Dr. Bintz befreundeten Förster von der Anwesenheit der jungen Leute benachrichtigt, diese freundlichst begrüßt und mit einigen nicht bedeutungslosen Worten angeredet.

Zu Pfingsten hatte dann Carl mit einigen Freunden eine Harzreise unternommen, von welcher er nach einigen Tagen sehr befriedigt zurückkehrte, ebenso Heinrich von seiner gewohnten Biebertour. Freilich waren sie wohl auf keine der Reisen so stolz, wie auf diese, wo sie der Einladung ihrer Tante folgen und ihre angeschwärmten reizenden Cousinen in Düsternbrook besuchen sollten.

Der Abend dieses Geburts- und Reisetages ist mir auch noch um deshalb in der Erinnerung geblieben, weil sich meine Frau bewegen ließ, endlich einmal wieder mit mir spazieren zu gehen und zwar, wie sonst so häufig, nach einem unterhalb der Winterhuder Brücke belegenen Bierhause, wo wir, ich bei Bier und Cigarre, gemüthlich ein Stündchen verplauderten.

Ende August schrieb mir der Redakteur der Rigaschen Zeitung, daß er bereit sei, eine ihm von mir angebotene Uebersetzung zweier kleiner Erzählungen von George Eliot: „Brother Jacob“ und „The lifted Veil“ in sein Feuilleton aufzunehmen.

Unterhandlungen, die ich in jener Zeit durch Vermittlung meines Bruders Heinrich in Paris und der ihm befreundeten Edmond About und Barthélémy St. Hilaire mit der Wittwe Thiers' über eine Uebersetzung der nachgelassenen Schriften des kürzlich verstorbenen Thiers führte, zerschlugen sich an der beharrlichen Weigerung der Frau Thiers, den vielumfassenden, für ein auswärtiges Publikum nur theilweise interessanten Nachlaß anders als seinem ganzen Umfange nach zur Uebersetzung zu überlassen.

Ein kurzes Wort über meine Lektüre bleibt mir noch zu sagen, welche sich freilich, so bunt und unvermittelt zusammen gestellt, recht kaleidoskopisch ausnehmen wird. Sie vertheilt sich über das ganze bis jetzt verflossene Jahr, in welchem sie, bei den ernsten und alle unsere Gedanken und Sorgen in Anspruch nehmenden Ereignissen, diesmal auch wirklich nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte und in Wahrheit mehr eine Zerstreuung und Ablenkung für mich war. Ich nenne Daudet's „Le Nabob“; „Die Urgroßeltern Beets“ von Emma Dina Hertz; „Adolph Jacob Hertz , Manuskript von Wilhelm Hertz; Adolf Hausrath's „D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit“; aus Julian Schmidt's „Portraits aus dem XIX. Jahrhundert“: Ludwig Feuerbach; Eliza Wille's „Stillleben“; „Das Ende Kaiser Paul's I.“ aus den vermischten Schriften Bernhardi's; Edmond About's „Les Mariages de Province“; B. Auerbach's „Landolin von Reutershofen“; Georg Brandes' „Hauptströmungen der Literatur des XIX. Jahrhunderts“, namentlich über Shelley und Frau v. Krüdener.

Nun glaube ich alles Erzählenswerthe nachgeholt zu haben

und darf getrost mit meiner Frau und den drei Kleinen die Reise nach Düsternbrook antreten.

Heinrich während unserer Abwesenheit bei sich aufzunehmen, hatten sich unsere Geschwister Carl und Franziska Leo freundlichst bereit erklärt; Carl gaben wir zu Herrn Dr. Rautenberg in Pension; Mariechen dachten wir von Niendorf, wo sie sich noch bei Eckardts aufhielt, direkt nach Düsternbrook kommen zu lassen.

Am 4. September, Nachmittags ein Uhr, fuhren wir mit den drei jüngsten Kindern, der Kinderfrau und Frau Marx, einer altbewährten Freundin unserer Familie, nach Düsternbrook, auf welcher Fahrt Otto wiederholt seine Seligkeit über das ihm ganz neue Vergnügen des Reisens zu erkennen gab.

In Bellevue wurden wir von meiner Schwägerin Tuckie und ihren Kindern, sowie von meiner dort gleichfalls anwesenden Mutter herzlich empfangen.

Für den Abend lud uns meine Schwägerin zu einem auf ihrem Zimmer veranstalteten kleinen Souper und einer darauffolgenden Musikpartie ein. Von ihr selbst, zwei jungen Herren Eckermann, Liebhabern auf dem Violoncell und der Violine, und dem jungen Herrn Max Stange, der sich in Berlin auf der Hochschule für Musik zum Sänger auszubilden im Begriff stand, wurde verschiedentlich sehr schön musizirt. Während seines Aufenthaltes in Kiel gab Herr Stange, ein Neffe des rühmlichst bekannten, in Kiel lebenden Musikers und Componisten Hermann Stange, meiner Schwägerin, die den größten Theil ihrer Zeit mit musikalischen Studien zubrachte, Compositions- und Gesangunterricht. In den beiden jungen Eckermanns lernte ich Söhne eines Universitätsfreundes von mir aus meiner Kieler Universitätszeit, des jetzigen Obergerichtsraths Dr. Eckermann, kennen.

Die Tage verflossen in Düsternbrook ruhig und recht angenehm, ohne besonders bemerkenswerthe Vorgänge. Das Wetter gestattete uns öfter, schon das erste Frühstück und den Kaffee nach Tisch im Freien zu nehmen, wobei wiederum das Spielen mit dem immer anmuthiger werdenden Baby, dessen erste Sprechversuche um diese Zeit allgemeines Entzücken erregten, die Hauptbeschäftigung der Damen bildete. Zu öfteren Spaziergängen und -fahrten zu Lande und zur See bot sich Gelegenheit. An den ersteren nahm

auch meistens meine Mutter Theil, die letzteren aber — die Wassertouren — die wir samt und sonders sehr liebten, mußten wir ohne sie unternehmen.

Von älteren Bekannten sahen wir öfter Klaus Groth und den aus Hamburg anwesenden Maler Günther Gensler, später auch Julius Stockhausen, der zum Besuche bei seinem Schwager Dr. Adolf Meyer in Forsteck eintraf. Von neuen Bekannten habe ich der Herren Stange schon oben gedacht, mit denen wir öfter zusammenkamen, und die uns bisweilen schön vorspielten, unter anderm einmal vierhändig zwei Symphonien von Brahms.

Unter den Hausgästen war kaum ein einziger interessant. Erwähnenswerth wäre höchstens vielleicht ein englischer Kaufmann griechischer Abkunft, Namens Jonides, der mit seiner Familie nach Kiel gekommen war, um einen jungen Sohn in Pension zu geben und der uns bisweilen von englischen Künstlern, mit denen er in Verbindung stand, ganz gut unterhielt. Unvergeßlich ist mir der Mann aber namentlich durch seine große Liebe für unsern Otto geblieben, der er öfter einen komisch-rührenden Ausdruck durch die mit der Bestimmtheit eines apodiktischen Lehrsatzes ausgesprochenen Worte zu geben pflegte: „He is an angel.“

Meine Thätigkeit war dieses Mal nicht ganz so passiver Natur wie gewöhnlich auf Reisen. Ich ließ mir nicht nur mancherlei vorlesen, unter anderm die kürzlich erschienene, von meiner Nichte Helene Zimmern verfaßte Biographie Lessings, sondern arbeitete auch bisweilen mit Mariechen an meiner Uebersetzung des „Brother Jacob.“

Etwa eine Woche nach unserer Ankunft reisten an demselben Tage Stockhausen mit seiner Familie nach seinem nunmehrigen Wohnorte Frankfurt a. M. und meine Mutter nach Hamburg ab. Von ihrer großen Rüstigkeit, trotz ihrer sechsundachtzig Jahre, hatte sie noch kurz zuvor eine merkwürdige Probe abgelegt, als sie, einer Einladung des mit ihr befreundeten Assistenten an der Kieler Sternwarte, Dr. Lamp, folgend, sich eines Abends nach zehn Uhr zu Fuße nach der ziemlich entfernten Sternwarte begab und dort eine Leiter erstieg, um sich den Sternenhimmel

besser betrachten zu können, was ihr freilich wegen der durch den Mondschein hervorgerufenen zu grellen Beleuchtung nicht gelang.

Mitte des Monates machten wir an einem Sonntag Nachmittag mit unserer Schwägerin und ihren Töchtern, in Gesellschaft des Herrn Stange und seiner Mutter, einen Ausflug nach Schrevenborn, einem schön gelegenen Gute des Herrn Droege, auf welchem unser Freund Cobelli sich zum Besuche aufhielt.

Nachdem wir uns vierzehn Tage lang der angenehmen Gesellschaft meiner Schwägerin und ihrer vier Töchter erfreut hatten, — von denen die älteste das musikalische Talent ihrer Mutter geerbt hat und mit einer reizenden Stimme allerliebst sang, die aber alle liebe prächtige Mädchen waren —, reiste sie ab, zunächst nach Hamburg, wo sie sich bis zum Schluße des auf die letzten Tage des Monates angesetzten Musikfestes zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Philharmonischen Conzerte aufzuhalten gedachte.

Diesen Conzerten wollten auch wir, theilweise mit Mariechen beiwohnen. Bis zu ihrem Beginne aber gedachte ich mit Mariechen und den drei Kleinen noch in Düsternbrook zu verweilen, während meine Frau uns um einige Tage voranreisen wollte, um das zum Zweck des Umbaus ganz degarnirte Haus einigermaßen wieder bewohnbar zu machen. Und so geschah es. Bevor aber meine Frau uns verließ, unternahmen wir noch mit allen Kindern, zur größten Belustigung der Kleinen, eine Wagenfahrt nach Knoop und, ebenfalls bei herrlichem Wetter, eine Dampfschifffahrt in See nach Laboe.

An demselben Tage, Nachmittags, verließ uns meine Frau, nachdem sie sich zuvor noch mit zwei Delfter Schüsseln beladen hatte, die sie Tags zuvor bei einem Antiquitätenhändler im Keller des Taulow-Museums in Kiel aufgespürt hatte, und mit welchen sie den zur Aufnahme von Gefäßen aller Art bestimmten Bort, welchen ich ihr bei der Neueinrichtung des Eßzimmers hatte machen lassen, zu zieren gedachte. Die Echtheit derselben wurde ihr, zu ihrer großen Genugthuung, alsbald von dem Director unseres Gewerbemuseums, Herrn Dr. Brinckmann, mit welchem meine Frau die Rückfahrt machte, verbürgt. In Hamburg folgte meine Frau, da sie in unserm Hause noch nicht schlafen konnte,

einer freundlichen Einladung von Steinerts, es sich so lange bei ihnen wohl sein zu lassen.

Mariechen leistete mir während der noch übrigen Tage redlich Gesellschaft und vertrieb mir die Zeit nach Kräften mit den einzigen ihr desfalls zu Gebote stehenden Mitteln: Lektüre und Plaudern. Denn mit Spaziergängen und -fahrten war es für mich vorbei, nachdem ich, — zum Glück nach Abfahrt meiner Frau, die sich sonst nicht entschlossen haben würde, mich zu verlassen, und der ich die ganze Sache verschwieg —, von einer entzündlichen Stelle am Fußnagel befallen wurde, die mich zu völliger Ruhe bei kalten Umschlägen verdammte, welche mir Mariechen unausgesetzt mit unermüdlicher Treue applicirte.

Am 25. September aber konnten wir getrost die Rückreise nach Hamburg antreten, wo wir Nachmittags zwischen drei und vier Uhr wohlbehalten wieder eintrafen.

Nach kurzem Aufenthalte begaben wir uns zu unserer Mutter, bei der wir mit meiner Schwägerin und ihren Töchtern zu Mittag aßen, und von dort, bald nach Tische, in das Erste Concert des Musikfestes, welches an diesem Abend im großen Sagebiel'schen Saale gegeben wurde. Aufgeführt wurde: „J. S. Bach's Cantate „Ein' feste Burg ist unser Gott", Händel's Oratorium „Israel in Aegypten" zweite Abtheilung und Beethoven's „Eroica".

Auch die folgenden Tage wurden fast ganz durch das Musikfest in Anspruch genommen, so daß ich noch wenig zum eigentlichen Arbeiten kam. Am nächsten Tage, den 26. September, ging ich Vormittags mit Mariechen in die Hauptprobe, in welcher unter anderm Mendelssohn's „Erste Walpurgisnacht" durchgenommen wurde. Dabei kam es zum Ausbruch einer sehr unangenehmen Differenz zwischen dem Dirigenten, dem eben in Veranlassung des Musikfestes von der preußischen Regierung zum Professor ernannten Herrn von Bernuth, und dem Solosänger Herrn Georg Henschel. Die beiden Herren konnten sich über das Tempo einer Arie nicht einigen. Nachdem sie eine Zeitlang schweigend mit einander gerungen hatten, nahm Henschel seinen Hut und ging fort. Bernuth aber hielt in größter Aufregung eine Anrede an das Publikum, in welcher er erklärte, jeder-

zeit zur Nachgiebigkeit gegen die Sänger in Bezug auf das Tempo bereit zu sein, sich aber doch als Dirigent die letzte Entscheidung vorbehalten zu müssen. Nach längeren pourparlers hinter der Scene brachte Joachim endlich eine Versöhnung zu Stande. Er führte Henschel vor, dieser schüttelte Vernuth zum Zeichen der Versöhnung die Hand, sang weiter, und — die Sache war beigelegt. Das Publikum, auf das der ganze Vorgang natürlich einen peinlichen Eindruck hervorbrachte, ließ sich im Genuß der schönen Musik übrigens nicht stören.

Abends besuchte ich mit meiner Frau das Zweite Conzert, dessen Krone das von Frau Clara Schumann glänzend vorgetragene D-moll Conzert von Mozart war, „dieser Strom flüssigen Goldes", wie Hanslick es nennt.

Ganz erfüllt von den wunderbaren Genüssen dieses Abends, machten wir bei herrlichstem Sommerwetter den Heimweg zu Fuß.

Am folgenden Tage, Freitag, ging ich wieder mit Mariechen in die Hauptprobe.

In dem Dritten Conzert, welches am Sonnabend den 28. September stattfand, bildete den Hauptanziehungspunkt eine neue Symphonie von Brahms, Nr. 2 D-dur, die von dem Componisten selbst dirigirt wurde und in deren letztem Satze mich ein Anklang an das Thema des letzten Satzes der Neunten Symphonie von Beethoven frappirte. Zu diesem Conzerte begleitete uns auch unser Sohn Carl. Seine Tante Tuckie, von der wir uns Vormittags verabschiedet, hatte ihm ihr Billet gespendet. Während des letzten Satzes saß meine Frau ganz vorn bei meiner Mutter und sah so aus nächster Nähe den Blumenregen und die begeisterten Ovationen, die sich über Johannes Brahms ergossen.

Den Sonntag verlebten wir wieder ganz in gewohnter Weise. Wir machten Antrittsbesuche bei einigen Freunden, empfingen den Besuch von Herrn Pius Warburg und Klaus Groth und brachten den Abend bei meiner Mutter zu.

In den ersten Tagen des Oktober hörten meine Frau und ich auch zum ersten Male die vielbesprochene „Walküre" von Wagner, nachdem wir uns zuvor durch die Lektüre des Textbuches auf das Verständniß dieses musikalischen Dramas vorzu-

bereiten gesucht hatten. Ich muß aber gestehen, daß die merkwürdige Schöpfung für mich dadurch nicht viel genießbarer wurde.

Ferdinand Heilbuth war im Oktober zum Besuche der Seinigen, namentlich seiner alten Mutter, auf kurze Zeit von Paris nach Hamburg gekommen. Er kam fast täglich auf eine oder mehrere Stunden zu uns, war meist sehr heiter und komisch, immer gemüthlich, und interessant in der Unterhaltung. Eine Einladung zu Mittag oder zum Abend wollte er nicht annehmen, um möglichst ungebunden zu bleiben. Einmal — es war an einem Sonntag Nachmittag — traf er bei uns mit Herrn Pius Warburg zusammen, und es entspann sich ein interessantes Gespräch über Anton von Werner, Makart u. s. w. Mit besonderer Vorliebe begleitete er mich auf meinen Vor-Tisch-Spaziergängen, wo er mir dann allemal ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter war.

Veranlassung zu hübschen geselligen Zusammenkünften gab in diesem Winter (und in einigen folgenden) eine Reihe von offenen Abenden, welche Eckardts, vom 2. November an, Sonnabends in ihrem Hause veranstalteten. Wir gingen, ihrer freundlich dringenden Aufforderung entsprechend, häufig hin und fanden fast ausnahmslos eine Vereinigung von anregenden und angeregten Leuten.

Ganz besonders war dies der Fall an einem Dezember-Abend, wo sich viele Gäste eingefunden hatten und die Unterhaltung eine äußerst belebte war. Beim Thee warf jemand, ich glaube, es war Herr Dr. Mittelstädt — und die Veranlassung wohl das eminente Gedächtniß des Herrn Direktor Rümker, über welches eben gesprochen wurde — die Frage auf: „Wer weiß, wie Mosis' Mutter geheißen hat?“ Richtig wußte es Rümker und selbstverständlich auch Herr Pastor Röpe, welchen einmal wieder zu treffen und zu sprechen mir eine große Freude war.

Auch eines andern gemüthlichen und angenehmen Dezember-Abends will ich gleich hier gedenken, den wir bei unseren Freunden Dr. Ferdinand Lüders und seiner liebenswürdigen Frau verbrachten. Ich freute mich besonders, einige alte Freunde, Dr. Otto Matsen, Dr. Leonhard Wächter und Dr. Köstlin, dort

zu treffen, mit denen und meinem Schwager Leo, sowie unserm Wirthe, es an anregender Unterhaltung nicht fehlen konnte.

Im engern Familienkreise veranstalteten meine Mutter, meine Schwester, Frau Helene Behrens und wir in diesem Winter an je einem Abend der Woche, abwechselnd bei jedem von uns, Leseabende, an welchen, nach der jedesmaligen Bestimmung des Wirthes, etwas in vertheilten Rollen gelesen wurde. Den Anfang machte am 10. November meine Mutter, bei welcher alle Mitlesenden zu Mittag aßen, und wo wir Abends von Goethe „Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose“, sowie „Die Vögel“ nach Aristophanes lasen. Der nächste Leseabend, mit vorherigem gemeinsamen Mittagessen, fand bei Frau Behrens statt, wo Abends „Die Braut von Messina“ gelesen wurde.

Um diese Zeit überraschte uns Heinrich Leo einmal wieder durch seinen Besuch in Hamburg und las uns eines Abends bei meiner Mutter „Clavigo“ sehr schön vor. In Veranlassung einer Vorstellung von Schiller's „Räuber“, der wir kürzlich beigewohnt hatten, gab es dann noch eine lebendige Unterhaltung über dieses mir nicht sonderlich sympathische Werk der Sturm- und Drangperiode, über welches aber Heinrich, zum Triumph meiner Frau, anderer Meinung war.

Sehr interessant war ein Conzert von Hans von Bülow, das ich eines Abends mit meiner Schwester besuchte. Bülow brachte darin die fünf letzten Beethoven'schen Klaviersonaten meisterhaft zu Gehör.

Einen wenig auserlesenen, aber doch nicht verächtlichen musikalischen Genuß bereitete ich einige Abende später meinen Damen. Ich führte sie in das kürzlich eröffnete Vergnügungslokal „Concordia“ in St. Pauli, in eines der regelmäßigen populären Conzerte, welche ganz ungewöhnlich gute Musik zu recht guter Aufführung zu bringen pflegten. So hörten wir an jenem Abend eine Suite in D-dur von Bach; Scherzo für Hautbois von Händel; Ballet aus „Paris und Helena“ von Händel, bearbeitet von Carl Reinecke; Ouverture zu „Iphigenie in Aulis“ von Gluck mit Schluß von Richard Wagner; Symphonie G-dur von Haydn; Ouverture zur „Zauberflöte“ von Mozart und Symphonie C-moll von Beethoven.

Einige Wochen später hörten wir in der Rolle der „Lucia" Adelina Patti, deren wunderbaren Coloraturgesang ich gebührend bewunderte, ohne mich an demselben erwärmen zu können.

Ende November erfreute uns unsere auf einer literarischen Geschäftsreise begriffene Nichte Helene Zimmern aus London, leider nur auf kurze Zeit, durch ihren Besuch. Sie war in ihrer heiter=bequemen Art schnell mit jedem vertraut und bald wie zu unserm Hauswesen gehörig. Bei ihrem gewandten Geist und Humor konnte es an lebhafter Unterhaltung mit Alt und Jung nicht fehlen. Wie auf alle nicht alltäglichen Menschen, so übte auch auf Helene meine alte Mutter ihren Zauber aus. Sie war von der Alten und ihrem lebendigen Geiste ganz entzückt.

Eine noch weit größere Anziehungskraft übte freilich auf Helene unser Otto, mit dem sie sich auf's innigste befreundete, der ganze Stunden bei ihr auf ihrem Zimmer verweilte, und den sie in einer Weise in ihr Herz schloß, wie wohl selten ein Kind, außer von seinen Eltern, geliebt worden ist.

Helene bewohnte eines der neuen großen Zimmer im zweiten Stock, welche meine Frau sich noch nicht hatte entschließen können, von den Kleinen beziehen zu lassen, weil sie ihr für diese noch zu frisch schienen und auch, weil sie sich von den Kindern Nachts noch nicht trennen mochte, zumal von Baby, deren so überaus erfreuliche Entwicklung in einer Beziehung, wie sich jetzt zeigte, doch etwas zu schnell oder zu ungleich vorgegangen zu sein schien. Die Kleine lief schon lustig umher; die Beinchen schienen aber die Last des Körpers nicht tragen zu können; sie zeigten sich etwas krumm und mußten geschient werden. Der Kleinen waren ihre „Reiterstiefelchen", wie wir sie nannten, gar nicht lästig, sie liebte sie vielmehr zärtlich und ging bald ganz sicher auf ihnen.

Am Weihnachtsabend, den 25. Dezember freilich, hatte sie die Stiefel noch nicht; sie saß daher meist in ihrem neuen hohen Stühlchen, ganz vertieft in den alten „König Nußknacker", der schon alle ihre Geschwister entzückt hatte, und den sie allen anderen Geschenken, auch ihren Puppen, an jenem Abend vorzog. Die gute Tante Franziska war es, die unverdrossen dem ungeduldigen Kinde die Bilder zeigte und mit ihm schäkerte.

Daß Baby an jenem Weihnachtsabend als Liebesgöttchen in allerliebster Lustigkeit Geschenke vertheilte, welche an einem kleinen Christbaum hingen, und zu welchem Amalie die Verse geschmiedet hatte, darf ich nicht zu berichten vergessen.

Aber, der Wahrheit die Ehre! Weit bessere, ja ganz besonders hübsche Dichtungen hatten wir Tags zuvor am Weihnachtsabend, den 24. Dezember, bei Leos gehört, wo Martin als Postbote mit einem Sack voll Geschenken auftrat, die sich ein jeder durch Rathen poetischer Räthsel selbst erwerben mußte. So erhielt meine Frau für ihren neuen „Kannenbort" einen messingnen Leuchter aus der Wilster Marsch, von Dr. Brinckmann selbst ausgewählt und erstanden.

Das Jahr ging heiter und glücklich für uns zu Ende. Carl geleitete sein Scheiden mit einem ernsten Trinkspruch, in welchem er in ergreifenden Worten alles Leid und alle Freude, die es uns und Deutschland gebracht hatte, noch einmal vorüberziehen ließ, um dann das Neue Jahr freudig zu begrüßen.

In einer großen, sehr hübschen Gesellschaft, welche Gläsers in den schönen Räumen des Hauses ihrer in Italien weilenden Mutter, Frau Adele Lippert, gaben, wurde Offenbach's „Verlobung bei der Laterne" von einigen Liebhabern, dem Notar Dr. Gustav Bartels, einem Fräulein Olga Nicolai aus Dresden, Frau Amy Böcker geb. Donner, Fräulein Olga Veit und anderen sehr hübsch aufgeführt.

Mit Freuden erinnere ich mich des 11. März, Carl's Geburtstages. Ich war so stolz darauf, einen achtzehnjährigen Sohn zu haben, den Aeltesten einer fröhlich gedeihenden Kinderschaar! Er hatte sich Gibbon's „History of the decline and fall of the Roman Empire" und Jean Paul's Werke gewünscht und war nun glücklich über deren Besitz.

Abends fand sich eine junge Gesellschaft zusammen; es wurde lustig gespielt und getanzt, auch die übliche Geburtstagstorte mit Lichtern erschien, auf welcher, anstatt einer Inschrift in Zuckerguß, dieses Mal auf einer Fahne Goethe's Worte prangten:

> Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Bessern
> Holde Neigung, sie sei ewig Dir froher Besitz.

Acht Tage später fand bei unseren Freunden Zacharias eine glänzende Soirée statt. Quartette von Haydn und Rubinstein wurden sehr schön gespielt und, als Zugabe, die Variationen auf „Gott erhalte Franz den Kaiser." Mir ist der Abend auch um deshalb in guter Erinnerung geblieben, weil ich an demselben die angenehme Bekanntschaft des Mathematikers Dr. Schubert und seiner Frau und des Conzertmeisters Bargheer machte. Auch der junge Maler Hans Speckter begegnete uns hier zum ersten Male.

Dr. Schubert, Carl's Lehrer, führte sich höchst angenehm bei mir ein durch die Aeußerung: „Ich glaube, Ihr Sohn liebt mich ein wenig; es ist aber gegenseitig."

Am 29. März fand der letzte diesjährige offene Abend bei Eckardts statt, worüber allgemeines Bedauern herrschte. Herr und Frau Zacharias theilten nicht nur dieses Bedauern, sondern erklärten sich in liebenswürdiger Weise bereit, noch für eine Reihe von Abenden ihre Räume zu öffnen, und dieses Anerbieten wurde von allen Aufgeforderten mit lebhaftem Danke angenommen.

Am 5. April fand der erste offene Abend bei Zacharias statt, dem an den folgenden Sonnabenden noch vier weitere, bis zum 3. Mai, folgten. Auch hier war es, wie bei Eckardts, regelmäßig sehr animirt. An einem dieser offenen Abende wurde die Frage, ob das projectirte Lessing-Denkmal den Dichter stehend oder sitzend darstellen solle, in recht geistreicher Weise discutirt.

Daß unser Lessing schließlich auf dem Gänsemarkte sitzt, ist allen Lesern dieser Blätter bekannt. Es soll übrigens, wie ich allgemein versichern höre, dieser sitzende Lessing ein sehr würdiges Werk unseres Meisters Schaper sein. Erwähnen muß ich doch auch, daß zum Besten dieses Lessing-Denkmales eine große Kunstausstellung von Gemälden aus Hamburgischem Privatbesitz gerade in jenen Tagen eröffnet worden, die viel von sich reden machte, und auf welcher meines Bruders Heinrich „Abschied des Tobias", ebenso wie Rudolf's „Musicirende Mönche" und seine Portraits allgemeine Beachtung und rühmende Besprechung fanden.

In den ersten Tagen des April las meine Frau an einigen Abenden den Kindern und einigen ihrer Freunde „Werther's Leiden" von Goethe vor. Man kann diese Lektüre für so junge Menschen, namentlich für ein so junges Mädchen wie Mariechen, gewiß als ein Wagniß bezeichnen. Meine Frau unternahm dasselbe in dem festen Vertrauen, daß der überwältigende Eindruck der wunderbaren Schönheit dieser Dichtung jeden andern Eindruck auf die jugendlichen Gemüther überwiegen werde. Und dieses Vertrauen wurde gerechtfertigt; denn gewiß nie hat eine Versammlung von jungen Menschen den Worten eines Vorlesenden mit andächtigerer, reinerer Aufmerksamkeit gelauscht, als es hier der Fall war. Diesem Ergebnisse ihres Versuches gegenüber, hätte meine Frau es sich ruhig gefallen lassen können, als sie einige Tage später nach einem Diner bei meiner Schwester Marie von einigen Anwesenden, namentlich Frau Dr. Eckardt und Professor Eyssenhardt, über ihre Vorlesung von „Werther's Leiden" geneckt wurde. Sehr komisch war, wie der letztere, als meine Frau sich, in der Hitze des Gefechtes, zu der allerdings äußerst gewagten Behauptung steigerte, sie würde sich freuen, wenn ein Mann sich

für sie das Leben nähme, mich mit den Worten umarmte: „Sie armer Mann!“

Im Laufe jenes Abends las Herr Pius Warburg ein kürzlich gedichtetes plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth und Dr. Eckardt verschiedenes aus Puschkin vor: Graf Nulin und Stellen aus Eugen Onegin.

Am Ostersonntag-Nachmittag ließ meine Frau nach alter Sitte, — dieses Mal, da die Witterung ungünstig war, im Zimmer —, nach der Musik Ostereier suchen, wobei auch unser kleiner Nachbar Edgar Sibeth mithalf.

In der geöffneten Flügelthür des Eßzimmers saß meine alte Mutter und sah dem lustigen Treiben der Kleinen, unter denen auch Friederikchen höchst vergnügt umhersprang, wohlgefällig zu. Mariechen spielte zu dem Eiersuchen wieder die englischen Walter Crane-Lieder, und die Kleine lief, sobald ein neues anfing, geschäftig hin und rapportirte: „Großmama, ‚Nuttree'!“ und wieder: „Großmama, ‚Old King Cole'!“ in ihrer allerdings eines Commentares bedürftigen Babysprache. Um das Eiersuchen bekümmerte sich Baby wenig, desto eifriger waren Anna und Otto dabei, und Heinrich sorgte väterlich dafür, daß Otto, der langsamer als Anna war, dennoch zu seinem Rechte kam.

Otto, der nun schon ein großer Junge war, besuchte seit dem Herbst die Bülau'sche Schule, und um diese Zeit fing er an, an dem Turnunterricht in einer Pension in Pöseldorf mit Begeisterung Theil zu nehmen.

An mechanischer Fertigkeit schien es ihm überhaupt nicht zu fehlen, wie er denn große Freude am Bauen fand. Er hatte diese Kunst zumeist Heinrich abgesehen, der, selbst als kleiner Knabe ein vorzüglicher Baukünstler, jetzt mit nie versagender Ausdauer und Geduld für seinen kleinen Bruder aus den Steinen des Riesenbaukastens Paläste, Brücken, ganze Städte hervorzauberte, was den kleinen Kerl zu schneller Nachfolge begeisterte, der stunden- ja tagelang stillzufrieden mit seinem geliebten Baukasten verbrachte. Es fiel auch niemand ein, seinen Bau muthwillig zu zerstören, mochte er auch die oberen Spielzimmer ganz einnehmen; im Gegentheil, alle hatten ihre Freude daran und gaben ihm

wohl noch Verschönerungen an die Hand, die er dann eifrig ausführte, wie unter anderm an dem neuen Hansabrunnen, einem seiner letzten Bauwerke.

Wie bei diesem stillen Bauen, so trat auch sonst immer mehr eine träumerisch-poetische Natur bei dem Jungen zu Tage, die ihren Ausdruck in öfteren, natürlich äußerst mangelhaften und von Reminiscenzen wimmelnden, gleichwohl aber für einen so jungen Knaben bemerkenswerthen Dichtungen fand, deren eine mit den Worten begann: „Heute ist's ein Sommertag!" und mit dem Ausruf: „Wär ich ein Vöglein — wie schön!" endigte.

Sein feines Taktgefühl gab sich einmal in einer sehr primitiven, aber doch frappanten Weise kund. Eines Tages trat er in mein Zimmer, um mir einen Brief vorzulesen, den er an Helene Zimmern geschrieben hatte, zu der er, wie erwähnt, im Herbst bei ihrer Anwesenheit hier, in ein besonders inniges Freundschaftsverhältniß getreten war. Der auf ein kleines Stück Papier geschriebene „Brief" enthielt eigentlich nur eine kurze Liebeserklärung. Otto erklärte darin, er habe sie sehr lieb, sie sei die allerbeste u s. w. Auf meine Frage, ob er denn nicht auch Tony, die uns im vorigen Sommer besucht und Otto bei dieser Gelegenheit auch einigen Unterricht ertheilt hatte, lieb habe, erwiderte er nichts. Die Frage mußte ihm aber doch wohl zu denken gegeben haben; denn nach einer Viertelstunde kehrte er zu mir mit den Worten zurück: „Nun habe ich auch noch einen Brief an Tony geschrieben." Und dieser zweite, womöglich noch formlosere „Brief" hatte folgenden lakonischen Inhalt: „Liebe Tony, daß Du nicht beleidigt bist, ich mag Dich auch sehr gerne leiden . . . Dein Otto."

Sein höchstes Entzücken erregte, als eines Tages im Frühjahr der Cursus des Fräulein Ferber sein Ende erreichte, der Gedanke, daß Mariechen nun keine Stunden mehr zu nehmen brauche. Meinem Vorleser, Herrn Gottschalk, lief er mit dem emphatischen Zuruf entgegen: „Denken Sie sich, Mariechen braucht jetzt gar keine, g a r k e i n e Stunden mehr zu nehmen!"

Schon in den ersten Tagen des April entschlossen wir uns, die im Februar bei der ersten Vorstellung von „Marton

et Frontin“ in Aussicht genommene definitive Aufführung vor einem größern Kreise von Zuhörern wirklich zu veranstalten. Am 8. April fand die erste der neuen Proben statt, die nun unter der Leitung von meiner Frau und von Frau Seligman sehr gewissenhaft vorgenommen wurden. Auch die Herstellung angemessener Kostüme ließ sich meine Frau angelegen sein und für eine Bühne wurde jetzt besser gesorgt, mit Hülfe unseres Tapeziers Herrn Steiniger, welcher sehr geschickt ein förmliches kleines Theater im Fonds des Eßzimmers errichtete.

Für die Kinder gab es da viel zu sehen. Das kleine Volk versteckte sich hinter dem Vorhang, spielte „Kriegen“ und staffirte sich mit den Kostümen aus. So Otto mit Carl's Schleppsäbel, dreieckigem Hut und Bart, wobei er in tiefem Baß „Marton, Marrton“ rief, wie er es bei den Proben gehört hatte — zum höchsten Ergötzen der gütigen Tante Clärchen, die die kleinen Störenfriede gewähren ließ, während sie es mit den Leistungen der jungen Schauspieler sehr ernst nahm.

Am Ostermontage, den 14. April, fand die Wiederholung von „Marton et Frontin“ statt, die recht gut verlief.

Unter den Zuschauern befand sich Hans Speckter, den wir wohl zum ersten Male bei uns sahen, und der sich aufs liebenswürdigste begeistert über die kleine Aufführung aussprach, und Mariechen's Lehrerin der französischen Conversation, Mademoiselle Gentil.

Am 18. April fand bei unseren Geschwistern Leo eine große musikalische Soirée mit ausgezeichneten Kräften: Spengel, Dannenberg, Fräulein Herrmann, Fräulein Hanne Gowa statt, wo Stücke aus „Cosi fan tutte“ und „Fidelio“, sowie „Magelonen-Lieder“ und „Liebeswalzer“ von Brahms ausgeführt wurden.

An einem der nächsten Abende erfreute uns dann Fräulein Gowa, nach gemüthlichem Geplauder, durch ihren ausgezeichneten Vortrag von Schumann's „Frauenliebe und -Leben.“

Und nun habe ich, zum letzten Mal für lange Zeit! noch von zwei heiteren geselligen Vereinigungen in unserm Hause zu berichten. Am 23. April gaben wir für die älteren Kinder eine junge Tanzgesellschaft, bei der es äußerst munter herging und wo

Dr. Eckardt mit meiner Frau die Schlußpolonaise tanzte, und am 25. April war die Tanzstunde bei uns, bei welcher, von Eltern, auch Sibeths mit ihrem Neffen Jochheim und Graefes zugegen waren.

Es müssen, trotz der mannigfachen heitern Geselligkeit, auch viele stille Abende in diesen ersten Monaten des Jahres gewesen sein; denn ich erinnere mich mit lebhaftem Vergnügen der fesselnden gemeinsamen abendlichen Lektüre des kürzlich erschienenen Memoirenwerkes „Die Familie Mendelssohn", herausgegeben von Sebastian Hensel, dem Sohne Fanny Hensel's, der anmuthigen und hochbegabten Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Weniger allgemein bekannt, aber für uns von ganz besonderm Reiz, waren Bilder aus dem italienischen, namentlich dem römischen Leben, wie sie unser Freund Herman Wichmann in jenen Tagen so anmuthig entwarf und uns — erst als Feuilletons, später in Buchform — zusandte.

Eine recht unerquickliche Lektüre war dagegen Helene von Racowitza's „Meine Beziehungen zu Lassalle."

Von sonstigem in dieser Zeit Gelesenen erwähne ich noch kurz in buntem Durcheinander: „Meine Jugendzeit" von Professor Heinrich Leo in Halle; Willibald Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." „Graf Bismarck und seine Leute" von M. Busch.

Auf Johann Georg Rist's „Lebenserinnerungen", die ich um diese Zeit begann, und die mir viele angenehme Unterhaltung gewährten, komme ich wohl noch später ausführlich zurück.

Aus dem Bereiche meiner literarischen Thätigkeit habe ich aus dieser Zeit noch zu berichten, daß ich Ende April die Uebersetzung der beiden kleinen Erzählungen von George Eliot „Brother Jacob" und „The lifted Veil" soweit vollendet hatte, daß ich das Manuskript an Hartleben in Wien, der den Verlag der Uebersetzung übernommen hatte, senden konnte, und daß mich die Ankündigung einer neuen Schrift von George Eliot, einer Sammlung von Essays unter dem Titel „The Impressions of Theophrastus Such" veranlaßte, mich, im Vertrauen auf die große Beliebtheit dieser Schriftstellerin, um das Uebersetzungsrecht an

diesem neuen Buche zu bewerben, obgleich ich noch keinen Verleger für die Uebersetzung gefunden hatte. Der Warnung meines Bruders Friedrich, mit dem ich über die Sache correspondirte, unerachtet, ging ich unbesonnener Weise auf die von den Herren Verlegern Blackwood & Co. gestellte Forderung ein, erwarb das Uebersetzungsrecht für 25 Lstr. (gleich 500 Mk.), übersetzte das Buch und — blieb mit der Uebersetzung sitzen! Ich konnte für das Werk in Deutschland keinen Verleger finden. Und ich muß ehrlicher Weise gestehen, daß ich in diesem Falle nicht die deutschen Verleger, sondern nur meine Unbesonnenheit anzuklagen habe. Das Buch enthält eine Reihe von zum Theil sehr geistreichen Abhandlungen, die aber doch theils zu abstrus sind, theils in zu wenig innerm Zusammenhange stehen, um eine wahrhaft genußreiche und ersprießliche Lektüre zu gewähren. Einer Uebersetzung würde es entschieden an Lesern gefehlt haben.

Für einen, und zwar den letzten und größten Aufsatz, gelang es mir später, noch einen Verleger zu finden, und zwar durch die Vermittlung meines Freundes Zacharias in der Person des hiesigen Buchhändlers, Herrn Otto Meißner. Der Aufsatz behandelte, wie schon der Titel „The modern ‚Hep, hep, hep'“ andeutet, die brennende Judenfrage, und auf Grund dieser Actualität ließ sich Herr Meißner vermögen, einen Separatabdruck des Aufsatzes zu veranstalten, dessen Titel ich nur auf seinen Wunsch in den weniger anstößigen „Die Juden und ihre Gegner“ verwandelte.

Während des ganzen Maimonates spielte die Ende desselben stattfindende 350jährige Jubelfeier des Bestehens des Johanneums eine große Rolle in unserm Hause. Abgesehen von dem allgemeinen Interesse, welches jeder gebildete und noch mehr jeder gelehrte Bewohner unserer Stadt, namentlich wenn er selbst früher ein langjähriger Schüler der Gelehrtenschule gewesen war, nehmen mußte, steigerte sich dieses Interesse für uns noch dadurch, daß unsere beiden ältesten Söhne noch augenblicklich Schüler des Johanneums waren und beide an der Feier thätigen Antheil nehmen sollten. Bei der Aufführung des „Oedipus rex“ von Sophokles nämlich, im Original, mit welcher die Feier be-

ginnen sollte, war beiden eine Rolle zugetheilt: Carl die des Priesters, Heinrich freilich nur die stumme Rolle eines der Bürger, die ihn aber doch nicht der Verpflichtung entband, so gut wie Carl an den zahlreichen Proben theilzunehmen, welche der Aufführung vorangingen, was unser ohnehin reges Interesse für die Sache immer aufs neue auffrischte. Am Abend des 23. Mai fand endlich die Aufführung in der Aula des Johanneums statt. Der Eindruck, den das recht gelungene Spiel, zu welchem ein talentvoller Lehrer, Dr. Dütschke, die Musik componirt hatte, nicht nur auf mich, der ich das Griechische doch einigermaßen zu verstehen im Stande war, sondern auch auf empfängliche, aber des Griechischen völlig unkundige Frauen, wie meine Frau und Frau Dr. Eckardt, machte, war ein mächtiger. Beide waren bis zu Thränen gerührt, ganz hingenommen. Schweigend gingen wir, als wir nach der Aufführung mit Frau Dr. Eckardt nach Hause zurückkehrten, nebeneinander her; nur hie und da machte einer von uns seinem Entzücken durch einen Ausruf Luft, sonst wurde fast kein Wort gesprochen. Carl, der seine Sache recht gut machte, frappirte in seinem Priesterkostüm mit seinem langen weißen Bart viele Zuschauer, unter ihnen besonders Director Hoche, durch seine Aehnlichkeit mit mir.

Am Sonnabend Vormittag fand die eigentliche offizielle, und daher der Natur der Sache nach nicht gerade sehr unterhaltende Feier in der St. Petrikirche statt. Eine mit einem Gebet schließende Rede des Pastor Röpe verlieh der Feier die geistliche Weihe; darauf folgte eine Rede des Präsidenten des Senates und Vorsitzenden der Ober-Schulbehörde, des Bürgermeisters Kirchenpauer, dann eine Rede des Directors, dann endlose Ansprachen von Abgesandten hiesiger und fremder gelehrter Schulen und endlose Antworten des Directors, alles eingeleitet und beschlossen mit angemessener Musik. Abends fand im Sagebiel'schen Lokal ein großer Schülerball statt, den meine Frau in Begleitung der drei ältesten Kinder besuchte. Carl, als Chapeau d'honneur mit rothweißer Schärpe, muß seines Amtes wohl recht gut gewaltet haben, wenigstens redete Dr. Cohen meine Frau darauf an, daß er ihnen, die spät gekommen seien, höchst galant geholfen und noch einen ausgezeichneten Platz ver-

schafft habe. Ich zog es vor, ruhig zu Hause zu bleiben und mir von Fräulein Amyot vorlesen zu lassen.

Die Ballgäste kehrten erst zu später Nachtstunde nach Hause zurück. In Folge dessen nahmen wir am folgenden Sonntag-Morgen unser erstes Frühstück auf der Verandah so spät ein, daß Freund Steinert, der neue Fabrikeninspektor, der uns zwischen zehn und elf Uhr besuchte, ganz erstaunt war, uns noch beim Kaffee zu finden.

Nachmittags regnete es stark; meine Frau mit Baby auf dem Schooße und ich saßen beim Kaffee auf der Verandah; die Kinder mit Eckardts und anderen Nachbarskindern in der Hütte im Vordergarten, in die sie sich vor dem Regen geflüchtet hatten, wo sie sich jetzt scherzend und plaudernd die Zeit vertrieben. Carl trat an das geöffnete Fenster der Verandah heran und verlangte das Baby, mit dem sich die Kinder vergnügen wollten. Wir reichten ihm das Kind hinaus. Ich erwähne diesen unbedeutenden Umstand, weil es der letzte Moment war, wo Baby gesund bei meiner Frau und mir weilte.

Den Abend brachten wir mit den älteren Kindern und einigen Freunden, unter denen sich Frau Dr. Hirsch und ihre Töchter befanden, bei meiner Mutter zu. Bei dem Abendessen entspann sich ein kleiner Wortwechsel in Veranlassung eines Gespräches über das seit einigen Tagen im Eckardt'schen Hause ausgebrochene Scharlachfieber und das Verhalten, welches wir, diesem Krankheitsausbruche gegenüber, unsere Kinder beobachten ließen oder beobachten lassen sollten.

Meine Frau vertrat die Ansicht, daß sich eine absolute Absperrung unserer Kinder von den noch gesunden Kindern der eng befreundeten Familie unter den obwaltenden Verhältnissen ohne unnöthige Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gar nicht durchführen lasse; Fräulein Charlotte Hirsch aber vertrat die entgegengesetzte Ansicht ziemlich energisch. Sie hielte es für unverantwortlich, wollten wir nicht unsere Kinder mit der äußersten Strenge von den Eckardt'schen Kindern absperren, so daß ich die junge Dame, die ich übrigens ihres vortrefflichen Charakters und auch ihres großen Freimuthes wegen hochschätzte und hochschätze, doch bei dieser Gelegenheit etwas in ihre

Schranken zurückweisen und bitten zu müssen glaubte, es doch einer erfahrenen Mutter, wie es meine Frau sei, überlassen zu wollen, mit ihren Kindern zu thun, was sie für das Richtige halte. Das Gesprächsthema wurde bald verlassen und der Disput hatte keine weiteren Folgen. Bei mir aber hat derselbe einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, weil er mir allezeit gewissermaßen als die Eröffnung der schrecklichen Unglückstage erschienen ist, die gleich darauf über uns hereinbrachen.

Am folgenden Tage, Montag den 26. Mai, Morgens um etwa acht Uhr lag ich noch, eben erwacht, im Bette, während meine Frau schon stundenlang bei der Arbeit saß, als ich plötzlich durch einen durchdringenden Schrei erschreckt wurde. Gleich darauf stürzte meine Frau entsetzt ins Schlafzimmer und meldete mir, daß Baby sich soeben den linken Arm furchtbar verbrüht habe.

Die Kinderfrau hatte den unverantwortlichen Leichtsinn begangen, den Eimer kochenden Wassers zu Baby's Bade im Nebenzimmer bei angelehnter Thür auf dem Fußboden stehen zu lassen, anstatt denselben, wie es meine Frau stets gehalten und ihre Kinderfrauen eindringlich gelehrt hatte, sofort in die erhöht bereitstehende Wanne zu gießen. Baby war durch die halboffene Thür herbeigelaufen, über sein Nachthemdchen gestolpert und mit dem linken Arm in den Eimer gestürzt.

„Eine böse Verbrennung", waren Dr. Cohen's erste Worte beim Anblick des verbrannten Armes des Kindes, welches meine Frau unverzüglich zu ihm hingetragen hatte.

Er wies meine Frau an, das Kind sofort ins Bett zu legen, die Wunden mit Leinöl und Kalkwasser zu verbinden und versprach demnächst selbst zu uns zu kommen, um weitere Verordnungen zu treffen.

Es fand an diesem Tage, als Schluß der Schulfeierlichkeiten, ein ländliches Fest an der Elbe statt, an dem nicht nur unsere Söhne und Mariechen, sondern auch meine Frau und ich hatten Theil nehmen wollen. Aus unserer Theilnahme konnte nun natürlich nichts werden, während wir die Kinder, die auch alle Lust zu einer Vergnügungsparthie verloren hatten, überredeten, dieselbe doch mitzumachen

Meine Frau wich keinen Augenblick von dem Bett des kranken Kindes, das seine Leiden mit solcher Engelsgeduld ertrug, daß wir auf den beunruhigenden Gedanken gekommen sein würden, es habe gar keine Schmerzen, wenn nicht Dr. Cohen uns das Gegentheil versichert hätte. Uebrigens sagte es zu verschiedenen Malen: „Thut weh, Mama!" sonst lag es still und geduldig da und sagte wenig.

Am Dienstag Morgen schien Dr. Cohen den Zustand des Kindes nicht besonders beunruhigend zu finden. Wenigstens äußerte er sich so und — kam erst am späten Abend und auf unser dringendes Bitten wieder, was denn freilich seinen Grund auch darin gehabt haben mag, daß er den Fall schon am Morgen völlig hoffnungslos gefunden hatte. Humaner wäre es unter allen Umständen gewesen, wenn er im Laufe des Tages meiner Frau noch einmal die wenn auch ganz vorübergehende Beruhigung seines Erscheinens gegeben hätte. Für den Laien erkennbare Spuren der Verschlimmerung zeigten sich den Tag über nicht. Nachmittags etwa um fünf Uhr, als Carl fortgehen wollte, um bei der am Abend dieses Tages stattfindenden zweiten Aufführung des „Oedipus rex" die Rolle des Priesters zu spielen, rief er seinem Schwesterchen durch die geöffnete Thür „Ade Baby" zu, und Baby wiederholte, mit dem Fingerchen im Munde, aber ganz freundlich die ihm von meiner Frau vorgesprochenen Worte: „Ade Priester." Es waren ihre letzten Worte!

Wenige Stunden nachher brach ein entsetzliches Gewitter aus. Ob die durch Donner und Blitz erregte Angst, wie meine Frau glaubte, verschlimmernd auf den Zustand des Kindes gewirkt, lasse ich dahingestellt. Thatsache ist, daß sich bei demselben ein heftiger Durchfall einstellte, der meine Frau mit Recht sehr beunruhigte. Ich saß eben mit Herrn Gottschalk bei schon angezündeter Lampe und bei trotz des furchtbaren Unwetters geöffneten Fenstern, arbeitend in meinem Zimmer, als meine Frau verstört eintrat und mich bat, mich sofort von Herrn Gottschalk zu Dr. Cohen führen zu lassen, ihm den Zustand des Kindes zu schildern und ihn zu bitten, doch alsbald selbst nach dem Kinde zu sehen. Ich zauderte natürlich keinen Augenblick, die Bitte meiner Frau zu erfüllen. In meiner Bestürzung ließ

ich sogar die Fenster weitgeöffnet, was bei dem herrschenden Sturm und der dem Fenster und den Gardinen auf meinem Schreibtische ganz nahe stehenden brennenden Lampe leicht ein großes Unglück hätte verursachen können. Raschen Schrittes ging ich in die pechschwarze, nur dann und wann von Blitzen erhellte, wahrhaft Lear'sche Nacht in den sturmgepeitschten Regen hinein. Aber schon am Ende des Klosterstieges konnten wir nicht weiter und mußten in dem damals von Herrn Warburg bewohnten Eckhause eine Weile vor den tobenden Elementen Schutz suchen. Nach wenigen Minuten aber ließ es mir keine Ruhe. Ich eilte mit Herrn Gottschalk weiter nach Schultzweg, wo dieser in der stockfinstern Nacht die größte Mühe hatte, das von Dr Cohen bewohnte Haus zu finden. Endlich erreichten wir es. Dr. Cohen war zu Hause, hörte mich an und gab mir Verhaltungsmaßregeln für das Kind — zeigte aber keine Neigung, sich selbst nach demselben umzusehen. Nach Hause zurückgekehrt und nachdem ich meiner Frau die Verhaltungsmaßregeln mitgetheilt hatte, die sie zu beruhigen schienen, mußte ich mich ganz umkleiden, so furchtbar war ich auf dem kleinen Wege durchnäßt. Einsam tranken meine Frau und ich Thee; die drei ältesten Kinder waren noch nicht von der Aufführung des Oedipus zurück, bei der die Knaben mitwirkten, der Mariechen mit ihrer Großmutter als Zuhörerin beiwohnte. Die Kleinen waren natürlich zu Bett. Nach dem Thee ging meine Frau wieder zu dem kranken Kinde hinauf. Ich setzte mich ins Wohnzimmer, einsam meine Cigarre zu rauchen. Bald auch kam Mariechen nach Hause in wenig hoffnungsvoller Stimmung, die ich nicht hoffnungsvoller zu gestalten im Stande war. Nachdem wir eine Weile trübselig mit einander gesessen hatten, ging Mariechen zu ihrer Mutter hinauf. Bald kamen auch die Knaben, die es gleichfalls nicht lange unten ließ. Ich ging zu Bett und versuchte der Ruhe zu pflegen, die mir aber nicht lange werden sollte. Bald nachdem ich eine Weile geschlafen hatte, wurde ich durch lautes Geräusch in dem über meinem Schlafzimmer befindlichen Krankenzimmer und durch schnelles Auf- und Abeilen der Treppen aufgestört, und gleich darauf erhielt ich von meiner Frau, die an mein Bett trat, den Aufschluß, daß Baby einen sehr beunruhigenden Krampfanfall gehabt,

daß Carl Dr. Cohen herbeigeholt, und daß dieser einige Verordnungen gegeben habe. Er hatte den Zustand schlimm, aber, wie er mir später versicherte, nicht hoffnungslos gefunden. Meine Frau versprach, es mir zu melden, wenn eine Besserung eintreten sollte, und wirklich erschien sie um drei Uhr wieder, mit der Meldung, ich könne nun ruhig schlafen; der von Cohen so sehr gewünschte Schweiß sei eingetreten, es scheine besser zu gehen. Kaum eine halbe Stunde später weckte Amalie mich mit den Worten: „Mein guter Mann, Baby ist todt.“

Ich eilte hinauf, meine Frau führte mich zu dem eben verschiedenen Kinde mit den Worten: „Sie ist noch warm, Du kannst sie noch küssen.“ Und ich drückte einen Kuß auf die noch warmen Lippen des geliebten Wesens. Meine Frau aber sprach aus tiefstem Herzen die Bibelworte: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“ Auch ich war in jenem Augenblick tiefster Betrübniß sehr empfänglich für kindlich-gläubige Vorstellungen. Noch nie hatte sich mir die Vorstellung eines unmittelbaren Eingreifens der Vorsehung in die Geschicke der Menschen so lebendig aufgedrängt, wie in diesem Augenblick. Ich glaubte die zürnende Hand Gottes aus den geöffneten Wolken herabreichen und unsere armen Häupter treffen zu sehen!

Carl war sofort wieder zu Dr. Cohen geeilt, der auch alsbald erschien — aber nur, um Zeuge unseres entsetzlichen Jammers zu sein.

Er trat an die Leiche des Kindes mit den Worten: „Es ist ja ein furchtbares Unglück.“ Dann that er das in diesem Augenblick gewiß einzig richtige, er beredete uns alle, meine Frau und mich und die Kinder, zu Bett zu gehen und womöglich zu schlafen. Mich nahm er selbst unter den Arm und führte mich in mein Schlafzimmer.

Ich enthalte mich jeder Schilderung der nächsten Tage, die nicht anders vergingen, als in jedem Trauerhause. Nur einzelnes will ich kurz hervorheben.

Ein letztes Andenken zu besitzen an dieses Kind, das ihre Wonne gewesen, war nun der einzige Wunsch meiner Frau. Hans Speckter wurde gerufen, und er hat mit großer Liebe und

gutem Willen sein Bestes gethan in der Farbenskizze, die meine Frau als ein theures Besitzthum aufbewahrt; auch Babys kleine gesunde Faust besitzt sie in einem Gypsabguß, sowie eine Todtenmaske des lieblichen Kindes. Hans Speckter aber ist seit jenen Tagen ein lieber Freund unseres Hauses geworden, von dem noch manches Mal in diesen Blättern die Rede sein wird.

Am Donnerstag Morgen wurde die kleine Leiche in unserm Wohnzimmer aufgebahrt und Abends die sie umgebenden Kerzen angezündet. Als meine Frau sich mit den Kindern an der Bahre versammelt hatte, holte sie auch mich aus meinem Zimmer hinunter. Ich trat, von ihr geleitet, an den Sarg, kniete unwillkürlich vor demselben nieder und drückte einen letzten Kuß auf die Lippen meines geliebten Kindes.

Am Freitag Morgen fand die Beerdigung statt. Blumen und Kränze in Fülle waren schon seit dem vorhergehenden Abend geschickt und wurden von den nächsten Verwandten und Freunden, die sich zu der Trauerfeier versammelten, herbeigebracht. Eröffnet wurde diese Feier mit demselben, wieder von Mariechen und den beiden Eckardt'schen Mädchen gesungenen, schönen Terzett aus Mendelssohn's „Elias", „Hebe deine Augen auf", welches die Mädchen vor der Taufe der Kleinen gesungen hatten. Anknüpfend an dieses Terzett sprach dann Pastor Ritter schöne Worte am Sarge. Dann wurde der Sarg, von dem sich meine Frau in herzzerreißendem Jammer nicht losreißen konnte, fortgetragen, um nach dem St. Katharinenkirchhof gefahren und hier in einem mir gehörenden Erbbegräbniß begraben zu werden. Ich selbst mit meinen beiden ältesten Söhnen und Mariechen folgte in einem ersten Wagen, mein Schwager Dr. Leo, der Otto zu sich genommen hatte, in einem nächsten, dann noch einige andere Wagen. Am Grabe sang ein aus Carl's Freunden, Oskar Horwitz und anderen, gebildeter Knabenchor.

Otto streute aus einem Körbchen Blumen in das offene Grab und ließ dabei unvorsichtiger Weise das Körbchen in die Gruft fallen — nach dem Volksglauben ein böses Omen!

Nachmittags fühlte meine Frau sich sehr unwohl. Sie litt an einem Scharlachhals und, was viel schlimmer war, nach dem Ausspruch des von Carl herbeigerufenen Arztes, an einer

Lymphgefäßentzündung, die sie sich durch die Berührung einer kleinen wunden Stelle an ihrer Hand mit der Leiche des Kindes zugezogen hatte. Sie mußte das Bett hüten.

Ihre unendliche Herzensgüte bewährte sich aufs glänzendste in ihrem Verhalten gegen die Kinderfrau, die doch unzweifelhaft durch ihre sträfliche Nachlässigkeit des Kindes Tod verschuldet hatte. Bei meiner Frau überwog die Gewißheit, daß ihr aus Gottes Hand dieses Schicksal gesandt sei und das Mitleid mit der allerdings höchst beklagenswerthen, unglücklichen Person, die ganze Tage hindurch unablässig wahrhaft herzzerreißende Jammertöne ausstieß, während meine Frau ihren Schmerz still trug. Sie verzieh ihr und behielt sie noch längere Zeit hindurch im Hause.

Ich suchte und fand in diesen Tagen des Jammers meine einzige Rettung in der Arbeit. Ich übersetzte, ließ mir vorlesen und war wo möglich noch fleißiger als gewöhnlich. Trübselig vergingen die Tage, um so trübseliger, als meine Frau, wie gesagt, krank zu Bette lag.

Bald aber trat eine Verschlimmerung des schon so unendlich traurigen Zustandes der Dinge ein. Unser Otto wurde, kaum acht Tage später, von einem Unwohlsein befallen, das sich nur zu bald zu einer verhängnißvollen Krankheit entwickeln sollte. Schon bei Tische, wo er übrigens noch mit gutem Appetit aß, glaubten die übrigen Kinder und ich — meine Frau lag noch zu Bette — in Otto's Klagen über Kopfschmerzen die Anzeichen des herannahenden Scharlachfiebers zu erkennen. Auf unsere Bitte, sich entkleiden und ins Bett legen zu lassen, erwiderte er auf gut hamburgisch: „Ich möchte aber gern noch en büschen essen“, ließ sich aber dann gleich nach Tische zu Bett bringen. Als meine Frau die Nachricht von Otto's Unwohlsein erhielt, rief sie, in ihrem ahnungsvollen Gemüth das Schreckliche voraussehend: „Nun ist alles vorbei!“ Am nächsten Morgen erklärte Dr. Cohen den inzwischen bei Otto zum Ausbruch gekommenen Ausschlag für Scharlach. Meiner Frau erlaubte der Doktor aufzustehen, was sie übrigens unfehlbar auch ohne seine Erlaubniß gethan haben würde, da sie gewiß keinem Andern die Pflege des kranken Kindes überlassen hätte. Otto wurde sofort

in der zweiten Etage isolirt. Carl, der ungern in seinem letzten Schuljahr durch Scharlachfieber im Hause am Schulbesuch verhindert werden wollte, wurde von Frau Helene Behrens gütig und gastlich aufgenommen; Heinrich schaffte noch spät Abends eine Pflegerin.

Am Sonntag Morgen erschreckte uns Dr. Cohen durch die Kunde, daß sich bei Otto zu dem Scharlachfieber auch Diphtheritis gesellt habe, zwar „nur leicht", wie er sagte; aber wir wußten doch, wenn wir das auch noch nicht selbst erfahren hatten, schon gut genug, was es mit dieser verhängnißvollen Krankheit auf sich habe, um durch diese Nachricht in große Angst und Besorgniß versetzt zu werden. War die bereits vorgestern erfolgte Ausquartierung Carl's, wenn auch wünschenswerth, doch noch nicht geradezu nothwendig erschienen, so mußten wir jetzt ernstlich Bedacht darauf nehmen, auch die übrigen Kinder, bis auf Mariechen, die das Scharlach bereits gehabt hatte, vom Hause zu entfernen. Mariechen konnten wir auch kaum entbehren; denn Fräulein Amyot hatte sich, sehr erklärlicher Weise, auf einige Zeit von mir beurlaubt; Herr Gottschalk aber arbeitete ununterbrochen und zwar täglich mit mir fort.

Anna wurde in Fontenay in dem Hause meiner abwesenden Schwester einquartiert, wo namentlich die Köchin Louise Vorbeck und das Hausmädchen Johanna Pfeiffer auf das freundlichste für sie sorgten. Ebenso furchtlos und gütig nahmen sich der kleinen Vereinsamten die in einem Nachbarhause in Fontenay wohnende Frau Louise Hahn und deren Töchter an.

Heinrich wurde von Professor Kießlings gastlich aufgenommen. Und zwar erschien Frau Professor Kießling gerade an dem schlimmsten Tage persönlich im Vordergarten. Meine Frau sah die Dame aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes, an dem sie gerade stand und rief ihr zu: „Kommen Sie nicht herein, Frau Professor, hier ist Scharlach und Diphtheritis". „Das weiß ich", erwiderte diese, „und eben deshalb will ich zu Ihnen." Kießlings hatten durch Director Hoche von unserm Wunsche in Betreff einer Pension für Heinrich gehört und waren sofort bereit gewesen, Heinrich, und zwar, wie ich ausdrücklich bemerken will, ohne allen Entgelt, den sie entschieden ablehnten,

auf längere Zeit zu sich zu nehmen, obgleich sie eine Reihe kleiner Kinder zu Hause hatten. Dies meiner Frau mitzutheilen, war der Zweck des Besuches der Frau Professor Kießling. Wir nahmen das Anerbieten dieser edlen Menschen mit gerührtem Danke an. Inzwischen hatten unsere Nachbarinnen, Fräulein Arnolds, sich liebenswürdiger Weise gleichfalls erboten, Heinrich bei sich aufzunehmen. Wir zogen aber das Kießling'sche Anerbieten, namentlich wegen der Entfernung vom Klosterstieg vor. Heinrich fuhr noch selbigen Tages zu seinen neuen Pflegeeltern, die ihn freundlich aufnahmen und denen ich ihn mit einem zuversichtlichen Vertrauen übergab, das sie vollkommen gerechtfertigt haben.

Am Dienstag den 10. Juni stand es Morgens sehr schlecht mit unserm armen Otto. Dr. Cohen selbst schien bei seinem ersten Besuche recht verzagt. Meine arme Frau hatte keinen Schimmer von Hoffnung mehr und mußte doch, in den seltenen Fällen, wo der arme Junge, gänzlich erschöpft, hauchte: „Sing' mir ein Liedchen, Mama!" oder „Sing' mich in Schlaf, Mama!", mit blutendem Herzen und bebender Stimme singen.

Mich ließ Amalie nicht hinauf — Mariechens halber. Gegen Mittag aber, als nach ihrer Auffassung eine Verschlimmerung in Otto's Zustand eingetreten war, litt es mich nicht mehr unten. In meiner brennenden Sehnsucht nach dem Jungen, eilte ich hinauf und an meiner Frau, die mich zurückhalten wollte, vorüber mit dem flehenden Ausruf: „Laß mich, ich muß seine süße Stimme noch einmal hören!"

Aber es sollten noch wieder hoffnungsvollere Tage für uns anbrechen; eine Krisis schien einzutreten. Ich hatte auf Amalien's Wunsch Dr. Cohen geholt, der unterweges im Wagen zwar äußerst schweigsam gewesen war, nur einmal verzweifelt vor sich hin gemurmelt hatte: „Es ist eine Blutzersetzung!" jetzt aber, nachdem er den Kranken längere Zeit beobachtet hatte, viel hoffnungsvoller sprach. Er habe in seiner Praxis bereits acht ganz ähnliche Fälle gehabt, von denen es ihm in fünf Fällen vergönnt gewesen sei, die Patienten zu retten; er hoffe, auch Otto durchzubringen. Wir durften doch wieder Hoffnung schöpfen und athmeten auf. Dr. Cohen hatte alten Portwein verordnet,

von welchem Otto von Zeit zu Zeit ein Theelöffel voll gereicht werden solle, und hatte meine Frau, auf ihre Frage, woher sie den Portwein entnehmen solle, freundlich angewiesen, zu seiner Frau zu schicken und sich von ihr eine Flasche auszubitten. Er kam dann an diesem Tage noch drei Mal und erklärte Abends, zu unserer unendlichen Freude, Otto's Farbe und Gesammtbefinden für wesentlich gebessert. Von dem Geburtstage des armen Jungen, der auf diesen Tag fiel, an den er aber wohl selbst schwerlich dachte, durfte freilich keine Rede sein. Als meine Frau am Morgen Dr. Cohen fragte, ob sie Otto nicht einige Spielsachen, die sie zu seinem Geburtstage besorgt hatte, aufs Bett legen dürfe, antwortete er hart, aber doch gewiß richtig: „Ach lassen Sie das doch!"

Auch von hübschen Briefen, die Carl und Heinrich ihm zu seinem Geburtstage geschrieben hatten, durfte Otto nichts erfahren. Als es aber am folgenden Tage langsam besser mit ihm wurde, gab ihm Amalie Carl's Brief, der ihn sehr beglückte und den er nicht aus den Händen gab — er fand sich nach seinem Tode in Otto's Bett. Ob Otto Heinrich's Brief noch bekommen, wüßte ich nicht zu sagen. Mir ist nur erinnerlich, daß meine Frau mir erzählte, sie habe Nachts, als Otto von der Pflegerin die Medizin nicht habe nehmen wollen, zu ihm gesagt: „Otto, wenn du unartig bist, so bekommst du morgen nicht Heinrich's Brief", worauf der Junge mit Flehen gelobt habe, alles zu thun, dann ihre Hand gefaßt und sie innig geküßt habe: „Nun krieg' ich den Brief von Heinrich, nich' wahr, liebe süße Mama?"

Otto's Besserung schien anzuhalten. Wir waren in der seligsten Stimmung. Auch der Junge selbst, der noch gestern durch den Ausruf: „Du weißt nicht, Mama, wie mir manchmal zu Muthe ist", einen traurigen Beleg für sein Uebelbefinden gegeben, hatte, nach dem Ausspruch meiner Frau, heute das Ansehen eines Genesenden zu gewinnen begonnen. Sein inniges Verlangen, wieder gesund zu werden, sprach sich wiederholt in der Frage aus: „Sagt Dr. Cohen, daß ich besser werde?" Unermüdlich verlangte er, daß meine Frau ihm vorsinge, und auch sein Zuhören war ein ganz anderes, lebendigeres geworden.

Und dennoch sollten wir ihn verlieren!

Ich enthalte mich der Schilderung der qualvollen Leiden des armen Kindes an seinem letzten Lebenstage. Es traten Krämpfe ein; das Rennen nach Aerzten, nach welchen die Pflegerin bei jedem erneuten Ausbruch verlangte, und die doch nicht helfen, ach kaum Linderung schaffen konnten, nahm der Nähe des Todes auch noch die Weihe der Stille.

Unsere Hoffnung war ganz geschwunden; es waren fürchterliche Stunden. Meine arme Frau ging in Verzweiflung unablässig auf und ab. Ich setzte mich in dumpfer Betäubung auf einen Stuhl vor die Schwelle des Krankenzimmers und saß lange schweigend da. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ich mein Schweigen fast mechanisch mit der an das kranke Kind gerichteten Frage: „Wie geht's dir, mein Männchen?", worauf der arme Junge wohl ebenso mechanisch von seinem Bett aus regelmäßig in einer feinen Fistelstimme antwortete: „Ein bischen besser." Endlich ging ich wieder auf mein Zimmer, um mit dem inzwischen eingetroffenen Herrn Gottschalk, soweit mein Zustand es zuließ, zu arbeiten.

Nach einem kurzen Aufflackern scheinbarer Besserung verlangte er, wie es so oft bei Schwerkranken kurz vor ihrem Ende vorkommt, begierig in ein anderes im Zimmer stehendes Bett gelegt zu werden. „Da will ich hinein, da werde ich besser!" Gegen vier Uhr schlief er ein, etwa um halbfünf Uhr erwachte er mit einem erneuten Krampfanfall, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Ein Gehirnschlag machte seinem Leben ein Ende! Mit den Worten: „Es ist vorbei!" trat meine Frau in mein Zimmer und meldete mir die Schreckensnachricht. Ich war wie zerschmettert, sprachlos saß ich in dumpfer Betäubung da; kein lauter Schmerzenston entrang sich meiner Brust, keine Thräne erleichterte mich, nur in einem dumpfen Stöhnen vermochte ich meiner Empfindung Ausdruck zu geben. Dieser jammervoll-apathische Zustand beunruhigte meine gute Frau so sehr, daß die Aermste, trotz ihres eigenen namenlosen Elends, selbst in diesem schrecklichen Augenblick alles aufbot, mich aufzurichten.

Carl und Heinrich, denen die Trauerbotschaft schnell genug, unter anderm auch von Dr. Cohen mitgetheilt wurde,

erschienen bald im Garten; ebenso auch unsere gütigen Nachbarinnen, Fräulein Arnolds, die in uns drangen, ihnen Mariechen zu geben, ein Anerbieten, das wir dankbar annahmen und von dem wir sofort Gebrauch machten. So rasch wie möglich mußte Mariechen das Haus verlassen.

Nun waren meine Frau und ich mit unserm Jammer ganz allein. Etwa gegen sieben Uhr forderte die Natur ihre Rechte; wir setzten uns zu Tisch und versuchten zu essen. Gegen Dunkelwerden gingen wir etwas spazieren in Gesellschaft Dr. Eckardt's, dieses bewährten Freundes, der uns von seinem Hause aus entgegenkam und uns begleitete. Nach Hause zurückgekehrt, fühlte sich meine Frau unwohl; Dr. Cohen erklärte das Unwohlsein für einen erneuten Ausbruch der noch nicht völlig ausgeheilten Lymphgefäßentzündung, die sie nun von neuem längere Zeit ans Bett fesselte.

Andern Tages ging ich mit dem treuen Gottschalk zur Stadt, um zwei traurige Pflichten zu erfüllen, nämlich auf dem Standesamte Otto's Tod zu melden und bei dem Vorsteher des Begräbnißvereins, in Dr. Cohen's Auftrag, auf schleunigste Einsargung des kleinen Leichnams zu dringen.

Am Sonntag Morgen fand Otto's Begräbniß statt. Trübseliger ist der an sich schon so unendlich traurige Akt, wie es das Begräbniß eines blühenden Kindes ist, wohl nie verlaufen. Meine Frau krank zu Bett; ich einsam im Hause, ohne Kinder, ohne theilnehmende Verwandte und Freunde. Nur der einzige treue Gottschalk kam, mit mir in dem einzigen Wagen dem Sarge zu folgen. Vor meiner Abfahrt war meiner Frau und mir noch die schmerzliche Freude geworden, mit der Post ein sehr schönes, anonymes Gedicht auf Otto's Tod zu erhalten. Den Verfasser zu ermitteln ist uns nie gelungen.

Ich füge die Verse — es sind, wie Carl uns später belehrte, Sapphische Strophen — hier ein. Vielleicht fällt einmal der Blick des Dichters derselben auf dieses Blatt, und er sieht daraus, wie wohl er uns in schwerer Stunde gethan hat.

Auf den Tod Ihres kleinen Sohnes.

Spricht kein Engel, Knabe, das Wort des Heilands:
„Auf, erwach' vom ehernen Schlaf des Todes!"
Fliehst so zeitig Vater und Mutter, Brüder,
Die Dich so liebten?

Ach, der grause Allesverschlinger hat Dich,
Der so heiter spielte im Lebensgarten,
Hingerissen. Blüthe nicht, ach, noch Knospe,
Mußtest Du sterben.

Deine braunen, freundlichen Kinderaugen,
Glanzvoll wie die Blumen am Waldessaume,
Die so freundlich jedem entgegenlachten,
Sind jetzt erloschen.

Deine kleinen Lippen, die süß zu schmeicheln,
Süß zu lächeln, reizend zu schmollen wußten,
Sind jetzt starr; verklungen sind ihre lieben,
Kindlichen Fragen.

Weine, Vater, weine Dich satt beim Anblick
Eures Lieblings. Bald senkt die schwarze Schaar der
Träger, die sein Schwesterlein jüngst begruben,
Ihn auch zur Tiefe.

Leise heilt die Zeit Deines Herzens Wunde;
Doch es sind uns Menschen ja bessre Tröster,
Sterne, die im Kummer nur heller leuchten:
Hoffnung und Glaube.

Als ich eben aus der Auffahrt mit dem Wagen in den Mittelweg einbog, erschien Carl und warf mir weinend ein von ihm verfaßtes Gedicht in den Wagen hinein: „Unserm geliebten Otto zum letzten Abschiedsgruß." Auf dem Kirchhof hatten sich außer mir und meinem Begleiter noch rührender Weise Fräulein Iven und unser Nachbar, der Kunstgärtner Herr Homann, eingestellt, der unserm Jungen ganz besonders zugethan war, sich mit ihm zu necken pflegte und ihn in jeder Weise verzog.

Nach Hause zurückgekehrt, weinte ich mich mit meiner armen Frau aus und suchte wie immer meinen Trost in der Arbeit. Ich übersetzte gerade eine sehr feine französische Erzählung von Droz „Les Etangs", die bereits vor vier Jahren das Entzücken meiner Frau in Villars erregt hatte.

Eine sehr angenehme Gesellschaft in unserer Einsamkeit war uns Otto's Pflegerin, Schwester Magdalene, aus dem „Vereins-Hospital" des Vaterländischen Frauen-Hülfs-Vereins, ein Fräulein von Linsingen, die auf Dr. Cohen's Wunsch noch bei uns blieb. Sie pflegte meine kranke Frau und erwies sich auch mir, dem meine Frau nichts leisten konnte, durch Vorlesen und Schreiben nach meinem Dictat sehr nützlich.

Am Dienstag wurden wir durch die Nachricht erschreckt, daß wiederum zwei Eckardt'sche Kinder vom Scharlach befallen seien — und zwar eines zum zweiten Mal! Meine Frau beunruhigte insbesondere der Gedanke, daß Mariechen durch den Aufenthalt bei Arnolds fast Haus an Haus mit Eckardts und daher der Gefahr der Ansteckung in erhöhtem Grade ausgesetzt sei. Sie schickte Schwester Magdalene, die sich zu diesem, namentlich für sie als Fremde, nicht ganz leichtem Gange freundlichst erbot, zu unserm alten Onkel Ferdinand, um ihn zu bitten, Mariechen für einige Tage bei sich aufzunehmen. Er gewährte unsere Bitte mit der größten Liebenswürdigkeit, und so mußte das arme Mariechen seine gütigen Pflegemütter wieder mit einem zwar nicht minder gütigen aber doch gleichfalls ungewohnten Pflegevater vertauschen.

Tags darauf erschien zu unserer großen Freude meine Schwägerin Antonie aus London. Welche Freude und welchen Trost die Anwesenheit der lieben Schwester, die sich sofort nach Empfang der Nachricht von Otto's Tode opferfreudig zu dieser Reise entschlossen hatte, uns und namentlich meiner Frau in unserer traurigen Einsamkeit gewährte, brauche ich wohl nicht näher auszuführen. Den größten Theil des Tages brachte sie am Krankenbette meiner Frau zu, die sie auf jede Weise aufzurichten suchte und mit der sie, wenn alle Mittel nichts verfangen wollten, weinte. Mit mir arbeitete sie, nahm die Mahlzeiten mit mir, ging mit mir spazieren und leistete mir eine in jeder Beziehung höchst ersprießliche Gesellschaft.

Freudig überrascht wurden wir durch ein Telegramm von Heinrich Leo, in welchem er uns dringend aufforderte, ihn alle in Bad Nenndorf, wo er die Kur gebrauchte, zu besuchen. In einem Tags darauf folgenden ausführlichen

Briefe begründete er dann seine Einladung näher und gab das von einem so bewährten Freunde gewiß ernst zu nehmende Versprechen, wenn wir nach Nenndorf kämen, alles in seinen Kräften stehende für uns zu thun. Wir waren alsbald sehr geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen und mußten nur einstweilen den Verlauf von Amalien's Unwohlsein abwarten.

Bald aber übermannte mich eine unüberwindliche Ungeduld, dem trübseligen Einerlei des Hauses, in welchem ich meiner Frau doch so wenig leisten konnte, zu entrinnen. Ich entschloß mich daher, am nächsten Montag den 23. Juni mit Mariechen nach Nenndorf zu reisen. Amalie sollte uns — so meinte auch Dr. Cohen — binnen kurzem mit Antonie und Anna nach Nenndorf folgen. Später sollten wir dann von dort alle nach St. Blasien im Schwarzwald gehen, wohin wir während der Ferien auch unsere Jungen würden kommen lassen.

Am Sonntag Morgen erschienen Carl und Heinrich, denen das Haus noch immer verschlossen war, unter dem Fenster der Schlafstube meiner Frau, um sie zu begrüßen. Als meine Frau die Stimme Heinrich's, die sie seit seinem Fortgang aus dem Hause und seit Otto's Tode noch nicht wieder gehört hatte, während Carl, der ganz in der Nähe wohnte, öfter erschienen war, vernahm, wurde sie so aufgeregt, daß sie aus dem Bett ans Fenster stürzte und den Jungen, wie wenn er einer großen Lebensgefahr entronnen wäre, zärtlich begrüßte.

Heinrich Leo, der uns für die ziemlich verwickelte Tour genaue Instruktionen gegeben, uns auch freundlicherweise eine Stunde weit entgegen gekommen war, hatte ein hübsches Logis für uns gemiethet, in welchem wir bald behaglich installirt waren. Mir war es ein wahres Labsal, mich in diesen traurigen Tagen des regsten gemüthlichen und geistigen Verkehres mit einem so echten Freunde erfreuen zu können. Er widmete mir und Mariechen alle seine nicht durch die Kur in Anspruch genommene Zeit, und deren war zum Glück viel. Während der Stunden, wo er trinken oder baden mußte, las oder schrieb Mariechen für mich. Diese fand außer in der Gesellschaft ihres Onkels, den sie

schwärmerisch liebt, mannichfache Unterhaltung in der Beobachtung der Badegäste und der Trachten des Landvolkes.

Am folgenden Sonnabend durfte meine Frau, wie es Dr. Cohen verheißen hatte, abreisen und traf am Nachmittag dieses Tages, in Gesellschaft ihrer Schwester Antonie und unserer Anna, zu meiner großen Freude in Nenndorf ein. Zwar heiterer gestaltete sich in Folge dieser Ankunft unser Leben in Nenndorf nicht; wie wäre das auch möglich gewesen? Meine Frau, die in die tiefste Trauer versenkt war, hing am liebsten in der Einsamkeit ihren trüben Gedanken nach. Ihre liebste Lektüre, der sie regelmäßig spät Abends, oft bis tief in die Nacht hinein oblag, waren die Rückert'schen „Kindertodtenlieder", welche ihr Dr. Eckardt noch in Hamburg geschenkt hatte. Aber sie war doch wieder gesund, war wieder bei mir und war auch in ihrer tiefsten Trübsal, wenn ich mich dieses Ausdruckes hier bedienen darf, durchaus keine Spielverderberin. Sie betheiligte sich bereitwillig an allen gemeinschaftlichen Unternehmungen: Spaziergängen, Lektüre und war auch für Unterhaltungen über ernste, nicht in direktem Bezug zu ihrem Gram stehende Gegenstände, zu welchen der Verkehr mit dem stets anregenden und angeregten Heinrich Leo Gelegenheit bot, empfänglich. Er war es auch, der meine Frau gleich anfangs aus ihrer Lethargie aufzurütteln versuchte, sie anspornte, sich seine Gewohnheit zu eigen zu machen, gleich bei Eintreffen an einem Orte auszupacken und das Zimmer behaglich und wohnlich zu gestalten, welches uns für längere Zeit zum Aufenthalte dienen soll. Da er meine arme Frau so sehr versunken in ihren Schmerz sah, legte er ihr, als Umkehr des Mahnwortes „memento mori" das „memento vivere" eindringlich ans Herz, was ihr freilich vorerst noch allzuschwer scheinen mochte.

Den Vormittag vom Frühstück bis zum Mittagessen brachte meine Frau in der Regel allein auf ihrem Zimmer zu. Das gemeinschaftliche Mittagessen in dem in geringer Entfernung vom Orte liegenden kleinen Gasthause, dem von uns urzweg die Schaumburg genannten „Grafen von Schaumburg", diese einfache, aber gute bürgerliche Mahlzeit, die wir ganz unter uns einnehmen durften, war bei unserer Stimmung für uns alle,

namentlich aber für meine Frau, eine wahre Wohlthat. Nach Tische gingen wir in den Kurgarten zurück, um hier den Kaffee einzunehmen. Später am Nachmittage machten wir dann, wenn es die Witterung irgend erlaubte, einen gemeinsamen Spaziergang. Die Grenzen dieser Erlaubniß der Witterung hatten wir nothgedrungen weit gesteckt. Wir waren im ganzen vom Wetter wenig begünstigt; es war meistens kalt, oft regnerisch. Und doch wollten wir, als große Luftschnapper, die wir mehr oder weniger alle sind, den Genuß der frischen Luft möglichst wenig entbehren und boten dem Ungemach der Witterung oft heroisch Trotz. Meine Schwägerin und ich saßen bei der Lektüre des „Antiquary" von Walter Scott oft in Mäntel und Tücher gehüllt, in so bitterer Kälte im Freien, daß mein Vetter, wenn er, von seinem warmen Schwefelbade zurückkehrend, an uns vorüberging, schaudernd zusammenfuhr.

Ein öfteres Ziel unserer Wanderungen bildete ein „die Landwehr" genannter Punkt, der durch ein dort gebotenes gutes Abendbrot, unter anderm gute Pfannkuchen und namentlich vortreffliche Setzmilch, große Anziehungskraft auf uns übte. Von dem Genuß dieser letztern ließen wir uns auch durch bittere Kälte nicht abhalten, so daß ich wiederholt scherzend erklärte, wir wollten auf der Landwehr Schlittschuh laufen und Setzmilch essen. Selbst meine Frau konnte sich eines heitern Lächelns nicht erwehren, als sie mich einmal auf der Landwehr vor dem starken Winde, der unsern Genuß im Freien zu beeinträchtigen drohte, durch einen wahrhaft babylonischen Thurmbau von Tischen zu schützen gesucht hatte und darob von den Uebrigen weidlich geneckt wurde. Zum Beschluß des Tages las uns dann Heinrich regelmäßig, meistens auf unserm Zimmer, vor. Er ist ein vortrefflicher Vorleser und auch ein Meister in der Wahl dessen, was gerade für die Stimmung und die Neigung seiner Zuhörer paßt. So hatte er mit dem reizenden indischen Gedicht: „Nal und Damajanti" in der Rückert'schen Uebersetzung einen glücklichen Griff gethan, da es allen Altern und Stimmungen etwas bot. Ich nannte Amalie meine Damajanti und suchte sie, die wenig von mir wissen wollte, durch Nala's Worte zu gewinnen:

„Es giebt für eines Betrübten Leib,
„Kein Heilmittel wie ein geliebtes Weib.“

In anderer Weise unendlich wohlthuend wirkte Goethe's wunderbare Dichtung des Faust zweiter Theil.

Nur einmal im Verlaufe unseres Aufenthaltes verließ meine Frau die Fassung gänzlich. Anfang Juli, an einem Sonntage, traf der Oberstabsarzt Wolff aus Berlin mit seiner Frau, einer Tochter des Präsidenten Simson, und mehreren Kindern in Nenndorf ein. Unter diesen befand sich ein kleines Mädchen, etwa von dem Alter unserer verstorbenen Friederike. Als meine Frau dieses Kindes ansichtig wurde, übermannte sie der Schmerz derart daß sie in heftiges Schluchzen ausbrach.

Mit der liebenswürdigen Familie Wolff wurden wir bald durch Heinrich Leo bekannt gemacht, was zwar keinen vertrauten Verkehr, aber doch öftere freundliche Begegnungen zur Folge hatte.

Am Sonnabend den 12. Juli trafen auch verabredetermaßen, unmittelbar nach Beginn ihrer Sommerferien, Carl und Heinrich bei uns ein, um noch wenige Tage in Nenndorf mit uns zu verweilen und dann mit uns nach St. Blasien im Schwarzwalde zu gehen. Den folgenden Sonntag benutzten wir zu einem, theils per Eisenbahn theils per Wagen, unternommenen hübschen Ausflug nach Bückeburg und Bad Eilsen.

Wenige Tage später reisten wir alle, meine Frau und ich, unsere vier Kinder, meine Schwägerin Antonie, die ich eingeladen hatte, uns nach St. Blasien zu begleiten und dort einige Wochen bei uns zuzubringen, und Heinrich Leo von Nenndorf ab. In Hannover, wo es einen längern Aufenthalt gab, und auf der Fahrt bis Cassel konnten wir noch einmal, zu guterletzt, mit Heinrich Leo plaudern. In Cassel mußten wir uns von dem alt- und neubewährten Freunde trennen. Nachdem wir hier auf dem Bahnhof seine Frau, seine Kinder und seinen allerliebsten ältesten Enkel Heini Werner, die sich zu seinem Empfange eingefunden, flüchtig begrüßt und Abschied genommen hatten, ging die Fahrt weiter über Frankfurt am Main, Heidelberg, Basel und Albbruck nach St. Blasien, wo wir nach angenehmer

Postfahrt am nächstfolgenden Tage um Mittag eintrafen und zunächst im Kurhause abstiegen.

Wir setzten uns sofort mit dem für eine Actiengesellschaft fungirenden Director in Verbindung. Das Resultat war, daß wir uns wegen der Beköstigung bald einigten, unsere Wohnung aber in einem dem Kurhause ganz nahe gelegenen Privathäuschen nahmen, das uns der Director selbst, als wir die Wohnung im Kurhause zu theuer fanden, empfohlen hatte. Für einen ganz civilen Preis hatten wir hier eine freundliche Wohnung: zwei Parterrezimmer und drei Zimmer im ersten Stock, wovon eines ein gemeinschaftlicher Salon war.

Wir befreundeten uns bald mit dem so reizend gelegenen, an den schönsten Spaziergängen reichen Orte. Meine Frau freilich war, ich weiß nicht in Folge welches innern Vorganges, anfänglich hier in St. Blasien noch viel trauriger als in Nenndorf. Allmorgendlich nach dem Frühstück setzte sie sich auf eine in geringer Entfernung von dem Hause an der dort vorüberfließenden Alb stehende Bank und verharrte hier stundenlang sinnend oder „Kindertodtenlieder" lesend; denn etwas anderes las sie nicht. Erst ganz allmählich erholte sich meine Frau ein wenig von dieser Stimmung und wandte dem Leben wieder einiges Interesse zu, namentlich der schönen Natur, für deren Reize sie immer empfänglich war.

Allnachmittäglich machten wir einen oder den andern von den schönen Spaziergängen, deren St. Blasien eine ganze Fülle bietet. Einer der beliebtesten unter diesen, den wir öfter wiederholten, war der nach dem nicht allzufernen, hochgelegenen, ja, wie es heißt, in ganz Deutschland höchstgelegenen Dorfe Höchenschwand, von dem aus man eine herrliche Fernsicht genießt, die sich bei klarem Wetter bis an die Berner Alpen erstreckt.

Schon am Sonnabend nach unserer Ankunft lenkten wir unsere Schritte dorthin. Dieses Mal freilich war die Expedition eine ziemlich verfehlte; denn als ich und meine Frau noch eine gute Strecke von Höchenschwand entfernt waren, überfiel uns ein entsetzlicher Regen. Die Knaben, die vorangegangen und bereits in dem Gasthause angelangt waren, kamen mir mit einem Regenschirm entgegengeeilt, schützten mich nach Kräften und suchten

mich mit der Versicherung zu beruhigen, daß wir sehr bald am Ziele sein würden. Als ich aber, nachdem wir etwa ein paar hundert Schritte weiter gegangen waren und das Haus noch immer nicht kommen wollte, während der Regen unausgesetzt in Strömen herabfloß, ungeduldig wurde und rief: „Ihr sagt, es sei gleich da, und wir kommen noch immer nicht hin", entfuhr Heinrich der vorwurfsvolle Ausruf: „Aber Papa!", der seitdem in unserer Familie sprichwörtlich geworden ist. Endlich war das Haus erreicht; ich lieh mir von einem Kellner trockenes Fußzeug, und, nachdem wir uns allerseits an einer Kaffeemahlzeit gelabt hatten, fuhren meine Frau und ich mit der gerade des Weges kommenden Post nach Hause, während meine Schwägerin Antonie und die Kinder, da der Regen inzwischen nachgelassen und, wie meine Frau mir sagte, ein wunderbarer tieffarbener Regenbogen sich über die Landschaft gespannt hatte, lustig nach Hause marschirten.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in St. Blasien, am 26. Juli, war mein Geburtstag, welchen, trotz unserer Trübsal, festlich, wenn auch still zu begehen, meine Frau und die Kinder sich nicht nehmen lassen wollten. Ich wurde durch verschiedene Geschenke und hübsche Gedichte von meiner Frau und von Carl, sowie durch mancherlei Briefe erfreut.

Carl war damals in einer besonders poetischen Stimmung, die wohl durch die Erinnerung an das geliebte Geschwisterpaar zumeist gezeitigt wurde. So hat er hier in St. Blasien seiner Sehnsucht nach Otto in einem feinempfundenen Gedichte „Vor der Heimkehr" Ausdruck gegeben und später noch manche hübsche Dichtungen auf die beiden Kleinen gemacht.

Mir hat er zu meinem Geburtstage zwei Sonette gewidmet, von denen ich mir nicht versagen kann, das zweite hier zu citiren:

Und wenn wir Dich der Engel Schutz befehlen,
Wie wir es stets gepflegt an diesem Tag,
So rufen heut wir die Erinnerung wach
An liebe, nun von uns geschiedne Seelen.

Uns wird ihr Schutz und Beistand niemals fehlen,
Hallt nur in uns ihr sanftes Wesen nach,
Und, wie sie viel erduldet ohne Klag',
So wird an sie uns der Gedanke stählen.

So werden sie als Engel uns umschweben!
Auf sie sei stets gerichtet unser Blick,
Daß sie uns lehren still zufrieden leben

Und, wie sie einstmals waren unser Glück,
Uns von der Kleinlichkeit zum Höchsten heben.
So kehrt ihr Geist noch oft zu uns zurück!

Ein seltener Reichthum an tiefblauen Vergißmeinnicht, die oft ganze Felsenabhänge dicht bedeckten, scheint für diese Gegend des Schwarzwaldes charakteristisch zu sein. Die Kinder brachten Riesensträuße von ihren Spaziergängen mit nach Hause und banden Kränze daraus, die sie nach Hamburg sandten für das Grab ihrer Geschwister.

Für eine recht mühsame Wanderung nach dem Gebirgsdorfe Urberg wurden meine Frau, Mariechen und Anna eines Abends durch einen herrlichen, klaren Ausblick auf die Alpenkette belohnt. Da es hier in Urberg kein Wirthshaus gab, versuchten wir, und zwar mit gutem Erfolge, unser Verlangen nach Rast und Erfrischung im Pfarrhause zu befriedigen. Die uns entgegentretende freundliche Hausdame, die sich uns, auf die naive Frage meiner Frau, ob sie die Frau Pfarrerin sei, als Schwester des Pfarrers vorstellte, ließ uns bereitwillig im Wohnzimmer des Herrn Pfarrers, der „leider nicht zu Hause" sei, Platz nehmen und setzte uns sofort einen erfrischenden Trunk guten Landweines vor. Auf meine zaghafte Frage, was ich ihr schuldig sei, erwiderte sie treuherzig: „Oh, das koscht' nix", nahm aber gern ein Geldstück für die armen Abgebrannten; denn Urberg war wenige Tage zuvor von einer Feuersbrunst heimgesucht worden, und unsere Kinder hatten sich soeben mit ihr die Brandstätte angesehen.

Bisweilen machten wir auch nach näher- oder fernergelegenen Punkten Ausfahrten. So eine nach Bernau, an die sich ein komischer Zwischenfall knüpfte. Man hatte uns von einer dort befindlichen Bürstenfabrik erzählt, und meine Frau, die gern jede Gelegenheit wahrnimmt, die Anschauungen und Kenntnisse der Kinder zu bereichern, wies den Kutscher an, uns dorthin zu fahren. Dieser aber schien anderer Ansicht über die Sehenswürdigkeit einer solchen Fabrik zu sein und machte seine Auffassung

energisch geltend. Er fuhr uns zwar vor die Eingangsthür der Fabrik, machte aber dann ohne anzuhalten plötzlich Kehrt, trat den Rückweg an und erklärte, als wir ihm sein Verhalten vorwarfen, ganz trocken: „Ach, was wolle Se da, bei de Mannslüd' ihre Sauerei!" eine Entscheidung, der wir alle, meine Frau nicht ausgenommen, uns lachend fügten.

Unsere drei ältesten Kinder machten einmal mit zwei liebenswürdigen englischen Damen, Misses Easton, mit denen sie auch sonst angenehm verkehrten, die schöne Fahrt ins Wehrathal. Von englischen Herren wurde Carl auch einmal zum Fischen in der Wehra eingeladen. Auf die genannten Engländer aber beschränkte sich so ziemlich der Umgang der Kinder.

Wir Alten, meine Frau und ich, hatten nur ganz gelegentliche Berührungen mit nicht uninteressanten Menschen; so, mit einer fast erblindeten Frau Professor Löhlein aus Carlsruhe. Sie interessirte uns, als eine Leidensgefährtin, um so mehr, als sie ihr Geschick mit wunderbarer Geduld trug. Sie war aber auch sonst eine angenehme liebenswürdige Frau. Mit ihr, ihrer Tochter und ihrer Mutter, einer verwittweten Frau Willardt und einigen Herren aus Carlsruhe machten wir auch einmal eine Parthie nach Höchenschwand, bei welcher Gelegenheit meine Frau mich veranlaßte, mir in einer dortigen berühmten Strohhutfabrik einen Ersatz für meinen durch die Unbill der Witterung arg mitgenommenen Hut zu kaufen, der sich so sehr bewährte, daß ich meinen Freunden nur rathen kann, meinem Beispiele zu folgen und sich in Höchenschwand mit einem neuen Hute zu versehen.

Noch eine andere nicht uninteressante Berührung war die freilich nur ganz vorübergehende mit einem Herrn Bertheau. Er war, wie er mir einmal in einer längern Unterhaltung erzählte, der Vetter der Frau Sorel's, des zu Goethe's Freundeskreise gehörigen bekannten Erziehers der Kaiserin Augusta und des jetzigen Großherzogs von Weimar, und hatte kürzlich eine Anzahl von in seinem Besitze befindlichen, nach dem Tode Karl August's geschriebenen Briefen Goethe's an Sorel durch Hermann Uhde veröffentlichen lassen.

Meine Vormittage brachte ich in der Regel auf einer der

vielen Bänke in den schattigen Laubgängen eines schönen Gartens zu, der, nebst dem dazu gehörenden Schlößchen, zur Erinnerung an ein badisches Fürstenpaar den Namen der Friedrich-Louisenruhe führt. Bisweilen saß ich auch, nach meiner schon damals angenommenen Gewohnheit, längere Zeit ganz einsam auf einem Platz im Garten und wartete ruhig, bis verabredetermaßen einer der Meinigen kommen würde, mich abzuholen. Als ich einmal, kurz vor Tische, so auf einer unmittelbar am Ufer der Alb gelegenen Bank saß, rief mir die gerade vorbeigehende alte Frau, die uns in unserer Wohnung bediente, zu: „Da sitzen Sie so einzik?"

Nicht, daß irgend jemand dafür der leiseste Vorwurf träfe. Es war mir eben im Laufe der Jahre immer mehr zum Bedürfniß geworden, hin und wieder, in der Unruhe des täglichen Lebens, still und friedlich meinen Gedanken nachzuhängen. An Mitarbeitern fehlte es mir nicht. Selbst meine Frau, die freilich an Lektüre noch immer wenig Geschmack fand und sich zum Beispiel gegen die „Grandidiers" von Julius Rodenberg, welche recht anschaulich das Leben in der französischen Kolonie in Berlin schildern, ziemlich ablehnend verhielt, hatte doch sofort nach Carl's Abreise die Fortsetzung der Lektüre des „Trompeter von Säkkingen" bereitwillig übernommen und war von dem Inhalte und der anmuthigen Dichtung Scheffel's, zu meiner großen Freude, so gefesselt, daß sie mich, nach einem Spaziergange nach der „Schmelze", wo Männer einen neuen Meiler richteten, auf einige Strophen aus einer der Vorreden zum „Trompeter" aufmerksam machte, die so recht zu unserm heutigen Spaziergange stimmten, und die ich, in dankbarer Erinnerung an die wohlthuenden Eindrücke dieses Tages, wie des ganzen Schwarzwälder Aufenthaltes, hier folgen lasse. Sie lauten:

Wie einstmals sitz ich heut im Schwarzwald wieder.
Mild rauscht des Heilquells stählend kräft'ge Fluth,
In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Wildbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl,
Und haucht ihn an mit irisfarb'nem Glanze,
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

Nur in seltenen Fällen ließ meine Frau sich bewegen, anders als auf einem Spaziergang uns zu begleiten; aber die in den Räumen des ehemaligen Klosters etablirte großartige Spinnerei und die zu diesem Kloster gehörige, vor Jahren niedergebrannte, jetzt im Wiederaufbau begriffene Kirche, besuchte sie mit den Kindern.

Die Knaben ließ ich, wie ich es mir vorgenommen, wiederholt auf eigene Hand größere Ausflüge machen. So begaben sie sich eines Nachmittages auf die Wanderung ins Schwarzach-Thal und kehrten am Abend des folgenden Tages vergnügt zurück. Eine größere Tour unternahmen sie einige Tage später. Mit Zuhülfenahme ihres in Hannover gelösten Rundreisebillets reisten sie durchs Höllenthal nach Freiburg, von dort nach Triberg, dem Rheinfall, dem Bodensee und kamen nach viertägiger Abwesenheit sehr befriedigt zurück.

Einen Ausflug nach dem Feldberg endlich unternahmen sie in Gesellschaft ihrer Schwester, die bei dieser Gelegenheit ganz tapfer marschirte.

Spät Abends, nachdem wir uns, eines ausbrechenden Gewitters wegen, bereits um sie geängstigt hatten, kamen sie ganz vergnügt in einem sogenannten Berner Wägelchen heim und erklärten die Parthie für sehr gelungen, obgleich sie sich auf dem Feldberge einmal — wie Mariechen, die bittere Thränen darob vergossen hatte, behauptete, durch Carl's Schuld — bös verirrt hatten.

Am 29. Juli verließ uns meine Schwägerin Antonie. Die Zeit, die sie uns hatte schenken können, war abgelaufen, und sie reiste, nachdem sie sechs Wochen lang uns allen und namentlich meiner Frau eine in so trüber Zeit unschätzbare Gesellschaft geleistet hatte, nach England zurück.

Acht Tage später mußten auch die Knaben, des herannahenden Endes ihrer Ferien wegen, wieder heimkehren. Am Morgen des 7. August verließen sie uns in aller Frühe, um zunächst mit der Post nach Waldshut und von dort mit der Eisenbahn über Heidelberg nach Hamburg zu fahren.

Als meine Frau und ich mit beiden Töchtern allein waren, unternahmen wir die fast einen ganzen Tag ausfüllende Fahrt

ins Wehrathal über Muttersleben und den berühmten Wallfahrtsort Todtmoos, vor welchem Orte eine schöne im vorigen Jahrhundert von einem Mönche gemeißelte Mater dolorosa aus rothem Sandstein die Bewunderung der Meinigen erregte.

Auch sonst war die ganze vom herrlichsten Wetter begünstigte Fahrt höchst lohnend. Für Mariechen hatte sie noch das besondere unvergeßliche Verdienst, ihr Herbarium in unerwarteter Weise zu bereichern. Sie war auf allen Spaziergängen immer eine eifrige Pflanzensammlerin und kam fast nie ohne einen Strauß oder eine seltene schöne Blume nach Hause. So hatte sie einmal, auf einem Spaziergang nach der Glashofsäge, eine hochstengelige gefleckte Lilie von höchst graziöser Form gefunden, Türkenbund genannt. „Wie sie die Engel auf Bildern in der Hand tragen, weißt Du Papa!“ erklärte sie mir in ihrer lebhaften Freude.

Auch auf der erwähnten Fahrt hatte sie schon manche Gräser und manches Farrenkraut eingeheimst. Eine Farre aber, von der sie zu ihrem Bedauern bisher kein Exemplar für ihr Herbarium gefunden hatte, war das geschätzte Blechnum. Mit welcher Genugthuung es sie daher erfüllte, als sie während der Rückfahrt plötzlich des in einem Graben reichlich wachsenden Blattes ansichtig wurde, kann man sich denken. Begeistert rief sie auf einmal „Blechnum!“, ließ den Kutscher halten und stürzte pfeilschnell aus dem Wagen, um eine Fülle davon zu pflücken.

Am 16. August verließen meine Frau und ich mit den beiden Mädchen St. Blasien. In einem bequemen Retourwagen machten wir zunächst die Fahrt über Schluchsee, Titisee, durch das Höllenthal nach Freiburg im Breisgau, wo wir Abends eintrafen.

Den Sonntag Morgen in Freiburg benutzten meine Frau und die Mädchen dazu, sich die Stadt und namentlich das herrliche Münster ein wenig näher anzusehen. Vor dem Betreten des Innern der Kirche hatten, wie mir meine Frau nachher erzählte, die Mädchen, namentlich Anna, wegen des eben stattfindenden Gottesdienstes, eine entsetzliche Scheu gehabt, die zu überwinden meiner Frau große Mühe gekostet hatte.

Ich wartete inzwischen geduldig auf unserm Zimmer im Hôtel der Rückkehr meiner Frau, die nicht lange auf sich warten ließ. Das war mir dieses Mal um so lieber, als ich den In=

halt eines während ihrer Abwesenheit aus Stuttgart eingetroffenen Telegramms nun erst von ihr erfahren konnte. Es war die Antwort des Verlegers Auerbach auf eine von mir an ihn in Betreff der Dickens'schen Correspondenz gerichtete Anfrage.

Es hatte damit folgende Bewandtniß. Vor kurzem hatte ich von meinem Bruder Friedrich aus London ein, wie es mir zuerst schien, vielverheißendes literarisches Anerbieten, nämlich das Uebersetzungsrecht an der kürzlich in zwei Bänden erschienenen Correspondenz von Charles Dickens erhalten. Ich zweifelte nicht, daß ich für die fast die ganze Lebenszeit umfassende Correspondenz des auch in Deutschland so ungemein beliebten Schriftstellers leicht einen Verleger finden würde, war daher geneigt, das Uebersetzungsrecht zu kaufen, auch, nachdem mir mein Bruder mitgetheilt hatte, daß die Herausgeberinnen den hohen Preis von fünfzig Pfund Sterling verlangten, und ließ mich nur durch sein energisches Abrathen davon zurückhalten, sofort auf die mir gemachte Proposition einzugehen. Ich bat nun die Herausgeberinnen, mir das Uebersetzungsrecht an Händen zu lassen und beschloß, auf der Rückreise persönlich bei einigen Verlegern vorzusprechen, wandte mich aber einstweilen brieflich an Auerbach in Stuttgart.

Das oben erwähnte Telegramm dieses Verlegers forderte mich nun auf, nach Stuttgart zu kommen. Wir reisten um Mittag dahin ab und trafen gegen Abend ein. Ein Versuch, den wir nach dem Abendessen machten, unsere in Stuttgart lebenden Verwandten, Frau Emilie Leo mit ihren Töchtern, zu besuchen, mißlang, weil die Damen verreist waren.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meiner Frau in einer Droschke nach der recht entfernten Wohnung des Herrn Auerbach über die steile „Weinstiege." Nachdem wir längere Zeit auf ihn gewartet, traf er ein, war freundlich, erklärte aber, obgleich er mich telegraphisch zu der Reise nach Stuttgart aufgefordert hatte, von einer Uebersetzung der Dickens'schen Correspondenz keinen Gebrauch machen zu können.

Nachdem wir dann noch einen vergeblichen Versuch bei dem Stuttgarter Verleger Kroener gemacht hatten, reisten wir Mittags ab, zunächst nach Frankfurt und dann mit dem nach Berlin gehenden Nachtzuge bis Gotha, wo ich meinem Verleger

Perthes einen Besuch abzustatten beabsichtigte, und wo wir Nachts um zwei Uhr eintrafen und im „Deutschen Kaiser“ abstiegen.

Wir hatten bei Heinrich Leos in Berlin angefragt, ob sie unsere Töchter wohl einige Tage bei sich aufnehmen wollten, wozu sie sich freundlichst bereit erklärten. So übergaben wir andern Tages die beiden Mädchen einer Berliner Dame im Damencoupée und konnten sie getrost die Reise nach Berlin allein machen lassen.

Wir begaben uns zu Herrn Perthes, mit dem ich alsbald eingehend über literarische Angelegenheiten aller Art verhandelte. Von direktem Interesse war für mich die Frage des Druckes der „Correspondance Ampère.“ Ich drängte ihn zu einer bestimmten Erklärung, und er versprach mir, im nächsten November mit dem Drucke zu beginnen, wobei ich mich natürlich vorläufig beruhigen mußte. Nach einer längern, vielfach interessanten Unterhaltung verließen wir Herrn Perthes, um ihn nach Verlauf einiger Stunden am Bahnhof wieder zu treffen. Hier aßen wir als seine Gäste mit ihm zu Mittag und fuhren dann in seiner Gesellschaft nach Georgenthal, wo wir mit seiner Frau und ihm einen angenehmen Nachmittag und Abend zubrachten. Wir reisten am nächsten Vormittag über Weimar nach Jena, um hier bei einigen Verlegern in meinen Uebersetzungsangelegenheiten anzuklopfen.

Es war Mittagszeit und die Herren waren nicht in ihren Bureaux anzutreffen; wir mußten uns also einige Zeit gedulden.

In einiger Verlegenheit, was wir in der wildfremden Stadt ohne Bekannte beginnen sollten, fingen wir an, die Straßen rathlos zu durchwandern, als wir in einem Seitengäßchen vor einer Conditorei eine Bank fanden, die uns um so mehr zum Sitzen einlud, als sie im Schatten stand, der uns bei der drückenden Hitze besonders willkommen war. Hier ließen wir uns alsbald nieder, genossen Himbeersaft und Kuchen zu einem märchenhaft billigen Preise und vertrieben uns die Zeit mit der Lektüre der vorhandenen Tagesblätter. Nach Verlauf einiger Stunden begaben wir uns wieder auf die Verleger-Wanderung, fanden aber keinen der Herren geneigt, die von mir angebotenen Uebersetzungen zu verlegen.

Wir kehrten in dem als einstmalige Wohnung Luther's bekannten Gasthofe „Zum Bären" ein, aßen dort zu Mittag, versahen uns mit einem der in diesem Gasthofe verkäuflichen Exemplare des facsimilirten Berichtes eines Studenten über ein von ihm mit Luther geführtes Gespräch und fuhren dann weiter nach Leipzig.

Am nächsten Morgen machten wir uns hier zeitig auf den Weg, um den Rest des Kelches, den ich zu leeren einmal beschlossen hatte, möglichst bald zu absolviren. Ich hatte mich von der Hoffnungslosigkeit meines Unternehmens und auch davon, wie wenig man im Stande ist, im voraus ein einigermaßen sicheres Urtheil über die „Meinung" der Verleger für ein literarisches Werk zu fällen, nachgerade überzeugt. Es ist bekannt, wie leicht sich Schauspieler und Schauspieldirektoren über den Erfolg eines noch nicht aufgeführten Theaterstückes täuschen; nicht anders scheint es Schriftstellern mit noch nicht gedruckten Büchern zu gehen. Natürlich lauteten die sämmtlichen Antworten in Leipzig so gut wie anderer Orten ablehnend.

Die kurze Zeit, die wir in Berlin zubrachten, verging, außer mit einigen vergeblichen Verlegerbesuchen, im angenehmsten Verkehr mit unseren Verwandten. Zu diesen letzteren gehörte auch Alice Zimmern, die gerade zum Besuche bei Leos war und die uns versprach, nach einiger Zeit zu uns nach Hamburg zu kommen und einige Wochen bei uns zuzubringen, ein Versprechen, das mir und den Kindern um so willkommener war, als meine Frau nach ärztlicher Vorschrift uns noch nicht begleiten, sondern zur Kur nach Kissingen gehen und daher noch längere Zeit von Hamburg abwesend bleiben sollte. Am Sonnabend Abend mußte es geschieden sein. Gegen acht Uhr reiste meine Frau nach Kissingen; einige Stunden später fuhr ich mit Mariechen und Anna nach Hamburg zurück, wo wir am Sonntag in der Frühe eintrafen und von den bereits einige Zeit vor uns eingetroffenen Knaben, zwar, weil sie verschlafen hatten, nicht am Bahnhof, aber doch auf dem Mittelweg in Empfang genommen wurden.

Ich war, trotz der bequemen Reise, doch bei der Ankunft so erschöpft und ermüdet, daß ich mich sofort einige Stunden

zu Bett legte. Etwa um zehn Uhr stand ich wieder auf und frühstückte nun mit den Kindern gemüthlich, wenn auch tief traurig, auf der Verandah. Bisher hatte ich mich, wie ich meiner Frau schrieb, noch immer in dem Traum gewiegt, daß mir zu Hause die geliebten Kinder wieder munter und wohl entgegenhüpfen würden.

Jetzt war ich zu Hause, und die ganze öde Wirklichkeit lag in ihrer Nacktheit vor mir und ließ keiner Täuschung mehr Raum. Da half aber nichts; ich suchte wie immer Trost in der Arbeit und in einer besonders eifrigen Correspondenz mit meiner Frau, der ich fast täglich, oft zwei Mal schrieb. Was die Arme litt, bekundeten nur ganz gelegentliche Aeußerungen in ihren häufigen Briefen. Wie angelegentlich sie sich während ihres Kissinger Aufenthaltes mit unseren verstorbenen Engeln beschäftigte, sollte mir erst viel später offenbar werden. In ihren Briefen schilderte sie mir ihren Verkehr mit anderen Kurgästen in der anziehendsten Weise — offenbar in dem Bemühen, mir in meiner Einsamkeit einige Zerstreuung dadurch zu gewähren. Und in der That sind ihre Begegnungen von zum Theil so allgemeinem Interesse, daß ich hier, einiges herausgreifend, darüber berichten will.

Mit meinen Freunden, Professor Jürgen Bona Meyer und Frau, aß meine Frau eine Zeitlang an der table d'hôte, wo sie auch Professor Robert Hertz wiederfand, dem wir zuletzt vor einigen Jahren in Beckenried begegnet waren. Durch Meyer machte sie die angenehme Bekanntschaft des Präsidenten Sydow, der unter Falk's Ministerium dessen rechte Hand gewesen ist und, wie ihr Meyer sagte, alle Kirchengesetze für Falk ausgearbeitet habe — ein ganz kleiner Herr, der meiner Frau schon auf der Brunnenpromenade aufgefallen war durch seine soignirte Toilette und einen hohen grauen Cylinder. Er war von angenehmen Formen, voll Humor und Bonhommie in der Unterhaltung, dabei von großer Belesenheit, auch in belletristischer Literatur. Gelegentlich kamen ins Gespräch so kleine Wendungen wie: „Professor *** ist doch recht alt geworden! Ich sah ihn zuletzt bei der Goldenen Hochzeit im Weißen Saal", oder, als die Rede auf die Leutseligkeit unseres alten Kaisers kam: „Aber manchmal kann

er Einen auch eklig in Verlegenheit bringen. So hat er mich einmal in Gastein wohl zwanzig Minuten auf dem Brunnenplatz promenirt: ‚Sagen Sie 'mal, wenn ein Bischof aus dem Amte entlassen ist, darf er dann noch amtiren?‘ Da soll man dann gleich alle Gesetzesparagraphen bei der Hand haben! — Na es ging ja . . . . .“

Meine Frau hatte, wie ich, glaube ich, schon angedeutet habe, während der Erkrankung und nach dem jähen Tode unserer Kleinen, in ihrer Ueberreiztheit Ahnungen fernerer Schicksalsschläge empfunden und dann bewahrheitet gefunden. Mit Professor Meyer besprach sie diese Vorahnungen, der ihr dann in seiner milden, klaren Weise das Trügliche solcher Seelenzustände darlegte, wenn es auch, nach seiner Meinung, manches im Geistesleben gäbe, wofür uns bisher die verstandesgemäße Erklärung fehle. Wohlverstanden im Geistesleben, nicht im Geisterleben, das sei Schwindel. Und nun that er das Beste, was er für meine Frau thun konnte; er klärte sie auf über den jetzt herrschenden Unfug des Spiritismus, bemühte sich, sie verstehen zu machen, was es mit den drei Dimensionen auf sich habe, sowie mit der „vierten“, die nur „in Professor Zöllner's Kopf existire“ und lenkte so ihre Gedanken von dem fruchtlosen Grübeln über Dinge ab, die uns nun einmal verborgen bleiben sollen.

Später, als Meyers fort waren, und meine Frau im Kurhause speiste, lernte sie dort Professor Oswald Achenbach und Frau kennen und hatte für die kurze Zeit ihres noch übrigen Aufenthaltes angenehme Beziehungen zu diesem liebenswürdigen Ehepaare. Oswald Achenbach wußte durch seine lustigen Schnurren, durch scharfe und treffende Urtheile über Menschen und Künstler, die er so harmlos hinwarf, dann wieder durch anmuthige Schilderungen von seinen Reisen in der Normandie und in Italien, eine ganze Tischgesellschaft fröhlich in Athem zu erhalten.

Eines Tages, gleich zu Anfang ihres Aufenthaltes, redete ein älterer Herr von einfach-vornehmem Aussehen meine Frau beim Brunnentrinken englisch an. Und zwar begann er, nach höflichem Gruß, von den Deutschen zu reden: „You Germans look quite oriental . . . . . The Prussians are Tartans, you

know; they eat horseflesh and wear high boots.“ Das war nun nicht gerade eine sehr geschmackvolle Wendung zum Anknüpfen einer Bekanntschaft; aber der Herr mochte wohl nicht rein zufällig die stille, tiefschwarzgekleidete Frau, die er schon öfter beobachtet hatte, mit einer scherzhaften Wendung anreden; offenbar war es seine Absicht, ihr ein Lächeln abzugewinnen und sie etwas zu erheitern.

Auf dieses Kapitel der „tartarischen“ Abkunft der Preußen (— er meinte wohl der slavischen —) kam der Herr noch öfter bei späteren Unterhaltungen zurück. Für's erste erklärte sich für meine Frau sein Interesse für die Deutschen aus seiner Bemerkung, daß eine Nichte von ihm an einen Deutschen in London, Namens Nikolaus Trübener, verheirathet sei. Trübener aber war ein alter Freund meiner Frau, und das verband sie leicht mit dem fremden Herrn am Brunnen, der ihr dann ganz bescheiden die Frage that: „May I leave my card at your hotel? my name is Napier.“ Meine Frau wußte wohl von Sir Charles Napier, und daß es ein vornehmes Geschlecht Englands sei, und fragte ganz naiv: „Then, are you connected with the illustrious men of that name?“ „A little, with one branch of them.“ Und so schieden sie. Zu Hause lag auf ihrem Tische eine Karte: „Lord Napier of Magdàla.“

Ich muß nun, um der Wahrheit die Ehre zu geben, berichten, daß meine Frau sich erst von mir Auskunft erholte, was es mit diesem Namen auf sich hatte. So viel ist aber gewiß, daß der hohe Klang desselben dem herzlichen Verkehr keinen Eintrag that.

Seiner freundlichen Aufforderung: „You must come and have a cup of tea with us“, ließ er einen Besuch bei meiner Frau mit einer schriftlichen Einladung seiner stets das Haus hütenden Frau für einen bestimmten Tag folgen, und ich begreife noch heute nicht, welche Scheu meine Frau bewog, diese Einladung abzulehnen.

Nach mehrwöchentlichen, täglichen kürzeren oder längeren Begegnungen mit Lord Napier, war dieser eines Tages plötzlich verschwunden; sein Sohn, Captain Napier, berichtete meiner Frau: „You heard the news I suppose? They have murdered the

ambassador in Afghanistan; Government wants my father, and he had to go to London at once. He wishes to be kindly remembered to you."

Meine Frau erhielt noch zweimal Nachricht von Lord Napier nach Hamburg. Seinen versprochenen Besuch daselbst, „to make the acquaintance of Dr. Lehmann", hat er bisher nicht gemacht.

Noch einer letzten Bekanntschaft meiner Frau in Kissingen will ich gedenken. Sie hatte mit großer Regelmäßigkeit, wie schon bei früheren Besuchen Kissingens so auch dieses Mal, den Predigten des evangelischen Pfarrers Wiesinger zugehört und viel Trost aus seinen Worten geschöpft. Um so mehr verlangte sie darnach, ihm persönlich danken zu können, und freute sich, ihn durch Herrn Hofrath Stöhr kennen zu lernen.

Wie sehr überrascht aber war sie, als sie sich nach fünf Minuten mitten in der interessantesten Unterhaltung über englische Literatur und Philosophie mit dem Herrn Pfarrer fand. Er sei ein leidenschaftlicher Verehrer George Eliot's, wollte wissen, wie sie aussehe; daß sie häßlich sei, überraschte ihn; er griff aus Middlemarch Personen und Situationen heraus, die er treffend und höchst anerkennend charakterisirte. Die „schöne Uebersetzung" habe er wohl empfunden, und er freue sich, nun zu dem Uebersetzer in Beziehung zu treten. Daß George Eliot's neuestes Werk „The Impressions of Theophrastus Such", das er zwar noch nicht kannte, keinen Verleger finden sollte, hielt er für unmöglich; alles was diese Frau schreibe, müsse fein und geistvoll sein.

Pfarrer Wiesinger sandte mir auch durch meine Frau, zum Dank für die vielen frohen Stunden, die ihm meine Uebersetzungen bereitet hätten, mehrere Heftchen seiner Vorträge. Bei einem Gegenbesuche, den er meiner Frau machte, gab er ihr auch eine Karte an den Verleger Bölau in Weimar, den ich aber so wenig geneigt zum Druck des Th. Such fand, wie alle anderen Verleger.

Ein großer Theil unserer Correspondenz betraf den fernern Unterricht Mariechen's. Wir waren uns darüber klar,

daß der auf den Wunsch von Frau Dr. Eckardt ziemlich plötzlich im Frühjahr abgebrochene Kursus bei Fräulein Ferber zu früh für Mariechen aufgehört habe, und daß sie noch eines ernsten Fortbildungsunterrichtes bedürfe. Die Schwierigkeit war nur, etwas passendes für sie zu finden. Das unter anderen Umständen natürlichste, der Besuch einer Selekta, hatte aus verschiedenen Gründen sein bedenkliches. Endlich fand sich eine glückliche Lösung dieser Frage durch die an mich ergehende Aufforderung des Herrn Dr. J. Wolffson, Mariechen mit seiner Tochter Martha, theils allein, theils mit einigen anderen jungen Mädchen, noch verschiedene Unterrichtsstunden nehmen zu lassen. Wir einigten uns über englische Conversationsstunden bei Miß Hague, Literaturgeschichtsstunden bei Dr. Gildemeister und Geschichtsstunden bei Dr. Köstlin. Wenn Mariechen dazu noch allein französische Conversationsstunden von Mademoiselle Gentil erhielt und ihre musikalischen Studien bei Herrn Graedener fortsetzte, so schien für ihre Fortbildung genügend gesorgt. Der Erfolg hat gezeigt, daß wir uns in dieser Erwartung nicht getäuscht haben.

Eine angenehme Belebung unseres häuslichen Kreises war es, als Ende August Alice Zimmern ihrem Versprechen gemäß zu uns kam, um etwa vierzehn Tage bei uns zu bleiben.

Eines kurzen Besuches Rudolf's erwähne ich nur, weil er uns Hoffnung machte, den Versuch wagen zu wollen, unsern Otto für uns aus der Erinnerung zu malen.

Am 30. September kehrte meine Frau aus Kissingen zurück, leider ohne von ihrer Kur diesmal recht befriedigt zu sein. Für mich war aber natürlich die Wiedervereinigung mit ihr, ohne die ich mein Leben immer nur als ein halbes betrachten durfte, ein wahres Fest.

Einer der ersten Besuche, den ich wenige Tage nach der Rückkunft meiner Frau mit ihr gemeinschaftlich machte, galt unseren erst ganz kürzlich von Berlin nach Hamburg gezogenen Verwandten Curschmanns. Dr. Curschmann war an die Stelle des kürzlich verstorbenen Dr. Sander zum Medizinischen Director des hiesigen Krankenhauses berufen worden. Seine Frau ist die Tochter einer Cousine meiner Frau, der Geheimräthin Lohde,

die mit ihren Kindern und Enkeln nach Hamburg gezogen war. Wir besuchten die mir bisher völlig und meiner Frau bis auf die Mutter unbekannten Verwandten, um sie in Hamburg willkommen zu heißen und knüpften damit einen freundschaftlichen Verkehr an, der sich mit den Jahren immer inniger gestaltet hat. Curschmann erwarb sich bald eine höchst geachtete Stellung. Er war in kurzer Zeit, was er noch heute ist, einer der anerkannt ersten, wenn nicht der erste consultirende Arzt in Hamburg geworden. Für mich und meine Familie aber hat er sich wiederholt in dringenden Fällen, wo wir seine ärztliche Hülfe in Anspruch nahmen, als ein echt freundschaftlicher und vortrefflicher ärztlicher Rathgeber erwiesen.

Wenn sich meine Frau, wie man sieht, nicht durchaus in sich selbst zurückzog, so war sie doch weit entfernt, dem Leben wiedergegeben zu sein. Daß von dem Besuche öffentlicher Orte und großer Festlichkeiten in dieser Zeit noch keine Rede sein konnte, verstand sich von selbst. In dieser Beziehung würde ich sie damals noch gar nicht anders gewünscht haben und hatte erst später Gelegenheit, ihr ablehnendes Verhalten zu beklagen, als sie noch nach Jahren den Besuch jedes Theaters, jedes Konzertes standhaft verweigerte. Schon damals aber hatte ich Ursache, es schmerzlich zu empfinden, daß sie sich gegen alles ablehnend verhielt, was sich nicht im engsten Familienkreise abspielte.

Am traurigsten aber waren mir jene bei meiner Frau allerdings sehr begreiflichen Stimmungen, wo sie über Vereinsamung in dem, was ihr am meisten am Herzen läge, was ihr einziger Trost sei, klagte. Ich konnte nichts thun, als ihr die Versicherung geben, daß, wenn ich mich auch in meinen philosophischen Anschauungen zu ihrem gläubigen Standpunkte nicht bekehren könne und meine Auffassungen schwerlich viel Tröstliches für sie haben würden, ich doch fern davon sei, alles zu leugnen, daß ich gern über alles mit ihr reden und alles hören wolle, worüber zu reden es sie verlange. Vor allem aber warnte ich sie vor der Gefahr, daß wir, statt uns enger an einander anzuschließen in unserm gemeinsamen Leid, uns von einander entfernten und — jeder seine eigenen Wege gehe! Der

gesunde Sinn meiner Frau half ihr bald über solche Verzagtheit hinweg, und der Schmerz hat uns, wie die Freude, gleichmäßig im Leben immer fester verbunden.

Auch gab sich Amalie alle Mühe, innerhalb ihres Hauses wieder ihre alte Stelle auszufüllen. Wie sie es sonst mit allen drei Kleinen zu thun pflegte, so versuchte sie auch bald wieder mit Anna allein Lieder zu singen, Bilder in das große gemeinsame Bilderbuch einzukleben, ja selbst für Anna's Freude an „Diamant“ und „Krone“, wie das Kind zwei ihr von ihren kleinen Freunden Sibeth geschenkte Kaninchen benannt, hatte meine Frau ein aufmerksames Ohr.

Dem von mir angeregten Vorlesen des Kindes leistete Amalie in jeder Weise Vorschub, und so las Anna uns in den Nachtisch-Kaffeestunden Brentano's „Gockel, Hinkel und Gackelaia“, „Robinson Crusoe“, „Tausend und eine Nacht“ und Becker's „Erzählungen aus der alten Welt“ vor. Letztere liebte Anna besonders, und als sie an die Stelle kam, wo Ulysses den Phäaken seinen Namen nennt, rief sie bewegt: „O Papa, da 'stummte der Sänger gewiß, als er hörte, daß es Ulysses selbst war!“

So kam die Weihnachtszeit heran, und um den Kindern die Weihnachtsfreude nicht zu verkümmern, raffte sich meine Frau mit einer nicht hoch genug zu schätzenden Selbstüberwindung auf und bereitete alles in gewohnter Weise für den Weihnachtsabend vor. Am 21. Dezember lud sie einige Freunde der Kinder zu Tische ein, die Abends behülflich waren, den Baum aufzuputzen. Am folgenden Tage machte meine Frau sich mit den Kindern auf, um mehreren armen Familien zu bescheeren, ging dann allein auf den Kirchhof, um das Grab der Kinder zu schmücken und fand dort, zu ihrer Ueberraschung, ganze Schaaren von Menschen allen Alters und aller Stände, beladen mit Tannenbäumchen, Kränzen, Guirlanden, blühenden Topfgewächsen, alle von demselben Wunsche beseelt herbeiströmend, um die Gräber ihrer lieben Verstorbenen zu schmücken. Mit wehmüthiger Freude empfand meine Frau diese Zugehörigkeit zu einer stillen Gemeinde der Trauernden.

Den ersten Weihnachtstag, den 25. Dezember feierten wir bei Leos, wo eine Dichtung Martin's auf den Spiritismus (eine

Geisterhand reichte ihm aus der „vierten Dimension" die Geschenke) sehr fein und hübsch war.

Meiner Frau und mir aber überreichte er, zartfühlend, einen Korb schöner Blumen mit den Worten:

„Doch euch stammt aus der fernen Geisterwelt
Der Korb mit Blumen, die vom Frühling träumen.
Ist auch unwirthlich rauh des Winters Zeit,
So ist der holde Lenz doch nicht mehr weit,
Und diese Blumen seien euch ein Zeichen,
Daß einst des Winters kalte Tage weichen,
Ein Frühling wiederum die Welt beglückt,
Mit frischem Blumenkleid die Erde schmückt."

Und nun schließe ich diesen Abschnitt mit der Schilderung unseres Weihnachtsfestes, das schon am Abend vorher, dem Heiligabend, in ungewöhnlich festlicher Weise begangen worden war. Denn meine Frau hatte uns allen eine zwar tieftraurige, aber doch auch rührend erfreuende Ueberraschung zum Feste bereitet. Ich habe oben angedeutet, daß sie sich während ihres Aufenthaltes in Kissingen in besonderer Weise mit den geliebten verstorbenen Kindern beschäftigt habe. Wie das geschehen war, sollte erst am Weihnachtsabend zu Tage kommen.

Um den langen Abend abzukürzen, war die Bescheerung erst auf halbacht Uhr angesetzt. Eine frohe Glocke erscholl nicht; wohl aber der feierliche Gesang des „Stille Nacht, heilige Nacht". Dann öffnete sich die Thür, und ich vernahm das frohe Aufjauchzen Anna's beim Anblick ihrer Schätze und auch der größeren Kinder, die bemüht waren, uns zu Liebe, nur freudigen Empfindungen Raum zu geben. Als die Wogen der ersten Aufregung sich gelegt hatten, erscholl von der Verandah her eine sanfte Musik. Ein Vorhang öffnete sich; auf einem kleinen Altar waren Erinnerungsgaben an die kleinen Verstorbenen aufgebaut: Bilder, Medaillons mit ihrem Haar. Und nun legte meine Frau mir ein Büchlein in die Hand, dessen Titelblatt sie mir mit bewegter Stimme vorlas:

Bruder Otto
und
Schwesterchen Friederike.

Ein heiteres Kapitel aus meinem Tagebuche
mit einem jähen, traurigen Schluß.

Sie hatte ihre Muße in Kissingen dazu verwandt, alles ihr über den kurzen Lebenslauf der Verstorbenen zu Gebote stehende, so weit es irgend bemerkenswerth war, in anspruchsloser Weise zusammen zu stellen und in ganz wenigen Exemplaren, als Manuskript, drucken zu lassen. Die nicht unbeträchtlichen Kosten dieses von Herrn T. A. Schachenmayer in vorzüglicher Ausstattung, sehr sorgsam vorgenommenen Druckes, hatte sie sich von den durchaus nicht allzu reichlich bemessenen Summen, die ich ihr für die Kosten ihres Aufenthaltes schickte, nicht ohne mancherlei Entbehrungen abgespart.

Mit welchen Empfindungen ich und die Kinder diese Gabe entgegennahmen, brauche ich wohl nicht näher zu sagen.

In unserer Weihnachtsstube war feierliche Stille eingetreten; um die verschiedenen Bücher bildeten sich Gruppen, die entweder leise lasen oder dem halblauten Vorlesen zuhörten.

Als dann aber Curschmanns und Eckardts, nach eigener Bescheerung, zu uns hinüber kamen und frische heitere Stimmung mitbrachten, da machte sich auch bei unseren Kindern die so berechtigte Lebensfreude geltend. Sie zeigten den Freunden alle ihre Schätze und erfreuten sich mit ihnen des herrlichen Baumes.

Ich aber empfand die Wahrheit der Rückert'schen Worte, welche meine Frau einem der Abschnitte des Erinnerungsbuches als Motto vorgesetzt hatte:

Wie tröstlich ist die Nacht, die uns umschwimmt!
Hätt' ich gewußt dem Tode Euch bestimmt,
Nie wär' ich worden Eures Lebens froh.

Achter Abschnitt.

1880—1882.

Ich hatte ursprünglich diese Aufzeichnungen noch weiter, bis in die neueste Zeit, fortführen wollen; dann aber schienen mir, je mehr ich in meiner Arbeit vorrückte, die Erlebnisse der letzten Jahre doch noch zu frisch, um einen so zusammenhängenden Ueberblick zu gestatten, wie ihn Memoiren erfordern. Schließlich hat jedoch meine Frau so entschieden den Wunsch ausgesprochen, die Memoiren so weit wie möglich von mir fortgeführt zu sehen, daß ich den Versuch, auch noch die letzten Jahre zu schildern, wagen will. Wenn er mißlingt, hat es meine Frau zu verantworten!

E. L.

Oktober 1884.

Das Jahr 1880 nahm im ganzen einen durchaus ruhigen Verlauf, ohne besonders freudige, aber auch ohne besonders traurige Ereignisse. Der Todesengel, dessen Hand in den beiden letztverflossenen Jahren so schwer auf uns gelastet hatte, raubte uns zwar auch in diesem Jahre zwei uns recht nahe stehende Menschen, unter ihnen einen sehr lieben Freund, verschonte doch aber unsere Nächsten und Theuersten.

Unser häusliches Leben nahm seinen gewohnten Fortgang. Meine Frau entzog sich keinen Augenblick den Pflichten der Gastlichkeit. So sahen wir im Januar Heinrich Leo (mit seinem Sohne Rudolf) bei uns, der uns an zwei Abenden Gutzkow's „Uriel Acosta" sehr schön vorlas, und einige Wochen später meine Cousine, Frau Charlotte Moscheles, die mit meiner Familie und Eckardts einen traulichen Mittag und Abend bei uns zubrachte.

Zu meinem Kummer aber entschloß sich Amalie immer noch sehr schwer und selten dazu, mich zu ferneren Freunden oder zu etwas festlicheren Gelegenheiten zu begleiten. So war sie nicht zu bewegen, an einem kleinen Diner für Frau Moscheles bei meiner Schwester theilzunehmen, obgleich der schöne Gesang von Fräulein Hanne Gowa, welche meiner Cousine Lieder von Moscheles, Curschmann und Schumann vortrug, ihr sicherlich Freude gemacht haben würde; ebensowenig an ihres Bruders Geburtstag den Abend zu bleiben, wo vor einer größern Gesellschaft musicirt, unter anderm ein Trio von Beethoven, unter Mitwirkung seines noch kaum zwölfjährigen Sohnes Gustav, ganz vorzüglich gespielt und von Holten's Kindersymphonie aufgeführt wurde; viel weniger noch, mich zu Herrn Pius Warburg nach Altona zu einer Matinée zu begleiten, wohin ich dann mit meiner Mutter fuhr, und wo uns das „Florentiner Quartett" genußreiche Stunden gewährte.

Dagegen ging sie gern mit mir zu nahen Freunden, wie zu Curschmanns, die freilich noch nicht unsere Nachbarn waren, wo wir jederzeit freudig willkommen geheißen wurden, und wo es für uns Alten stets angenehm und gemüthlich, für unsere Jugend aber ein wahres Eldorado von heiterer Ungezwungenheit war. Daneben fehlte es nicht an mannigfacher Anregung, da trotz Dr. Curschmann's bequemer Art, sich zu geben und alles um sich her behaglich zu machen, sein weiter Blick und seine scharfe, geistvolle Beobachtungsgabe, sowie seine Liebe und sein Verständniß für die Kunst (— er zeichnet selbst und wie man mir sagt, mit vielem Talent —) jederzeit auch durch die gewöhnlichste Unterhaltung hindurch brach. Eines Abends hatte Curschmann unsere Jungen in sein Zimmer genommen und erzählte uns dann mit seinem heitern Lachen und seinem oft wiederholten „Ja ja!", sie hätten da unter seinen Büchern eine alte Ausgabe des Hippokrates entdeckt und hervorgeholt und lägen nun auf seinem Sopha wie die Gruppe der Ringer übereinander und verschlängen gierig die willkommene Beute.

Auch zu Eckardts und Zacharias' war Amalie jederzeit bereit zu gehen, wie denn diese treuen Freunde oftmals auch ungebeten Abends zu uns kamen, meist mit einer fesselnden Lektüre. So las Zacharias eines Abends bei uns eine eigenthümlich-anmuthige Erzählung von Ludwig Steub „Die alte Trompete in Es" und etwas später bei sich das echt Brentano'sche „Die mehreren Wehmüller", und Dr. Eckardt trug kurze Zeit darauf aus einem Bande als Manuskript gedruckter Gedichte eines alten Livländers, Namens Peterson, meiner Mutter, Dr. Embdens, Zacharias' und uns eine Auswahl recht hübscher Gedichte bei sich vor.

Selbstverständlich nahm meine Frau an den regelmäßigen Familien-Mittagen Theil, sofern Anna mit eingeladen werden konnte; sonst folgte sie uns Abends, wenn Anna zu Bette ging. Das vereinsamte Kind Dienstboten allein zu überlassen, mochte sie sich nicht entschließen, widmete sich vielmehr mit ganz besonderm Ernst dieser einzigen ihr gebliebenen Kleinen, die mit stürmischer Zärtlichkeit an ihr hing. Als einen Beleg hierfür, wie für ihre Liebe zu Schwester Mariechen, erwähne ich einen

Ausruf, dessen Zeuge ich eines Tages war, wo sie meiner Frau mit den Worten um den Hals fiel: „Ach süße Mama, ich wollte, Du wärest meine Schwester!"

Das letzte Weihnachtsfest hatte Anna in den ersehnten Besitz von Mariechen's kleinem Kochheerd mit dazu gehörigem Eßgeschirr gesetzt, und da ihre Cousine Marianne ein gleiches erhalten hatte, so gab es, hin und her, kleine Kochdiners, denen meine Frau in jeder Weise Vorschub leistete, bei denen dann freilich das gute Beste an Mühe des Mitkochens auf Mariechen fiel, die sich, wie ich nicht oft und nicht dankbar genug wiederholen kann, mit rührender Güte ihrer kleinen Schwester annahm, auf ihre kindlichen Interessen einging und sich, wo sie irgend konnte, zu ihr herabließ.

Ich fürchte, ich war ein schlechter Papa, der sich, trotz der wiederholten Bitten der Kinder, niemals zur Theilnahme an den kleinen Diners verleiten ließ, bei welchen auch allerdings die Nachbarskinder Eckardts, Curschmanns, Samuels, Sibeths viel wichtigere Gäste waren. Aber ich interessirte mich gebührend dafür, sah mich wiederholt nach den kleinen Köchinnen um und erheiterte sie bei ihrer ernsten Arbeit durch allerlei Scherz und Neckereien.

Den freundlichen und dringenden Bitten von Herrn und Frau Director Hoche, doch wenigstens zu dem letzten ihrer offenen Abende zu kommen, vermochte meine Frau sich nicht zu entziehen. Sie ging mit Zagen hin, mußte aber bald zugestehen, daß die liebevolle Art, wie ihr die gütigen Wirthe und der kleine Kreis von Gästen entgegenkamen, ihr wahrhaft wohlgethan habe, und daß sie sich gern dem Genusse einer höchst angeregten Unterhaltung hingegeben, namentlich mit ihrem Tischherrn, Director Hoche, der ihr, neben vielem andern, eine sehr hübsche Definition der Harmonie der Sphären und der Sphärenmusik gegeben habe.

Die Herren, unter denen ich mich, neben Eckardt, mit dem und dessen Frau wir hingefahren waren, auch Rümker's, Berenberg-Goßler's und Zacharias' erinnere, führten eine Unterhaltung über Pessimismus, in dessen Lager mich selbst meine vielfach schweren Lebenserfahrungen nicht zu treiben vermocht hatten. Meine Frau aber behauptete, meiner Meinung nach etwas kühn,

sie sähe jetzt immer nur die Nachtseite des Lebens, sie sei Pessimistin geworden.

„Hoffentlich nicht für immer!“ entgegnete ihr Frau Zacharias, und Dr. Mittelstädt, ein Pessimist vom reinsten Wasser, schloß sich dieser Hoffnung mit den Worten an: „Was würde aus der Welt werden, wenn die Frauen nicht mehr das Rosenroth in's Leben trügen!“

Es ist aber Zeit, daß ich mich anderen und ernsteren, wenn auch keineswegs unerfreulichen Ereignissen zuwende, welche diesen ersten Monaten des Jahres ihren Stempel aufdrückten. Carl und Mariechen waren nämlich beide, ein jedes in besonderer Weise, in Anspruch genommen, letztere durch ihren Confirmationsunterricht, ersterer durch sein bevorstehendes Maturitätsexamen und den sich daran knüpfenden Abgang zur Universität. Noch wenige Tage vor Jahresschluß hatten wir Carl die freudige Mittheilung machen können, daß wir uns nach längerm Schwanken entschlossen hätten, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen und ihm zu gestatten, Ostern zum Beginn seiner Studien nach Heidelberg zu gehen. Was ihn besonders dahin zog, war der Umstand, daß seine beiden intimsten Freunde, Oscar Horwitz und James Ledlie, — beide sehr begabte junge Männer und beide musikalisch —, auch dahin gingen.

Carl arbeitete mit der ihm seit seiner frühesten Kindheit eigenen und bisher in allen entscheidenden Momenten treu gebliebenen Energie. Namentlich im Lernen von geschichtlichen Daten und Zahlen war er unermüdlich; unermüdlich aber auch und unverdrossen-rücksichtslos in der Art, wie er alle Familienmitglieder und Fremde, groß und klein, zum Ueberhören oder „Verhören“, wie der hamburgische Ausdruck lautet, seiner geschichtlichen Pensa heranzuziehen wußte. Er pflegte die Menschheit nach ihrer größern oder geringern Brauchbarkeit zum Ueberhören zu klassificiren Meine Frau, Heinrich, Mariechen, ja selbst meine alte Mutter, Anna, — welche letztere eine wegen ihrer großen Strenge sehr beliebte Ueberhörerin war —, und Fräulein Helene Zacharias, die das Amt des „Einpaukers“ mit großer Liebenswürdigkeit für einige Abende in der Woche übernommen hatte, waren die mehr oder minder regelmäßig Heim=

gesuchten. Mit seinem Freunde Leslie las Carl dann noch in dieser Zeit griechische Tragödien.

Am 13. März fand das mündliche Examen statt und fiel zum Glück sehr gut aus, wie Herr Dr. Eckardt, der in seiner offiziellen Eigenschaft als Mitglied der Oberschulbehörde zugegen gewesen war, mir gleich nach dem Schluß des Examens ausdrücklich zu bestätigen die Güte hatte.

Am 19. März erfolgte die feierliche Entlassung der Abiturienten, bei welcher Carl zu meiner großen Freude die Ehre einer rühmlichen Erwähnung zu Theil wurde.

Nach der vor einer Reihe von Jahren getroffenen testamentarischen Verfügung eines Ehepaares Schrader wird (ehemals jährlich, neuerdings halbjährlich) bei jedem Maturitätsexamen der Gelehrtenschule die Summe von M. 1200 in der Art unter die beiden besten Schüler vertheilt, daß der beste Schüler eine Prämie von M. 800, der zweitbeste von M. 400 erhält. Der zwiefache Mangel dieser Stiftung, auf welchen der Director schon bei früheren Gelegenheiten wiederholt aufmerksam gemacht hatte, und den er in seiner diesjährigen Entlassungsrede besonders emphatisch hervorhob, besteht darin, einmal daß die genannte Summe in der angegebenen Weise jedes Halbjahr unter die beiden relativ besten Schüler, auch wenn diese an und für sich gar keine besondere Auszeichnung verdienen, vertheilt werden muß, und sodann, daß der Preis nur an zwei Schüler, auch wenn deren mehrere gleich würdige vorhanden sind, vertheilt werden darf. Der letztere Mangel habe sich, wie der Director betonte, gerade dieses Mal, wo drei ganz gleich gute Schüler vorhanden gewesen seien, besonders fühlbar gemacht. Nach diesen einleitenden Worten nannte Director Hoche Kuhlmann und Leslie als die beiden prämiirten Schüler und fügte dann hinzu: „Und der dritte ist Carl Lehmann." Dieser Auszeichnung entsprechend war auch Carl's Abgangszeugniß sehr gut.

Zwei Tage zuvor, am 17. März, war Mariechen von Herrn Pastor Röpe confirmirt worden; von Pastor Röpe, denn Pastor Ritter, bei dem sie eigentlich eingesegnet werden sollte und der ihr bis vor wenigen Wochen Confirmationsunterricht ertheilt hatte, war beklagenswerther Weise an der Fortsetzung

dieses Unterrichtes durch eine schwere Erkrankung verhindert worden, der er wenige Monate darauf erlag.

Dieser Feierlichkeit hatte meine Frau, die sich schon am Vorabend nicht ganz wohl fühlte, aber doch die Vorbereitungen zum Feste hatte treffen können, noch eben beigewohnt. Nach Hause zurückgekehrt, mußte sie aber die zahlreich herbeiströmenden Gratulanten schon auf der Chaiselongue liegend empfangen und sich bei Tische und am Abend durch die gütige Tante Franziska vertreten lassen, welche dafür sorgte, daß das Fest für die Jugend heiter-harmonisch schloß. Amalie aber mußte sich zu Bett begeben, konnte auch die für uns so erfreuliche Schulentlassungsfeier Carl's am 19. Februar nicht mitmachen und durfte erst nach Monaten wieder aufstehen.

Während der langen Krankheit meiner Frau lebten wir naturgemäß sehr still. Eine angenehme Unterbrechung bildete der Besuch meines Bruders Rudolf, welcher im April auf zehn Tage kam mit seiner ältesten Tochter Liza, die uns öfter durch ihren hübschen Gesang erfreute. Rudolf bereitete uns durch das Geschenk seines sehr gelungenen Bildes unseres Otto eine große Freude.

Mitte April kehrte Carl sehr befriedigt von einer mehrwöchentlichen Reise nach England zurück, wohin er von den Verwandten meiner Frau eingeladen worden war, und ging dann wenige Tage später zum Beginn seiner Studien nach Heidelberg.

Ein herrliches Frühjahr mit langandauerndem, unverwüstlich schönem Wetter, kam auch der am Himmelfahrtstage den 6. Mai vollzogenen feierlichen Grundsteinlegung der neuen Harvestehuder Kirche zu gute, bei welcher selbstverständlich unsere Kinder nicht fehlten. Die in offizieller Eigenschaft bei der Feier zugegen gewesenen Dr. Eckardt und Dr. Leo kamen nach derselben zu meiner Frau. An ihrer Chaiselongue besprachen die Herren mit mir die brennende Frage des Gewaltstreiches Bismarck's, einen Theil St. Pauli's mit Altona in den Zollverein einschließen zu wollen. Die Herren sahen mit Spannung dem Erfolge der Mission Wolffson's und Möhring's entgegen, welche auf diesen Tag zu Bismarck beschieden waren.

Anna muß wohl in der Nähe gewesen sein, als wir die

Sache besprachen, wenigstens hörte ich sie kurz darauf ihre neu-erworbene Weisheit folgendermaßen an den Mann bringen:

„Denkt Euch, der eklige Bismarck will 'n Stück von St. Pauli abreißen und es zu Preußen legen!"

Endlich durfte auch meine Frau sich wieder frei bewegen und zum ersten Male mit mir den langentbehrten Klostersteig wieder betreten. Das wunderbare Wetter dauerte an. Heinrich hatte mit dem neuerworbenen Gartenschlauch unser Gärtchen erfrischt, die Hängematte war wieder hervorgeholt und hing zwischen Nußbaum und Hütte an ihrem alten Platze. Meine Frau konnte sich, trotz ihrer neuerwachenden Sehnsucht nach den Kleinen, deren heitere Stimmen sie entbehrte, dem Zauber des Klostersteiges nicht entziehen. Bei Tische erzählte sie mir dann, Frau Dr. Binz, welche gekommen sei, sich nach ihr umzusehen, habe sie mit den Worten begrüßt: „Beim Eintritt in Ihren grünen Klostersteig ging mir das ganze Herz auf." Als ich dann den Kindern vorhielt, sie wüßten gar nicht, wie gut sie es hätten, unterbrachen mich sowohl Mariechen als Heinrich. „Doch wissen wir's, Papa," rief Mariechen, „ich muß mich ja von allen meinen Freundinnen necken lassen, weil ich immer mit solchem Entzücken von unserm Klostersteig spreche." Heinrich wurde fast schwärmerisch-poetisch über den Klostersteig, und von dem abwesenden Carl erzählte mir meine Frau, seine ersten Worte, nach seiner Rückkehr von London seien gewesen, daß er so etwas schönes, wie den Klostersteig in seinem Frühlingskleide, doch nicht in England gesehen habe.

Das Pfingstfest kam heran; den Pfingstmontag brachten wir bei meiner Mutter zu, die meine Frau mit einem wundervollen Rosenstrauß bewillkommnete, der das Motto trug: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen . . ." In der Dämmerstunde wurde berathen, was Abends gelesen werden könne. Da läge die Prachtausgabe Molière's, welche sie ihrem Neffen Emil Seligman zur Hochzeit bestimmt habe. Das wäre schön, meinte Mutter. . . Aber — wer solle das lesen? Dazu gehöre ein so schönes Französisch, ein so feiner Humor . .! Meine Frau sagte nichts. Als aber die Lampe angezündet war, nahm sie stillschweigend einen Band zur Hand und begann „Le Médecin Malgré Lui", wonach meine Mutter am meisten verlangt

hatte. Anfänglich legten wir Protest ein; aber ich gewahrte bald zu meiner Freude, daß meine Frau ihre Gaben nicht überschätzt hatte, daß sie wirklich vortrefflich las. Auch meine Mutter gab sich dem Genuß voll und ganz hin, lachte, wie ich, herzlich über die komischen Situationen, und ich sah richtig voraus, daß sie, in ihrer impressionablen Weise, schnell den Ruhm meiner Frau verkünden werde. So kam es, daß Amalie am nächsten Sonntag auch „Les Femmes Savantes“ und in der Folge noch mehreres von Molière vorlas.

Nicht lange darauf, am 26. Mai, traf ein Telegramm von meiner Schwägerin Cornelia Lehmann aus Dresden ein, welches ihren und ihrer Kinder, Bessie und Fred, Besuch auf einige Tage in Aussicht stellte. Mutter und Tochter waren von Dresden aus nach Southampton ihrem Sohne und Bruder entgegengereist, der, nach mehrjährigem Aufenthalte in Amerika, auf einige Monate zum Besuche nach Europa kam.

Daß sie bei uns, wenn auch nur für kurze Zeit, Station machen wollten, war uns eine ganz besondere Freude. Amalie richtete mit alter Energie die Zimmer für ihre Gäste her und vermochte es über sich, ihnen zu Liebe, am Todestage unserer kleinen Friederike den 28. Mai, die Familie zu Tische bei uns zu sehen. Eine wehmüthige Freude machten ihr am Morgen jenes Tages Briefe und eine Dichtung von dem abwesenden Carl „Ein Strauß Vergißmeinnicht, aus alten und neuen Liedern zum Gedächtniß seines verstorbenen Schwesterchens und Pathchens gewunden und seiner Mutter zugeeignet“, von welchen Oscar Horwitz eines „Ein Röslein hatt' ich gezogen“ für sie ganz reizend in Musik gesetzt hatte, und welches ihr nun Mariechen vorsang.

Lehmanns blieben nur bis zum 1. Juni; wir erfreuten uns alle, jung und alt, ihrer sympathischen Gegenwart und sahen sie ungern scheiden. Am letzten Tage machten wir noch eine vom Wetter begünstigte Elbpartie zusammen, an der sich jedoch meine Frau nicht betheiligen wollte. Sie zog es vor, still zu Hause zu bleiben und ihren Gedanken und Erinnerungen nachzuhängen. Ich ließ sie um so lieber gewähren, als sie sich, zu meiner Freude, angeregt durch Frau Curschmann, neuerdings in eine Handarbeit

vertieft hatte, die ihre so schmerzlich auf ihr lastende, wenn auch eigentlich nur in ihrer Idee vorhandene Beschäftigungslosigkeit angenehm ausfüllte. Es handelte sich darum, drei Fach Gardinen für unsere Eßstube mit einer breiten Stickereiborte zu versehen, die noch heute das Zimmer aufs anmuthigste schmücken. Die Arbeit wäre aber wohl über die Kräfte meiner Frau gegangen, wenn sich nicht die liebenswürdige alte Frau Eyssenhardt und das gütige Fräulein Iwen zur Mithülfe erboten und je eine der sechs Gardinenshawls gestickt hätten.

An diesem speziellen Nachmittage gesellte sich Hans Specker zu meiner Frau; er besprach mit ihr einige kleine Aenderungen an Baby's Portrait und bewunderte emphatisch das künstlerisch-schöne Muster ihrer Stickerei.

Für Mariechen brach nach Lehmanns Fortgehen eine recht einsame Zeit an; denn ihre Freundinnen, Greti und Bella Eckardt, waren vor kurzem mit ihrem Vater, zum Besuche ihrer Großeltern, auf längere Zeit nach Livland gegangen. Für mich hatte Eckardt's Reise das Gute, daß er mir bei der Rigaschen Zeitung, welche schon mehrfach Uebersetzungen von mir gegeben hatte, den Abdruck einer neuen Uebersetzung im Feuilleton von dem Verleger erwirkte. Ich habe oben, glaube ich, erzählt, mit welchem Entzücken meine Frau im Sommer 1875 auf Villard sur Ollon einen kleinen Roman von Droz „Les Etangs“ gelesen hatte. Sie hatte seitdem immer den lebhaften Wunsch gehegt, ich möge diese kleine, äußerst feine Erzählung in's Deutsche übersetzen; ich hatte bereits seit längerer Zeit, ohne sichere Aussicht auf einen Verleger, diesen Wunsch erfüllt und war nun Dr. Eckardt für seine erfolgreiche Vermittlung äußerst dankbar.

Vergeblich oder doch mit minimalem Erfolge zu arbeiten, war ich im übrigen zu jener Zeit gerade öfter in der Lage. Die kleine Broschüre „Die Juden und ihre Gegner", welche Ende Februar erschienen war, machte wenig von sich reden und hatte nicht im mindesten den von mir gehofften Erfolg. Aber weder dieser Mißerfolg noch die Aussichtslosigkeit, für die übrigen Aufsätze des Theophrastus Such einen Verleger zu finden, hielten mich ab, sie sämmtlich der Reihe nach zu übersetzen. Das Manuskript der Uebersetzung liegt nun seit Jahren druckbereit in

meinem Schranke. Nicht hoffnungsvoller stand es um eine andere Uebersetzung, die mich in den ersten Monaten des Jahres eine Zeitlang beschäftigte, nämlich die der Biographie Burke's von Morley.

Für die Dickens'sche Correspondenz, deren Uebersetzung ich, nachdem alle Versuche, einen Verleger dafür zu finden, gescheitert waren, bald wieder aufgab, gelang es mir jedoch, eine theilweise Verwerthung zu finden. Ich traf aus den drei Bänden eine Auswahl von Briefen und verarbeitete diese zu drei starken Feuilletons, welche am 19. Februar und den folgenden Tagen in den „Hamburger Nachrichten" erschienen sind.

Ein in dieser Zeit eintreffendes Schreiben von Brockhaus nahm meine Mitwirkung an der bevorstehenden dreizehnten Auflage des Conversationslexikons in noch umfassenderm Maße in Anspruch, als ich dieselbe bei den beiden vorhergehenden Auflagen geleistet hatte. Herr Dr. Brockhaus forderte mich auf, nunmehr alle Südamerika betreffenden Artikel zu übernehmen.

Zu erwähnen habe ich noch, in Bezug auf meine Thätigkeit, daß Herr Gottschalk, der mir so lange treue und gute Dienste geleistet hatte, mich Ende März wegen Wiederantritt einer für ihn vortheilhaften kaufmännischen Stellung verlassen hatte und durch einen von ihm empfohlenen Herrn Luis längere Zeit hindurch recht mangelhaft ersetzt wurde.

In große Bestürzung und Trauer versetzte uns am 9. Juni die völlig unerwartete Nachricht von dem Abends zuvor erfolgten Tode unseres Freundes Zacharias. Er war aus voller Gesundheit plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen und nach wenigen Stunden, — wie die Obduktion ergab, an Verfettung des Herzens verschieden.

Er war allein in Hamburg; seine Frau und seine Kinder waren sämmtlich abwesend!

Ich habe mich in diesen Blättern so wiederholt und erschöpfend über die Persönlichkeit des Verstorbenen, seine großen Vorzüge und seine Schwächen, insbesondere auch über unser Verhältniß zu ihm und seiner Familie auszusprechen Gelegenheit gehabt, daß ich hier nur kurz darauf hinzuweisen brauche,

einen wie treuen, hülfsbereiten, geistig angeregten und anregenden Freund wir an Zacharias verloren. Und wenn sich auch von ihm nicht sagen läßt, daß er ein durchweg „populärer" Mann gewesen sei, so erfreute er sich doch, namentlich in den letzten Jahren wegen seiner unbestreitbar großen in mannigfachen Verhältnissen bewährten Tüchtigkeit, der allgemeinsten Anerkennung.

Welche Theilnahme sein Hinscheiden in den weitesten Kreisen erregte, zeigte recht deutlich die, nach inzwischen erfolgtem Eintreffen von Frau und Kindern, am Sonntag den 13. Juni vollzogene Trauerfeier, zu der sich eine so große Zahl von Leidtragenden eingefunden hatte, daß viele in den geräumigen Zimmern der Parterre-Etage des von der Familie Zacharias bewohnten Hauses in Fontenay keinen Platz fanden, sondern die vortreffliche Leichenrede Pastor Röpe's auf Vorsaal und Treppen stehend, anhören mußten. Die Beerdigung selbst, welcher beizuwohnen die Wittwe des Verstorbenen die Standhaftigkeit und den Muth hatte, fand auf dem neuen St. Jacobi-Kirchhofe statt.

Der Tag des Begräbnisses unseres Freundes war gleichzeitig der Jahrestag des Todes unseres Otto und Anna's zehnter Geburtstag.

Als wir von der Trauerfeier zurückkamen, fanden wir zu Hause einen Brief von Carl vor und eine Sammlung von Gedichten auf Otto, die Carl, im Anschluß an die schon vorhandene Liedersammlung auf sein Schwesterchen: „Zweiter und dritter Strauß des ‚Vergißmeinnicht', seinen Eltern gewidmet", benannt hatte, und die das Bild des „verlorenen, nun wiedervereinigten Geschwisterpaares" liebevoll festhielten.

Ich aber kann mir nicht versagen, zum Gedächtniß an meinen lieben Jungen, hier auch die Worte einzuschalten, welche meine Frau, am Schlusse ihres Erinnerungsbuches auf die verstorbenen Kinder, Otto gewidmet hat:

> „Und so wäre nun auch dieser letzte Abschnitt beendigt. Aber, o wie arm ist das Wort! wie farblos tritt uns aus diesen dürftigen Strichen das Bild des Jungen entgegen. Er war ja kein Tugendheld, sein Gang nicht der stolzeste, seine kleinen Unarten trugen ihm manche Bestrafung ein, worüber Papa in seinem milden Sinne sich noch

heute grämt. Aber wer würde, ohne ihn gekannt zu haben, aus diesen schwachen Andeutungen unsern Otto, den sanften, stillzufriedenen, und doch so echt knabenhaften, kecken Otto erkennen, der bei seinem scheinbaren Phlegma einen hellen Kopf, feine Beobachtungsgabe und eine bei einem so kleinen Kinde erstaunliche Logik besaß. Und dabei sein träumerisch-poetisches Gemüth, sein zarter Sinn, der nie durch ein Wort verwundete, nur stets durch die feinen Züge, die zu Tage traten, überraschte und Freude bereitete. Wie viele Hoffnungen hatte Papa auf ihn gebaut!

„Er war daneben, in unserer an leidenschaftlichen Temperamenten überreichen Familie, der einzige Sanfte, Ruhige, Gelassene und wirkte wie ein lindernder Balsam. Ohne einen Funken von der sprühenden Lebendigkeit der kleinen Friederike, konnte er doch von einer ausgelassenen, ansteckenden Lustigkeit sein. O sein helles Lachen, das wie ein klares Glockengeläute durch alle Räume klang! Er schrie nicht dabei; es war eben, wie in allem bei ihm, Harmonie und Ebenmaß. Und sein Blick, wie vermöchten Worte den wiederzugeben, den träumerischen, treuherzigen, innigen, schalkhaften Ausdruck seines Auges! Ich sehe die Augen bei Tag und bei Nacht, und hoffe, ich werde sie, trotz meines treulosen Gedächtnisses für Physiognomien, bis an mein Lebensende im Geiste sehen.

„Von Friederikchen's schwärmerischer Liebe zu Otto werden euch wohl noch mehr Momente in der Erinnerung geblieben sein, als mir. Deutlich aber entsinne ich mich eines solchen Momentes. Es war an einem Sonntagmorgen beim Kaffee; Baby saß auf meinem Schooße und muß wohl unartig gewesen sein, denn ich gab ihr einen Klaps auf die Hand. Sie entschloß sich zwar zu dem üblichen „Artig sein“, rutschte aber dann, im Gefühle ihrer Empörung über das ihr geschehene Leid, rasch von meinem Schooße herunter, und „Otto, Ottoo!“ rufend, schlang sie beide Arme zärtlich um seinen Hals. Ein Zug unsagbaren Humors und gutmüthiger Zärtlichkeit lagerte sich um den breiten Mund des Jungen, als er das Schwesterchen in seine schützenden Arme schloß.“

Wie lebhaft hatte ich noch dieser Tage an Otto gedacht, als ich mit meiner Frau zum ersten Male auf der neueröffneten Pferdebahn fuhr. Ich wurde dabei den Gedanken nicht los, wie sich wohl Otto über die Pferdebahn gefreut und was für sinnige Bemerkungen er darüber gemacht haben würde! Er war so reich an sinnigen und doch dabei vollkommen kindlichen Einfällen. Noch heute tragen uns Nachbarn und Freunde solche von ihm zu. So erzählte uns dieser Tage unsere Nachbarin, Frau Emma Samuel, wie reizend Otto gerade in den letzten Tagen vor seiner Erkrankung bei ihnen Theater gespielt habe, wie er es aber nicht habe leiden wollen, daß der kleine Walter sein Pferd auf die Bühne bringe. „Nein, Walter, das geht nicht, Du willst immer dummes Zeug treiben; Theater ist aber eine sehr ernste Sache!"

Aber zurück zu den Lebenden, zu unserm kleinen Geburtstagskinde Anna, für welche von Carl schon Tags zuvor ein heiterer Geburtstagsbrief eingetroffen war.

Um uns den schweren Tag zu erleichtern und ihn für Anna fröhlich zu gestalten, hatte unsere alte Tante Löwenthal uns und unsere Geschwister mit allen Kindern zu Tische geladen. „Onkel Carl und Tante Franziska" setzten dem allen die Krone auf, indem sie mit der ganzen Kinderschaar zum Eppendorfer Markt fuhren.

Die kürzlich erfolgte Rückkehr meiner Schwester in das durch Zacharias' Tod für uns so wehmüthig gewordene Fontenay, gab uns bald wieder Gelegenheit zu öfteren stillen Spaziergängen daselbst. Eines köstlichen Abends bei Sonnenuntergang und Vollmondschein auf der Alster gedenke ich mit ganz besonderer Dankbarkeit, weil meine Frau ihrem Entzücken über das herrliche Schauspiel freudigsten Ausdruck gab und für eine Weile aller Schwermuth zu vergessen schien.

So fand sie auch Dr. Eckardt, der vor nicht langer Zeit von Riga zurückgekehrt war, geneigt, ihn zu einem mehrtägigen Besuche seiner Frau nach dem Timmendorfer Strande zu begleiten. Dort auf dem kleinen Landsitze Juremalla, der nur durch die Düne von der Ostsee getrennt ist und den im Rücken Buchenwald begrenzt, brachte meine Frau mit ihrer Freundin friedlich-

schöne Tage zu und kehrte körperlich und geistig gehoben und erfrischt zu mir zurück.

Mittlerweile war auch die Zeit herangekommen, wo ein Entschluß über unsere Sommerpläne gefaßt werden mußte. Wir waren uns zwar darüber klar, daß ich etwas zu meiner Erholung thun müsse, unklar aber, wo dieselbe zu suchen sei. Wie schon öfter in früheren Jahren, so ließ mich auch dieses Mal die Scheu vor den Unbequemlichkeiten und den Kosten einer großen Reise zunächst an einen in der Umgebung Hamburgs gelegenen Ort, insbesondere Reinbeck denken. Daneben aber regte sich immer in mir der lebhafte Wunsch, einmal wieder eine Reise in die Schweiz, namentlich in's Engadin und ganz besonders nach dem reizenden Pontresina zu machen. Endlich entschlossen wir uns, unserer Ungewißheit ein Ende zu machen und die Entscheidung Dr. Cohen zu überlassen. Kaum hatte, als er auf unsere Bitte erschienen war, meine Frau ihm halb scherzend gesagt: „Herr Doctor, wir möchten gern etwas für uns unternehmen; wir wissen aber nicht recht, wohin wir gehen sollen, Emil schwankt zwischen Reinbeck und Pontresina", als Dr. Cohen aus dem Wohnzimmer, wo ihn meine Frau empfangen hatte, in das Eßzimmer, in welchem ich mich mit den Kindern befand, förmlich hineingestürzt kam und mir entgegenrief: „Du willst nach Pontresina, das ist ja wundervoll, das mußt Du unbedingt thun." Damit war die Sache entschieden. Da ich aber lebhaft wünschte, in diesem Sommer mit meiner Frau allein zu reisen, so blieb uns noch die Sorge für die Unterbringung der Kinder. Indessen, auch diese Schwierigkeit löste sich bald; Mariechen erhielt eine Einladung zu Eckardts nach Timmendorf, Anna kam zu Cousine Marianne, und Heinrich gestatteten wir, zu seiner unendlichen Freude, eine Ferienreise nach Heidelberg zum Besuche seines Bruders. Dorthin folgten wir ihm wenige Tage später zu einer, namentlich durch das Zusammensein mit Carl und seinen Freunden Rudolf Hertz, Oscar Horwitz, James Ledlie, Georg Cuny und dem uns bisher unbekannten Ernst Springer, lauter frischen liebenswürdigen jungen Leuten, genußreichen zweitägigen Rast. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, die Freunde bei verschiedenen Mahlzeiten und Excursionen frei zu halten und erwarb

mir dadurch, wie man sich leicht denken kann, in nicht geringem Grade die Gunst der jungen Leute. Nach gemeinschaftlich eingenommener Table d'hôte hörte ich um vier Uhr mit Carl ein Colleg über Geschichte der Philosophie von Kuno Fischer, der in dieser Stunde den englischen Philosophen Hume sehr beredt besprach. Dann folgte ein gemeinschaftlicher Spaziergang auf's Schloß, wo wir Kaffee nahmen und uns behaglich einige Stunden aufhielten. Am nächsten Tage veranstaltete ich eine Excursion nach Neckar-Steinach. Unsere Söhne fuhren mit uns im Wagen, die fünf Freunde folgten mit der Eisenbahn. In Neckar-Steinach aßen wir, trotz der ziemlich rauhen Witterung, gemüthlich im Freien. Die Rückfahrt, theilweise per Kahn auf dem Neckar, war sehr angenehm.

Carl hatte die Gelegenheit benutzt, uns zu bekennen, daß er zu dem von ihm erwählten Studium der Jurisprudenz doch eigentlich keine rechte Neigung habe und den Herzenswunsch hege, moderne Philologie zu studiren. Aus zwei Gründen erklärte ich mich, in vollem Einverständniß mit meiner Frau, gegen die Erfüllung dieses Wunsches. Einmal hielt ich, wohl nicht mit Unrecht, Carl's Vorstellungen von dem Studium der neueren Philologie für noch sehr unklar und erblickte darin wesentlich eine verkappte Neigung, sich auf ein Literatenthum vorzubereiten, das ich für einen der unglücklichsten, oder vielmehr für gar keinen Beruf halte. Sodann aber war und bin ich der Ueberzeugung, daß das juristische Studium bei allen nicht ganz klar erkannten und ausgesprochenen Tendenzen zu historisch-philologischen Studien eine vortreffliche Grundlage bildet. Wie Carl später sich für orientalische Philologie entschied, wie ich diese Wahl billigte, aber doch auf der vorgängigen Absolvirung des juristischen Studiums bestand, davon weiterhin.

Abends mußte ich einer Semester-Abschiedskneipe der studentischen Gesellschaft Berolina und ihrer Freunde — unter ihnen Carl — beiwohnen. Ich that genau alles, was Carl mir sagte, begrüßte die Versammlung, dankte für den für mich geriebenen Salamander, bat den Präsidenten, in meinem Namen einen Salamander für die Anwesenden reiben zu lassen und empfahl mich dann mit einigen Worten. Carl war, wie es schien, ganz mit mir zufrieden.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, nahmen wir von dem schönen Heidelberg Abschied und fuhren weiter über die Schwarzwaldbahn nach Constanz. Ich hatte Carl, — der beiläufig bemerkt an dem vorhergehenden Abend mit dem jungen Robert Helmholtz schmollirte, mit dem ihn später eine noch heute andauernde innige Freundschaft verband —, noch vor der Abreise durch die Gewährung der Erlaubniß, während der Sommerferien mit seinen Freunden Hertz und Horwitz eine Schweizerreise zu unternehmen, besonders glücklich gemacht. Wir verabredeten auch, daß er uns am Schlusse dieser Reise mit seinen Freunden in Pontresina besuchen solle.

In Constanz nahmen wir Logis in dem Insel-Hôtel, welches noch interessante architektonische Spuren seiner frühern Bestimmung, — es war ehemals ein Kloster —, aufweist. Nachdem wir am nächsten Vormittage noch, bei leider ungünstigem Wetter, die Insel Mainau, den bekannten Landsitz des Großherzogs von Baden, mit seinen reizenden Anlagen besucht hatten, fuhren wir Nachmitttags auf der anfänglich längs des Bodensees hinführenden Eisenbahn nach Chur, wo wir wegen des Andranges der Reisenden in dem guten Lukmanier-Hôtel keinen Platz mehr fanden und uns mit einem mangelhaften Nachtquartier in einem Gasthofe zweiten Ranges, dem Stern, begnügen mußten.

Am nächsten Morgen früh sechs Uhr traten wir mit der Post auf dem uns noch neuen Wege über den Albulapaß die Fahrt nach Pontresina an. Trotz des überwiegend schlechten, regnerischen und kalten Wetters, trotz des Schneefalles auf der Paßhöhe, bot die Fahrt doch des Interessanten und Schönen viel, an dem sich meine Frau erbaute und über das ich mir mit großem Interesse genau von ihr berichten ließ. Gegen Abend langten wir in Pontresina im Gasthofe zum Steinbock an.

Der Andrang der Fremden war außerordentlich groß. Noch im Jahre 1862, wo ich zum ersten Male eine Kur in dem damals schon in Aufnahme gekommenen St. Moriz gebrauchte, war Pontresina ein bei den Badegästen des benachbarten Stahlbades häufig benutzter Durchgangspunkt bei weiteren Ausflügen, aber noch keineswegs ein zu längerm Aufenthalte von Fremden gewählter Kurort. Jetzt aber war es einer der gesuchtesten und

beliebtesten Kurorte der Welt geworden. Neben einer Menge von Privathäusern boten viele Hôtels, unter ihnen einige den raffinirtesten Ansprüchen genügende, ganz großartige wie das Saratz- und das Roseg-Hôtel, eine noch immer bei weitem nicht hinreichende Unterkunft für die massenhaft herbeiströmenden Fremden.

Vier Wochen brachten wir in der angenehmsten Weise in Pontresina zu. Zwar, das Wetter war uns nicht besonders günstig; es gab viele theilweise kalte und regnerische Tage, aber doch nur vereinzelte, an denen wir ganz und gar an das Zimmer gebannt waren. An den meisten Tagen konnten wir uns Vormittags in der dem „Steinbock" gerade gegenüber gelegenen Waldschlucht lagern und Nachmittags einen weitern Ausflug unternehmen. Der Wald hatte die vorzügliche Eigenschaft, auch bei unfreundlicher Witterung einen geschützten und verhältnißmäßig warmen Aufenthalt zu bieten. Hier pflegten wir uns auf eine der zahlreichen Bänke oder bemoosten Felsen niederzulassen und uns die Zeit mit Lektüre und Correspondenz zu vertreiben; hier lasen wir unter anderm eine recht hübsche Novelle von Fanny Lewald „Helmar" und Hiller's „Künstlerleben". Leider verfolgten uns auch hierher die Correkturbögen des fünften Bandes des Lebens des Prinzen Albert.

Die idyllische Poesie von Pontresina ging uns immer mehr auf. Das eigenartig Anmuthige in der Bauart des Städtchens und der bis zu dem alten Thurme auf grünen Matten hinaufführenden ländlichen Dorfhäuser, mit ihren dicken Mauern und dreifältigen Portalen, die sprudelnden Brunnen, an welchen das geschäftige Treiben der Dorfbewohner nicht aufhörte, ob sie nun wuschen, ihr Vieh tränkten oder in ihrer weichen romanischen Mundart Neuigkeiten austauschten, der ganze südliche Anstrich der Bevölkerung in Sprache, Aussehen und Sitten frappirte namentlich meine Frau, die nicht, wie ich, in Italien gewesen war. Denn der Romane liegt, wie der Italiener, seinen Geschäften und Gewerben im Freien ob. So hatte ein Schirmmacher auf der Kirchentreppe, ein Sattler innerhalb eines jener oben beschriebenen Portale seine Werkstatt aufgeschlagen, und über einem Holzfeuer auf offener Straße schweißte ein Radmacher

sein Rad und explicirte meiner Frau seine Hantierung in dem den Romanen eigenen feinen fremdartigen Deutsch.

Bei einem unserer nachmittäglichen Ausflüge zu den in näherer oder weiterer Umgebung von Pontresina gelegenen Städtchen Campfèr, Silvaplana, Samaden, Cresta, Celerina sah meine Frau in letzterm Orte eines Tages vor einer dem Gasthofe, auf dessen Verandah wir uns niedergelassen hatten, gegenüberliegenden Schmiede ein kleines Mädchen spielen, das sie in ihrer Haltung und ihrem Gebahren lebhaft an unsere kleine Friederike erinnerte. Sie näherte sich dem Kinde, überwand bald mit Hülfe der hinzutretenden Großeltern, von denen das verwaiste Kind aufgezogen wurde, dessen anfängliche Scheu und schloß es bald so in ihr Herz, daß sie sich dem Kinde nicht nur während ihres Aufenthaltes in Pontresina, sondern seitdem alljährlich durch mannigfache Gaben freundlich erwies und erweist. Jeden Weihnachten geht ein Packet an den Schlossermeister Juon in Celerina mit Geschenken für die kleine Babigna ab, eine Puppe, ein Buch, ein Kleid, eine Korallenschnur und was der schönen Dinge mehr sind, wofür dann jedes Mal ein von dem romanischen Großvater oder der Nona (Großmutter) in ganz fließendem Deutsch geschriebener hübscher Dankbrief anlangt.

Nach St. Moriz führte mich zum ersten Male die Nothwendigkeit, einen Zahnarzt zu consultiren. Reizend fand meine Frau an dieser Partie, außer dem uns schon bekannten bis zur Meierei führenden Waldwege, die Fahrt über den St. Morizer See auf einer von einem Italiener geführten Gondel. Mit dem Gondoliere radebrechte ich zur Belustigung meiner Frau flott italienisch. St. Moriz selbst gefiel ihr womöglich noch weniger als früher; denn an die Stelle der öden Sandwüste von ehedem war jetzt in der Umgebung des Kurhauses ein buntes Durcheinander von Gebäuden, großen Hôtels, Privathäusern, Läden entstanden, so daß das Ganze, nach meinem von meiner Frau treffend gefundenen Vergleiche, den Eindruck einer aufs Gerathewohl ausgeschütteten Nürnberger Spielzeug-Stadt machte.

Zu weiteren Ausflügen bedienten wir uns immer eines der Einspänner, wie sie hier mit ihren auch, zur Ueberraschung des Nordländers, rasch bergan trabenden Ponies und ihren meist

artigen und höflichen Kutschern in reichlichem Maße zur Benutzung der Fremden vorhanden sind. Mit diesen Kutschern, die, wie alle Romanen, durchweg ein hübsches, reines Deutsch sprechen, unterhielten wir uns meistens gut, besonders wenn sie uns von ihren oft interessanten Erlebnissen erzählten. Einer, Dominique, war während der Herrschaft der Commune in Paris Kellner im dortigen Café de Paris gewesen und wußte von seinem damaligen Aufenthalte merkwürdige Dinge zu berichten. Ein anderes Mal freilich hatten wir die Beredtsamkeit unseres Kutschers ziemlich theuer zu bezahlen. Derselbe hatte bei einer Rast offenbar des Guten zu viel gethan, und mitten in seinen Mittheilungen über die Königin von England, welche sein Freund dreißig Tage lang mit seinen Schimmeln gefahren habe, saßen wir plötzlich, nahe unserm Ziele, auf einem Steinhaufen fest, und der Kutscher fiel unsanft vom Bock. Es stellte sich bald heraus, daß er keinen nachhaltigen Schaden gelitten, sondern sich nur den Fuß ein wenig verstaucht hatte. Er durfte sich im Grunde zu diesem selbstverschuldeten Unfall Glück wünschen; denn er verdankte demselben, statt der verdienten Zurechtweisung, noch ein Schmerzensgeld von fünf Franken, welches ihm meine mitleidige Frau reichte, und wegen dessen sie sich beim Abendessen von unseren Freunden gebührend necken lassen mußte.

Von dem Kurleben hielten wir uns ziemlich fern. Ich pflegte nur ganz ausnahmsweise, namentlich wenn mir ein musikalischer Genuß von Frau Leupold geb. Meyer und deren Enkelin in Aussicht gestellt war, an den abendlichen Zusammenkünften Theil zu nehmen. In der Regel ging ich bald nach dem Abendessen zu Bett, nachdem ich zuvor noch im Rauchzimmer, und zwar in einer Sophaecke, die mir von den meisten auch älteren habitués auf das bereitwilligste eingeräumt wurde, eine Cigarre geraucht hatte und überließ es meiner Frau, sich in den noch übrigen Abendstunden allein oder in Gesellschaft zu vergnügen so gut sie konnte; allein, wenn sie in einer Ecke des Gesellschaftssaales, ohne sich durch die Gespräche der übrigen Gäste stören zu lassen, an ihrem Tagebuche schrieb, in Gesellschaft, wenn sie an den verschiedenen Unterhaltungen Theil nahm oder dem bisweilen improvisirten Tanz einiger Gäste zusah, an

welchem sich die gesammte Dienerschaft zu betheiligen pflegte, oder einer Gesellschaft von Tyroler Sängern zuhörte, welche zu der Musik von italienischen Musikanten ihre originellen und hübschen Nationaltänze ausführten, wovon mir dann meine Frau am nächsten Morgen erlustigt und erlustigend erzählte.

Eine interessante Bekanntschaft sollte ich noch, leider erst gegen Ende meines Aufenthaltes, machen oder vielmehr erneuern. Als mir meine Frau eines Tages mittheilte, daß sich unter den Gästen unseres Gasthofes der bekannte Historiker, Geheimrath Max Duncker aus Berlin befinde, erzählte ich ihr, daß ich ihn vor achtunddreißig Jahren bei meinem ersten Aufenthalte auf Helgoland im Jahre 1842 gekannt habe. Zu jener Zeit Professor in Halle und ein stattlicher Mann in den besten Jahren, lag Duncker auf Helgoland, wo ich durch Vermittlung meines Freundes Gustav Siegmund öfter mit ihm verkehrte, eifrig der Jagd ob.

Meine Frau wußte noch an demselben Abend seine und seiner Frau Bekanntschaft zu machen und erinnerte ihn an seine früheren Begegnungen mit mir, worauf er freundlich erwiderte: „Die Bekanntschaft wollen wir gleich morgen erneuern."

Am nächsten Tage nach dem Mittagessen trat er auf mich zu und ließ sich sofort in ein längeres Gespräch mit mir ein. Ein glücklicher Zufall verhalf uns dazu, schon vom nächsten Tage an bis zu der acht Tage später erfolgenden Abreise Dunckers, bei allen Mittags- und Abendmahlzeiten ihre Tischnachbarn zu werden und uns von nun an täglich wenigstens zwei Mal der anregenden und belebten Unterhaltung mit Duncker und seiner Frau zu erfreuen. Er hatte aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner namentlich als langjähriger Sekretär des Kronprinzen gesammelten Erfahrungen immer viel interessantes und belehrendes mitzutheilen und that es stets in der zwang- und anspruchslosesten Weise. In Veranlassung der kürzlich erfolgten Verlobung des Prinzen Wilhelm, des ältesten Sohnes unseres Kronprinzen mit der Prinzessin von Augustenburg, erzählte er mir einmal, daß vor der Verlobung eine Commission von hochgestellten Juristen eigens zu dem Zwecke niedergesetzt worden sei, die etwas zweifelhafte Frage der Ebenbürtigkeit der

Prinzessin, deren Großmutter väterlicherseits eine geborene dänische Gräfin Danneskyold-Samsöe gewesen war, zu prüfen, und fügte in seiner behaglich schmunzelnden Weise hinzu: „Sie sollten sie ebenbürtig finden, und so haben sie sie ebenbürtig gefunden.“

Von großem Einfluß auf seine Aeußerungen schien gelegentlich seine Frau zu sein, eine lebendige und namentlich gegen uns immer sehr liebenswürdige Dame, die aber doch ein etwas eigenthümliches Wesen und eine gewisse conservative und orthodoxe Richtung nicht verhehlen konnte. Die letztere war es insbesondere, vor der Duncker großen Respekt zu haben schien, wenn er sie auch innerlich nicht theilen mochte. Als ich ihn einmal an die recht geringschätzige Art erinnerte, wie er in seiner Geschichte des Alterthums von König David gesprochen habe, schien ihm das nicht angenehm zu sein; er suchte über die dort bestimmt ausgesprochenen Ansichten hinwegzugehen und hob mit Emphase die großen Verdienste König David's hervor, von denen in seiner Geschichte des Alterthums nicht viel die Rede war, wenigstens nicht in der damals zuletzt veröffentlichten Auflage. Die seitdem erschienene neue in sieben Bänden, mit welcher Duncker gerade damals angelegentlich beschäftigt war, habe ich noch nicht kennen gelernt.

Von der Harmlosigkeit unseres Verkehres mag es einen Begriff geben, daß, als wir am Vorabend der Abreise des Duncker'schen Ehepaares zufällig beim Abendessen eine von Blechinstrumenten ausgeführte Tischmusik hatten, die, wie ich wußte, Duncker ebenso verhaßt war wie mir, ich mir den Scherz erlauben durfte, ihm neckend zu sagen, ich habe diese Musik ausdrücklich als einen ehrenden Abschiedsgruß für seine Frau und ihn bestellt und er auf diesen Scherz gutmüthig einging. Auch seine Frau wußte, trotz ihrer hyper-conservativen und loyalen Richtung, oder vielmehr vermöge derselben, manches recht Unterhaltende beizubringen. So unter anderm sehr komische Belege für ihre energisch vertretene Ansicht, daß der Unterricht der Literaturgeschichte, namentlich in den weiblichen Schulen, ein Unding sei. Einmal las sie uns einen vor Jahren an eine ihrer Freundinnen gerichteten schönen Brief unseres Kaisers vor, in welchem derselbe ganz offen über seine Jugendliebe zu einer Fürstin Radziwill sprach, auf die er seinerzeit mit schwerem Herzen hatte verzichten müssen.

An jenem Vorabend seiner Abreise ging Duncker zum ersten und einzigen Male nach dem Abendessen noch mit mir ins Rauchzimmer und unterhielt sich hier längere Zeit mit mir. Er erzählte mir noch von seinem Besuche mit dem Kronprinzen in Osborne und seine Unterhaltung mit dem Prinzen Albert über deutsche Politik.

Auch Carl sollte noch die Freude haben, Max Duncker und Frau vorgestellt zu werden. Es traf sich, daß Carl Frau Duncker am Postschalter entgegenkommend hülfreich sein konnte und sie schon zu ihrem Manne geäußert hatte: es sage ihr etwas, das müsse der junge Lehmann sein. Leider war es das letzte Mittagbrod mit Dunckers, bei welchem es aber besonders hübsch und animirt zuging.

Die letzten Tage unseres Aufenthaltes wurden uns durch die Anwesenheit Carl's und seiner Freunde noch sehr verschönert. Carl, der uns von seiner Begeisterung über die Schönheiten der Schweiz, die er zum ersten Male sah, wiederholt in kurzen Karten Kunde gegeben hatte, war mit seinen Freunden bis an die oberitalienischen Seen vorgedrungen und hatte sich von hier aus bei uns in Pontresina gemeldet, ohne jedoch einen ganz genauen Zeitpunkt seiner Ankunft gegeben zu haben. Eines Abends, als ich allein im Rauchzimmer saß, stand Carl zu meiner größten Freude plötzlich vor mir und begrüßte mich. Leider war das Zusammensein mit seinen Freunden durch einen kleinen Unfall etwas getrübt worden, welcher dem jungen Rudolf Hertz beim Herabsteigen aus der Schweiz nach Italien über das Weißthor zugestoßen war. Hertz war gefallen, hatte sich das Bein verletzt und konnte eine Zeitlang nicht marschiren. Uebrigens waren die jungen Leute guter Dinge und namentlich Carl voll echt jugendlichen Frohsinns, mit dem er sich schnell viele Herzen zu gewinnen wußte. Er nahm alsbald an den abendlichen gesellschaftlichen Spielen und gelegentlichem Tanzen Theil und genoß die großartige Natur in vollen Zügen.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft bewog er meine Frau, mit ihm nach langem Klettern den Roseggletscher zu besteigen, was sie bei einer frühern Gelegenheit, trotz meines dringenden Wunsches, mit einem Führer zu thun sich geweigert hatte, um mich nicht so lange allein zu lassen.

Am nächsten Tage unternahm Carl am frühen Morgen mit seinem Freunde Oscar Horwitz und dem Sohne sowie der Enkelin von Frau Leupold, Miß Buxton, die Besteigung des Piz Languard und war Nachmittags noch frisch genug, mit meiner Frau und mir, Oscar Horwitz und dem jungen Helmholtz, der sich schon seit längerer Zeit hier mit seinem Vater im Hôtel Saratz aufhielt, zu Fuße hin und her nach der Meierei zu gehen.

Am 4. September endlich verließen wir Pontresina wieder nach fast fünfwöchentlichem Aufenthalte. Morgens fuhren meine Frau, ich und der junge Hertz, der seines Beines wegen noch immer nicht wieder marschieren durfte, in einem Einspänner, den ich auf zwei Tage gemiethet hatte, nach dem lieblichen Sils-Maria, wo uns der schon mehrere Stunden vor uns dahin marschirte Carl bereits erwartete. Oscar Horwitz, den seine knappe Baarschaft zur Rückreise drängte, hatte diese bereits am Morgen angetreten. Mit den beiden jungen Leuten verbrachten wir dann noch einige angenehme Stunden in dem stillen, reizend gelegenen Dörfchen, machten vor Tische noch einen hübschen Spaziergang in der Richtung des Fexgletschers und aßen mit ihnen im Gasthof zur Alpenrose zu Mittag. Bei Tische saß meine Frau neben mehreren Damen, die, wie sie mir erzählte, abwechselnd in einer Rigaschen Zeitung lasen. Ich vermuthete daher, daß die Damen Livländerinnen seien und vielleicht unsere Freunde Eckardts kennen würden, zwang meine Frau, mit ihnen anzuknüpfen und vermittelte so eine Bekanntschaft, deren Annehmlichkeit sich noch später geltend machen sollte. Es waren in der That livländische, wie ich vermuthet hatte mit unseren Freunden bekannte Damen und zwar, wie die meisten Livländer, artige Leute. Bald nach Tische mußten wir uns definitiv von Carl und seinem jungen Freunde trennen. Wir aber, meine Frau und ich, fuhren bei schönstem Wetter weiter in unserm offenen Einspänner, auf der Landstraße an den herrlichen Seen vorüber, den Maloja-Paß hinunter ins Bergell bis nach Promontogno, wo wir gegen fünf Uhr Nachmittags eintrafen und im Hôtel Bregaglia übernachteten. Am nächsten Morgen ging es weiter und in das gelobte Land Italien hinein, von welchem ich meiner Frau etwas zu zeigen versprochen hatte, zunächst nach Chiavenna

und dann nach Colico am Comer See, wo wir unsern Einspänner verabschiedeten. Wenige Stunden nach unserer Ankunft bestiegen wir das Dampfboot, das uns in kurzer Zeit nach Bellagio brachte, wo wir alsbald eine entsetzliche und im Gegensatz zu der bisher genossenen Kühle um so unerträglichere Hitze vorfanden, die meine Frau ganz matt und für die Reize des Ortes unempfänglich machte. Das Getreibe des kolossalen Hôtel Bellagio, in welchem wir uns einquartirten, war eben nicht geeignet, die Nerven zu beruhigen. Vergebens suchten wir Kühlung in den Schattengängen des Gartens. Erst eine Abends auf dem See unternommene Gondelfahrt gewährte uns einige Kühlung und stimmte meine Frau milder, so daß ihr schon jetzt, noch mehr aber in den nächsten Tagen, das unaussprechliche Behagen aufging, das uns hier das Dasein so gelind macht. Am nächsten Morgen fuhr ich ganz früh mit meiner Frau über den See, um ihr die herrliche Villa Carlotta mit dem Alexanderzug von Thorwaldsen zu zeigen; den Tag über hielten wir uns der großen Hitze wegen ruhig. Nachmittags, vor der späten Table d'hôte machten wir mit unseren uns hierher vorausgeeilten Cousinen Helene Behrens und Clärchen Seligman eine Gondelfahrt auf dem Lago di Lecco, worauf meine Frau noch, mit Hülfe der des Italienischen kundigen Frau Behrens, einige Einkäufe von hier sehr geschickt und preiswürdig fabricirten seidenen Decken machte.

Am folgenden Tage ging meine Frau schon früh, während ich noch der Ruhe pflegte, mit einer jungen Dame, die sie hier kennen gelernt hatte, auf die Villa Serbelloni und erfreute sich dort der herrlichen Aussicht und der köstlichen südlichen Vegetation. Um neun Uhr bestiegen wir das Dampfschiff, um die Fahrt über den ganzen See zu machen und meiner Frau durch den mehrstündigen Aufenthalt in Como Gelegenheit zu geben, das Leben und Treiben in einer echt italienischen Stadt etwas näher kennen zu lernen. Das gelang ihr vollkommen. Wir frühstückten in einer uns empfohlenen Trattoria von Frasconi am Markte, der zur Beobachtung des Volkes in seinen malerischen Trachten, der Damen und Frauen in schwarzen Schleiern, die reichlichste Gelegenheit bot. Zu einem Aufgebot alles dessen, was

ich an Italienisch irgend zu leisten im Stande war, bot mir ein kleiner Unfall Veranlassung. Mir riß meine Uhrkette, und ich hatte den lebhaften Wunsch, sie sofort hier in Como reparirt zu sehen. Wie aber mich verständlich machen? Den Kutscher anzuweisen, uns zu einem Goldschmied zu fahren, das wäre mir allenfalls gelungen; aber wie ihm bedeuten, daß es sich um eine Uhrkette handele? In meiner Verzweiflung nahm ich zum Lateinischen meine Zuflucht und sprach von mea catena horologii. Und siehe da! Ich wurde verstanden und erreichte meinen Zweck. Nach zurückgelegter Spazierfahrt erhielt ich von dem Goldschmied meine Uhrkette reparirt zurück, ehe wir uns wieder auf das Dampfboot nach Bellagio begaben.

Auf der Heimfahrt ergötzte uns die Unterhaltung mit einer jungen Engländerin, die eben von einer mit ihrem Manne auf ein Rundreisebillet unternommenen Reise durch Italien zurückkehrte und uns erzählte, daß sie auf dieser Reise ganz unerwarteter Weise auch nach „Roma“ gekommen seien. Nach Bellagio zurückgekehrt, aßen wir zu Mittag, nahmen nach Tische den Kaffee auf der Terrasse in der herrlich milden Abendluft bei Guitarre- und Cellospiel und Gesang, und machten Abends noch eine Wasserfahrt mit Frau Behrens und ihrer eben von Mailand zurückgekehrten Nichte, Frau Caroline Hinrichsen. Am nächsten Morgen ging es weiter.

Von unseren gütigen Cousinen geleitet, die meiner Frau zum Abschied einen Korb mit schönen Früchten aus ihrem Boot in das unsrige herüberreichten, fuhren wir nach Menaggio hinüber und dann mit einem Einspänner nach Porlezza am Luganer See.

Von hier fuhr meine Frau zunächst mit einer Gondel nach der berühmten Grotte von Osteno, nach deren Besichtigung sie mich bei Porlezza, wo ich sie erwartet hatte, in das Dampfboot aufnahm und mit mir nach Lugano fuhr. Auf dem Dampfboote begegneten wir wieder den livländischen Damen, die wir in Sils-Maria kennen gelernt hatten. In Lugano nahmen wir Quartier in dem in ein altes Kloster eingebauten rühmlichst bekannten Hôtel du Parc. Ich setzte mich alsbald rauchend in den Garten, während meine Frau sich verschiedene Kirchen mit den schönen Luini'schen

Bildern ansah. Als es mittlerweile zu regnen anfing, näherte sich mir eine englische Dame, die mich höflich aber schüchtern aufforderte, Schutz gegen den Regen in einer hölzernen Hütte zu suchen. Auf meine dankbare Annahme ihres Anerbietens, mich dorthin zu führen, geleitete sie mich an der Hand, wagte aber nicht, mir den Arm zu geben. In der Hütte ließ sie sich dann freundlich in eine nähere Unterhaltung mit mir ein und erzählte mir recht interessant von ihrem Bruder, der privy purse (Privatkassirer) der Königin von England sei. Bald darauf erschien meine Frau, aber nur um mich zu fragen, ob ich einverstanden sei, daß sie mit den livländischen Damen, die sie eben wieder getroffen habe, einen Spaziergang mache, und ob ich mich an demselben betheiligen wolle. Mit ersterm erklärte ich mich sehr einverstanden, zog es aber vor, ruhig in meiner Hütte sitzen zu bleiben und mich bis zu ihrer Rückkehr weiter mit meiner Engländerin zu unterhalten. Nach Tische nahmen wir den Kaffee bei leider schlechtem Wetter unter einem der Kreuzgänge des alten Klosters ein und belustigten uns an den zum Theil recht ergötzlichen Aeußerungen der um uns her sitzenden Fremden. So sagte ein Franzose, der sich mit einer jungen Hamburgerin längere Zeit unterhalten hatte, als diese fortgegangen war, zu seiner Frau: „Hambourg, c'est la Hollande“.

Am nächsten Morgen fuhren wir in einem Einspänner auf einem reizenden Wege durch herrliche auf Steinpfeilern ruhende Weingelände, durch Wälder von echten Kastanien, Maulbeerbaumalleen, Maisfeldern weiter nach Luino am Lago Maggiore.

Wir beabsichtigten, die Besichtigung der Borromeischen Inseln, welche selbstverständlich der Hauptzweck bei dem Besuche des Lago Maggiore war, mit einer vierundzwanzigstündigen Rast an demselben vor unserm diesmaligen Abschied von dem schönen Italien zu verbinden. Eine Weile hatten wir zwischen den beiden in nächster Nähe der Borromeischen Inseln einander gegenüber liegenden Orten Pallanza und Stresa geschwankt und uns schließlich für letztern Ort entschieden, weil man uns das dortige von einem Italiener gehaltene kleine Hôtel Milan als eines der besten italienischen Gasthäuser dringend empfohlen hatte. Dahin fuhren wir also. Die Fahrt, auf der ich mir

einen echt italienischen Risotto vortrefflich schmecken ließ, erfreute meine Frau heute, wie am folgenden Tage bei der Weiterfahrt, sowohl durch die wunderbar schönen Ausblicke auf die fernen Berge, namentlich auf den Monte Rosa, als durch den verschiedenartigen Charakter der Ortschaften, an denen wir vorüberfuhren und die ihr hier viel mannigfaltiger erschienen als am Luganer- und besonders am Comer See. Nach einigen Stunden langten wir in Stresa an, quartierten uns im Hôtel Milan ein und mietheten alsbald eine Barke um noch vor Tische den Besuch der Borromeischen Inseln zu absolviren. In dem Maße wie diese berühmten Inseln das Gepräge der Künstlichkeit tragen, machten sie meiner Frau weniger Eindruck, am wenigsten die durch Jean Paul's Schilderung im „Titan" vielleicht berühmteste Isola Bella, schon mehr Isola Madre, die auch mich seiner Zeit, als ich sie noch sehend besucht, durch ihre wunderbare Vegetation mehr erfreut hatte; am meisten aber die Isola dei Pescatori, diese kleine nur von Fischern bewohnte Insel, die meistens von Fremden gar nicht besucht wird, deren Bevölkerung aber mit ihrem naturwüchsigen, lebendigen Treiben meine Frau in hohem Grade ergötzte. Nach Dunkelwerden unternahmen wir dann noch eine Bootfahrt auf dem See, die uns aber ein aufziehendes Gewitter abzukürzen nöthigte.

Als der Regen vorüber war, gingen wir noch eine Weile längs des Sees und der Villen hier ansässiger Italiener, deren eine eben die Königin von Italien bewohnte, und hörten durch die geöffneten Fenster und Thüren Klavier spielen, unter anderm die C-moll Symphonie von Beethoven vierhändig.

Am nächsten Morgen herrschte ein so entsetzliches Wetter, daß wir nicht daran denken konnten, ins Freie zu gehen und auf unser Zimmer angewiesen waren. Es war eine trübe Aussicht auf eine verregnete Seefahrt und namentlich auf die Fahrt über den St. Gotthard, die bei solcher Witterung nichts weniger als genußreich zu werden versprach. Glücklicherweise klärte sich das Wetter gegen Mittag wieder auf. Nachmittags gegen vier Uhr konnten wir die Fahrt auf dem Lago Maggiore nach dem nördlichsten Punkte desselben, Locarno, antreten. Meine Frau erfreute sich des schönen Blickes auf die Ufer und die dahinter

liegenden Berge, anfänglich bei untergehender Sonne und dann bei Mondschein und würde die Fahrt noch mehr genossen haben, wenn sie nicht bald nach der Abfahrt inne geworden wäre, daß sie ihr so werthvolles Perspektiv, von dem sie sich auf der Reise fast nie zu trennen pflegte, in Stresa vergessen hatte.

Diese Entdeckung hatte natürlich viel Unruhe und Zeitverlust zur Folge; jedoch waren unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt, denn bald nach unserer Rückkehr nach Hamburg erhielten wir das Perspectiv wohlverpackt und unversehrt zurück.

Nachdem wir in Biasca in einer elenden Spelunke, dem einzigen Gasthofe, übernachtet und einen schönen Zweispänner für den unter den Umständen mäßigen Preis von fünfundachtzig Franken incl. Trinkgeld engagirt hatten, traten wir bei herrlichem Wetter die Fahrt über den St. Gotthard an, die sich nicht nur für meine Frau zu einer der genußreichsten, die sie je gemacht, sondern auch für mich zu einer sehr angenehmen und interessanten gestaltete. Ich ließ mir alles, von den lieblichen Geländen, die wir anfänglich durchfuhren, bis zu der rauhen Oede des höchsten Gipfels, von meiner Frau auf das genaueste beschreiben und fühlte mich durch meine Phantasie so lebhaft in die durchfahrenen Gegenden versetzt, daß ich sie mit Augen zu sehen glaubte. Der erste bemerkenswerthe, noch auf italienischer Seite gelegene Ort war Faido, wo ein von der ganzen Bevölkerung gefeiertes Kirchenfest meiner Frau viel zu sehen gab. Zu Mittag kamen wir nach Airolo, bekanntlich dem Ausgangspunkte des damals noch im Bau begriffenen St. Gotthardtunnels auf italienischer Seite. Hier machten wir Rast. Als ich nach dem Mittagessen rauchend auf der Verandah vor der Hausthür saß, während meine Frau gegangen war, sich, auf mein Geheiß, die Mündung des Tunnels mit den dieselbe umlagernden Schaaren von italienischen Arbeitern etwas näher anzusehen, trat die Wirthin an mich heran, ich möge entschuldigen, daß sie mich anrede, aber sie finde eine so frappante Aehnlichkeit zwischen mir und dem ihr befreundet gewesenen, vor Jahresfrist verstorbenen, ersten Erbauer des St. Gotthardtunnels, Favre, daß sie sich gar nicht satt an mir sehen könne. Als dann meine Frau zurückkam, überzeugte sie sich durch ein in der Wirthsstube hängendes, in Oel

gemaltes Porträt des Verstorbenen von der allerdings vorhandenen Aehnlichkeit und bat die Wirthin, ihr eine Photographie des Bildes zu überlassen. Bald darauf setzten wir unsere Fahrt fort, die uns in die öden Regionen des Gebirges bis zu dem Hospiz und zu den Quellen des Rheines führte, und dann, schon stark in der Dämmerung, zu dem reizenden Andermatt, wo wir in einem der prachtvollen Hôtels übernachteten, die den Reisenden mit ihrem raffinirten Luxus plötzlich aus der starren Gebirgswelt in ein Zauberland versetzen. Am nächsten Sonntagmorgen ging die Fahrt bei leider bedecktem sonnenlosen Wetter weiter, nunmehr rasch bergab an den in die Felsen gehauenen wunderbaren Eisenbahnanlagen, den Riesenbrücken, Kehrtunneln u. s. w. vorüber, durch Göschenen, den Ausgangspunkt des St. Gotthardtunnels auf schweizerischer Seite, bis nach dem Endpunkt unserer Fahrt, Flüelen am Vierwaldstättersee. Ueber Luzern und Basel gelangten wir andern Tages nach Leipzig, wohin mich eine Angelegenheit führte, auf die ich etwas näher eingehen muß.

In Pontresina erreichte mich ein Brief, in welchem Brockhaus mir das Anerbieten machte, für die Allgemeine Encyklopädie von Ersch und Gruber den Artikel „Guyana" zu schreiben. Der Artikel sollte möglichst umfangreich sein und, wenn angängig, siebenzig bis achtzig Seiten von je zwei Columnen umfassen. Ich hatte bei meinen bisherigen Arbeiten auf dem Gebiete südamerikanischer Länderkunde meist nur mit der Bearbeitung schon vorhandener Artikel für das Conversationslexikon, ganz besonders aber nur mit dem politischen und historischen Theil dieser Artikel zu thun gehabt, während ich mich in Betreff des geographischen Theiles Herrn Brockhaus gegenüber wiederholt für incompetent erklärt und mich auch dann, wenn mir dieser geographische Theil der Artikel, wie in letzterer Zeit öfter, zur Revision mit überschickt war, in Betreff desselben auf kleine stilistische Aenderungen beschränkt. Jetzt sollte ich nun einen derartigen Artikel, und zwar einen umfangreichen, ganz selbständig ausarbeiten. Wenn es mich einerseits reizte, meine Kräfte auch einmal in einer solchen für mich ganz neuen Aufgabe zu versuchen, so konnte ich mir doch andererseits nicht verhehlen, daß

ich eigentlich nicht der richtige Mann sei, diese Aufgabe zu lösen. Vor allem fehlte mir die für eine solche Arbeit eigentlich unerläßliche eigene Anschauung. Ueber den geographischen Charakter eines Landes sollte von rechtswegen nur derjenige schreiben, der das Land gesehen und durchforscht hat. Alles, was ich Herrn Brockhaus bestenfalls bieten konnte, war eine fleißige und gut redigirte Compilation. Ich hatte ihm das ganz offen schriftlich mitgetheilt und ihm anheim gegeben, noch jetzt jemand andern mit der Arbeit zu beauftragen. Auch als er mir darauf wiederholt seinen Wunsch erklärte, die Arbeit von mir gemacht zu sehen, behielt ich mir meine definitive Entschließung bis zu einer mündlichen Besprechung vor, zu deren Zweck ich ihn auf der Rückreise in Leipzig aufsuchen würde.

Hier nun begaben wir uns zunächst nach dem Brockhaus'schen Hause in der Quergasse, wo wir auch bereits erwartet wurden. Denn ein vor der Hausthür stehender Hausknecht begrüßte uns beim Aussteigen aus der Droschke mit den Worten: „Saind Se vielleicht Herr Lähmann?" Als ich diese Frage bejaht hatte, wurden wir in das Geschäftslokal hinaufgeführt, wo sich mir, in Abwesenheit des Herrn Brockhaus, Herr Dr. Kramer als zu der Unterhandlung mit mir legitimirt vorstellte. Es gelang ihm, meine Bedenken gegen meine Uebernahme des Guyana-Artikels zu beseitigen — vornehmlich dadurch, daß er mir ein unvollendetes Manuskript über Britisch-Guyana zugänglich machte, von einem Herrn Bentheim, welchem ursprünglich die Arbeit übertragen war, der aber erkrankte, so daß ich mich nun bereit erklärte, den Artikel zu übernehmen.

Nachdem so das Geschäft, welches uns nach Leipzig geführt hatte, rasch absolvirt war, blieben uns bis zur Weiterfahrt nach Berlin noch einige Stunden, die wir in Auerbach's Keller zubrachten, wo wir uns an den Goethe-Reminiscenzen ergötzten.

In Berlin brachten wir dann noch vier angenehme Tage bei unseren Verwandten zu, während deren meine Frau der Wieder- und Neubetrachtung der Berliner Kunstschätze, vor allem der Pergamenischen Funde, eifrigst oblag.

Mir verschaffte der Besuch des Theaters zwei interessante und genußreiche Abende. Ich hörte im Nationaltheater das

kürzlich von Dingelstedt für die Bühne bearbeitete Shakespeare'sche Stück „Cimbeline" und im Viktoriatheater Goethe's „Faust" zweiter Theil in der Bearbeitung von Otto Devrient, der selbst den Mephistopheles vortrefflich gab. Diesen Genuß theilte mit mir mein Vetter Heinrich Leo, während das erste Mal sein Sohn Rudolf mich begleitete.

Nach mehr als siebenwöchentlicher Abwesenheit trafen wir wohlbehalten wieder in Hamburg ein, wo wir alle Kinder wohl und munter zu Hause fanden. Carl's Anwesenheit sollten wir uns nur kurze Zeit erfreuen; denn schon nach wenig mehr als einer Woche verließ er uns wieder. Die Veranlassung war allerdings eine nicht unerfreuliche. Der Erfüllung seines lebhaften Wunsches, sein militärisches Dienstjahr möglichst bald zu absolviren, stand jetzt, nachdem Dr. Cohen seine Weigerung, Carl das Dienen zu erlauben, bevor er das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben würde, nach einer nochmaligen Untersuchung Carl's zurückgezogen hatte, nichts mehr im Wege. In Berlin fand er, bei so später Meldung, keine Aufnahme mehr, in Leipzig aber wurde er sofort angenommen. Und hier hat er bei der Infanterie sein Jahr mit gutem militärischen Erfolge abgedient.

Ich machte mich sehr bald an die mir jetzt obliegende große Arbeit, den Artikel „Guyana", die mich bis zum Frühjahr ausschließlich beschäftigen sollte. An Hülfsmitteln stand mir, außer dem genannten Manuskript, die reiche geographische Literatur der hiesigen Commerzbibliothek zu Gebote. Das Manuskript hat mir gute Dienste geleistet, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, seiner Benutzung unter meinem Artikel in der Encyklopädie ausdrücklich zu gedenken.

Ende September und Anfang Oktober feierte die Bach-Gesellschaft ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen in drei Conzerten, von denen ich das zweite und dritte, ich glaube aber nur in den Hauptproben, besuchte. Uebrigens führt die Bachgesellschaft, welche selten Compositionen von Bach zur Aufführung brachte und bringt, ihren Namen mit wenig Recht. Zu Gehör kamen in den Festconzerten unter anderm die russische Klaviervirtuosin Essipoff, der spanische Violinspieler Sarasate und Franz Liszt's Oratorium „Christus." Großen Genuß gewährte uns eine Auf-

führung der H-moll Messe von Bach im Philharmonischen Concerte, und in Neßler's „Rattenfänger von Hameln" lernten wir eine allerliebste Oper kennen.

In einer hübschen musikalischen Soiree bei Professor Kießlings wurde Mendelssohn's Musik zum „Sommernachtstraum" mit dem von Dr. Heinrich Schleiden gesprochenen verbindenden Text am Klavier aufgeführt. Unser Mariechen sang in den Chören mit.

Beim Abendessen unterhielt mich der alte Herr Hallier höchst interessant von seiner Sammlung von Autographen des Schriftstellers Klinger.

Als ein Ereigniß von großer Bedeutung wird wohl jeder Deutsche die Vollendung des Cölner Domes und die feierliche Einweihung desselben durch unsern Kaiser auffassen. Mit großer Festlichkeit wurde die Einweihung Mitte Oktober vollzogen, und das klare schöne Herbstwetter hat an seinem Theil, als „Kaiserwetter", zur Verschönerung der Feier beigetragen.

Uns kam das Kaiserwetter in mannigfacher Beziehung zu statten. Am 17. Oktober wanderte ich mit meiner Frau, Anna und Marianne und Gustav Leo, bei herrlichem Wetter nach dem sehr belebten Botanischen Garten. Dort trafen wir meinen Schwager Carl Leo, der meiner Frau und den Kindern die Honneurs der in schönster Blüthe stehenden Victoria Regia machte. Dann besuchten wir die allen alten Hamburgern bekannte, ehemals wegen ihres erfrischenden Wassers berühmte „Quelle" und ruhten auf der sogenannten „Nachtigallenbank", auf welcher Amalie Kindheitserinnerungen feierte. Es war die Lieblingsbank ihrer Mutter gewesen. Wir waren zu diesem Mittag bei Onkel Ferdinand geladen, wo wir mit Leo's, meiner Mutter und Schwester und mit Frau Elise Rübke aßen, deren Tochter, die verwittwete Frau Herrmann Uhde, sich mit dem Goetheforscher und Literarhistoriker, Professor Michael Bernays in München kürzlich verlobt hatte. Frau Rübke erzählte viel und interessant, namentlich von den Veröffentlichungen aus Hirzel's wunderbarer Goethe-Bibliothek, welche unter dem Titel „Der junge Goethe" schon, ich glaube 1875, mit einer umfangreichen Einleitung von Michael Bernays erschienen sind. Ich hatte auch wohl schon

davon gehört und gewünscht, es zu lesen; aber nun es mir durch so direkte Berichte nahe gebracht war, zögerte ich nicht länger, es mir zu verschaffen, und „Der junge Goethe", in drei Bänden, bildete längere Zeit hindurch eine höchst fesselnde Abend-Lektüre für meine Frau und mich, an welche sich vieles aus Goethe's Werken selbst reihete.

Mit Mariechen lasen wir in dieser Zeit „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", das soeben mit einer sehr hübschen Vorrede von Herman Grimm neu aufgelegt erschienen war. Auch an ein paar neue Schriften von Ebers wagte ich mich: „Homo sum" und „Die Schwestern"; sehr sympathisch sind mir aber diese Erzählungen nicht gewesen. Außerordentlich fesselnd war für mich das neu erschienene „Berlin und Petersburg" von einem anonymen Verfasser, dessen Name freilich schon längst kein Geheimniß mehr ist, mir aber überhaupt schon seit seinen früheren Publikationen „Aus der Petersburger Gesellschaft" wohlbekannt war. Ganz im Vorübergehen nenne ich noch Hiller's „Wien vor zweiundfünfzig Jahren". Eine fortdauernde, immer gleich fesselnde Unterhaltung gewährte mir auch der zweite Band von Rist's Lebenserinnerungen, in welchen wir gerade jetzt bei Tettenborn's Einzug in Hamburg angelangt waren.

Da meiner Frau ärztlicherseits für Heinrich neuerdings weite Spaziergänge anempfohlen waren, so nahm sie eines Tages mit ihm die neue schöne Wallpromenade am Dammthor in Augenschein, welche vermittelst Applanirung des Terrains und mancherlei hübscher, theilweise, wie ich höre, durch angelegte Felspartien und Aehnliches etwas zu gekünstelter Anlagen mit geschickter Benutzung des alten Festungsgrabens entstanden ist, über den an geeigneten Stellen kleine Brücken oder vielmehr Dämme mit monumentalen Brüstungen führen, welche malerische Ausblicke in die baumreichen Böschungen und in den jenseits des Wallgrabens gelegenen parkartigen Botanischen Garten gewähren. Diese Promenade führt jetzt den Namen „Ringstraße" und bildet die Fortsetzung der Straßen und reizvollen Anlagen, die durch Abtragen der weiter östlich belegenen Wälle bereits in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts entstanden sind und welche von der Gegend des Oberhafens ab über Stein-

thorwall, Glockengießerwall, Lombardsbrücke und Esplanade in Verbindung mit der Neuanlage nunmehr bis zum Holstenthore einen Ring um die innere Stadt darstellen, dessen vollständiger Abschluß erst erfolgt sein wird, wenn auch der Millernthorwall abgetragen und von hier die Anlage bis zum Westen unseres Hafens nach der Gegend der St. Pauli-Landungsbrücken durchgeführt sein wird.

Allzuschlimm muß es aber doch mit Heinrich's Kopf nicht gestanden haben, sonst würden wir ihm wohl schwerlich erlaubt haben, noch an demselben Abend in einen Vortrag von Professor Bendorf über den neu aufgefundenen Hermes des Praxiteles zu gehen, von welchem dann Heinrich ganz erfüllt nach Hause kam und sehr enthusiastisch erzählte.

Auch zu einer Expedition durch Alt-Hamburg, zu welcher meiner Frau der Plan von ihrem Bruder gemacht war, benutzte sie mit den Kindern und Martin Leo das schöne Wetter. Es war wohl zumeist die Gefahr, welche einigen alten Theilen Hamburgs durch Bismarck's Pläne drohte, die schon jetzt die Aufmerksamkeit auf diese malerischen Winkel des alten Hamburg lenkte, welche freilich von mancher kunstsinnigen Hand, namentlich von unserer Freundin Frau Marie Zacharias, schon seit langem durch ihre feinen Federzeichnungen im Bilde festgehalten worden sind. In der Folge hat diese Liebhaberei der Hamburg-Fahrten noch einen weit größern Umfang gewonnen, wie ich wohl noch zu erzählen Gelegenheit haben werde.

Mir, der ich von Kind auf an gerade das alte Hamburg mit seinen Winkeln und Ecken genau kannte und liebte, ja, es oft genug in späteren Jahren mit Venedig verglichen habe, blieb es immer, wie ich offen bekennen will, unfaßbar, wenn ein Hamburger Kind, wie meine Frau und viele andere, so ganz und gar fremd in dem waren, was den ureigensten Charakter ihrer Vaterstadt ausmachte.

Wie dem auch sei, so haben nicht nur meine Frau und Kinder, sondern auch ich mit ihnen, viel Genuß von diesen Streifereien gehabt; denn die Meinigen kamen nie nach Hause, ohne einen ganzen Schatz von Herrlichkeiten gesehen zu haben, von denen sie dann auf's lebendigste bei Tische und Abends erzählten.

Jedenfalls hat meine Frau, was sie als Kind durch die Ungunst der Verhältnisse versäumt, in ihrem spätern Leben reichlich nachgeholt; denn sie ist eine begeisterte Verehrerin von Alt-Hamburg geworden und hat redlich, wenn auch mit ungleichem Erfolge, gestrebt, diese Liebe den Kindern einzupflanzen.

Zu einer Expedition nach St. Pauli gab Heinrich ein Ereigniß Veranlassung, auf das ich etwas näher eingehen muß. Ich hatte vor einiger Zeit zu meinem Schrecken erfahren, daß Perthes eine große Sendung Manuskript des fünften Bandes des Lebens des Prinzen Albert, die ich seit lange sicher in seinen Händen glaubte, da ich sie meinem Vorleser Luis zur Beförderung übergeben, nicht erhalten habe. Ich hegte lebhafte, völlig begründete Besorgnisse über den Verbleib des Manuskriptes und bat Heinrich, der sich wegen seiner unerschütterlich kühlen Ruhe besonders gut zu solchen Missionen eignet, dem in St. Pauli wohnenden Herrn Luis „auf die Bude zu rücken.“ Heinrich, dem dieser eigenthümlich-diplomatische Auftrag durchaus zusagte, machte sich sofort in Gesellschaft von David Eckardt, der mit Vater und Geschwistern bei uns zu Mittag gegessen hatte, auf den Weg. Nach einigen Stunden kehrte Heinrich zurück und berichtete sehr komisch über den Verlauf seiner Mission. Er hatte Herrn Luis zu Hause getroffen, aber anfänglich wenig geneigt gefunden, Heinrich über den Verbleib des Manuskriptes irgend welche Auskunft zu geben, geschweige denn damit herauszurücken. Heinrich aber hatte sich nicht abschrecken lassen, hatte nicht nur dem saubern Patron in der ruhigsten aber entschiedensten Weise seinen Standpunkt klar gemacht, sondern hatte auch ganz ungenirt das Zimmer nach allen Richtungen hin durchsucht und nicht eher geruht, bis er das Manuskript auf einem an der Wand hoch angebrachten Borte fand. Es sich anzueignen, hatte er sich nicht für berechtigt gehalten, sondern sich bei dem festen Versprechen des Herrn Luis, das Manuskript sofort zu befördern, beruhigt. Meine Frau jedoch beruhigte sich, mit der ihr in solchen Fällen eigenen Energie, nicht eher, als bis sie Herrn Luis, den sie Tags darauf in seiner Wohnung aufsuchte, gezwungen hatte, mit ihr auf die Post zu gehen, wo sie sich überzeugte, daß das Manuskript wirklich ord-

nungsmäßig befördert sei. Daß ich mein Verhältniß zu Herrn Luis nach diesem Vorfall sofort abbrach, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Von Carl, der in Leipzig seinem Militärdienste (und daneben, so weit möglich, seinen Studien) oblag und schon den Fahneneid geschworen hatte, erhielten wir direkt und auch indirekt die erfreulichsten Berichte. Frau Dr. Eckardt hatte die Güte, uns einen Brief von Frau Hedwig von Holstein mitzutheilen, die sich sehr freundlich über ihn aussprach.

Sehr ergötzt hat mich, daß Carl, bei dem ich das eigentlich gar nicht vermuthet haben würde, gerade so wie ich vor Jahren, sich durch sein Vorlesen Freunde gewonnen. Frau von Holstein erwähnt, eine vortreffliche Eigenschaft sei sein gutes Lesen; er habe bei ihr mit dem Don Cesar in der „Braut von Messina" rühmlichst debütirt. Auch daß Carl mit den „Sieben Raben", wie die Zöglinge einer musikalischen Stiftung von Frau von Holstein scherzhaft genannt wurden, bald ganz freundschaftlich verkehrte, erwähnt der Brief.

Einer dieser „Sieben Raben" sollte allernächstens bei uns im Klosterstieg erscheinen. Es war Max Fiedler, seitdem unser lieber Landsmann, der sich schnell eine angesehene Stellung unter den hiesigen Künstlern erworben hat.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Abends, wo er, gemeldet von Frau von Holstein, mit einiger Spannung von unserer Jugend erwartet wurde. Es war am 7. November; Mariechen's Freundinnen Susan Versmann und Magdalene Kaemmerer hatten bei uns gegessen. Abends kamen die Eckardt'schen Mädchen; es wurden a capella-Gesänge von Franz von Holstein und russische Volkslieder gesungen. Aber das Singen wurde oft unterbrochen durch aufmerksames Hinhorchen nach der Hausglocke und nach einem heranrollenden Wagen. Endlich, um halbzehn Uhr, traf Max Fiedler ein. Er blieb nicht viel länger als einen Tag unser Hausgast, da er nach Kiel zu Esmarch weiter reisen sollte.

Ob er uns damals schon eine Probe seines schönen Klavierspieles gegeben hat, mit dem er uns in der Folge so manche genußreiche Stunden bereitete, wüßte ich wirklich nicht mehr mit Gewißheit zu sagen.

Für unsere Familie brachte der November ein hocherfreuliches Ereigniß.

Es war am 24. November, als Heinrich bei Tische lateinisch zu mir sagte, es sei heute Syndikus-Wahl und Onkel Carl habe große Chancen.

Mein Schwager, damals Sekretär der Finanzdeputation, hatte uns, nach Syndikus Merck's Tode, schon vor längerer Zeit vertraulich auf die Möglichkeit seiner Nachfolge hingewiesen, hatte aber unsere schweigende Discretion erbeten und auch von einem recht fernen Zeitpunkte der Verwirklichung gesprochen, so daß wir nun durch diese plötzliche Nähe der Entscheidung in recht bange Aufregung versetzt wurden. Aber nicht auf lange. Schon um sechs Uhr klopfte es an die Thür; Martin, der älteste Sohn, trat herein und meldete die frohe Botschaft, daß sein Vater zum Syndikus erwählt sei.

Sofort gingen wir hinüber nach der Hallerstraße, wo große Freude herrschte und unaufhörlich Besuche, meist von neuen Collegen aus dem Senate, kamen und gingen. Herr Consul Moritz Herrmann hatte vorsorglicherweise Champagner mitgebracht, so konnten wir gleich ein Glas auf das Wohl des neuen Syndikus leeren.

Am folgenden Sonntag den 28. November fand bei uns, ihm und der „Frau Syndikus" zu Ehren, ein kleines Familiendiner statt, das sehr munter verlief. Ich entnehme der getreuen Schilderung, welche Mariechen ihrem Bruder Carl nach Leipzig sandte, einige Details, die mir sonst wohl schwerlich im Gedächtniß geblieben wären.

Demnach waren wir neunzehn Personen; es gab, bei uns ein seltener Fall, Champagner und eine Eistorte mit einem rothseidenen Fähnchen, darauf das Hamburger Wappen mit der Umschrift: „Hoch lebe Hamburgs neuer Syndikus."

Ich leitete meinen Toast, zur großen Belustigung der anwesenden Tischgesellschaft, damit ein, daß vor einer Stunde Dr. Cohen mit den Worten zu mir ins Zimmer getreten sei: „Ich gratulire Dir zu Deiner Erhebung in den Adelsstand."

Dann scheine ich allerlei Geschichtchen aus meiner frühen Kinderzeit in meinen Trinkspruch verflochten zu haben: Wie mein

Vater mit mir spazieren gegangen sei und mir gesagt habe, die Kantsteine habe er für mich machen lassen, was mich sehr freute, wie er mich zu Syndikus von Sienen mitgenommen und ich dort mit der Tochter, der jetzigen Frau Hauptmann Gaedechens, gekocht und zum Abschied eine Giraffe geschenkt erhalten habe — die Glückseligkeit würde ich nie vergessen! Dann soll ich mich zu Marianne gewandt, sie als Rathsmädel begrüßt und ihr eine Stelle aus Bettina's „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" citirt haben, auf welche wir dieser Tage bei der Lektüre des Buches gestoßen seien, und wo Bettina in einem Briefe an Goethe [vom 30. August 1808] erzählt: Als die Frau Rath ihr eines Tages Goethe's ersten Anzug gezeigt, habe sich auch die kleine Frankfurter Rathsherrnpuppe mit der Allongeperrücke, der Halskrause, dem Degen und den Schnallenschuhen gefunden, den man ihnen geschenkt habe, als ihr Vater Syndikus geworden sei. Bettina hätte den kleinen Kerl gar zu gern gehabt; aber die Mutter meinte, er müsse für Goethe's Nachkommen aufbewahrt bleiben. Ob das liebenswürdige „Kind" hier ihrer Phantasie die Zügel habe schießen lassen, oder ob wirklich Goethe's Mutter eine Rathsherrnpuppe aufbewahrte, die sich vielleicht gar jetzt im Goethe-Archiv in Weimar befände, vermöchte ich nicht zu sagen. Wohl aber zeige sich hiernach, — um da zu endigen, wo ich angefangen —, wie Recht Dr. Cohen habe, mir zu meiner Erhebung in den Adelsstand zu gratuliren.

Nach einem ernsten, sehr schönen Trinkspruch meines Schwagers auf uns, seine Geschwister, ließ sich dann plötzlich meine Mutter vernehmen: Es sei gewiß sehr schwer und eine große Ehre, Syndikus zu werden; aber seine Gäste so gut zu bewirthen und ihnen so viele Freude zu bereiten, wie es meiner Frau gelungen, sei noch viel schwerer und verdienstvoller. Darum — sie solle leben!

Endlich erhob sich noch einmal „Onkel Syndikus": Das schwierigste Amt und der zweifelhafteste Genuß falle stets dem Zuhörer, dem Unbetheiligten, zu. Es sei ihm immer als eine Ungerechtigkeit erschienen, daß an musikalischen Abenden in seinem Hause seine, des getreuen Nichtausübers und Zuhörers, Verdienste stets ganz ungerühmt geblieben wären. Er bitte daher,

mit ihm auf das Wohl der an dieser Familienfeier doch eigentlich unbetheiligten gütigen Zuhörer, Herrn und Frau Steinert und Herrn Hans Speckter, ein Glas zu leeren.

Wenn ich nun noch einer kleinen Gesellschaft bei Eckardts gedacht habe, wo zur Feier des Geburtstages von Frau Dr. Eckardt „Aus Liebe zur Kunst" mit allerlei drolligen Einlagen ganz allerliebst gespielt wurde, — namentlich die Rolle des „Drillhaase" von einem jungen Hausfreunde, Herrn Gustav von Sydow —, und mit Betrübniß den am 22. Dezember ganz plötzlich erfolgten Tod der berühmten englischen Schriftstellerin George Eliot erwähne, so bleiben mir nur noch wenige Worte über das Fest zu sagen.

Bei der diesjährigen Weihnachtsbescheerung, welcher außer den gewöhnlichen Familienmitgliedern auch meine Cousinen Emilie und Marie Leo aus Berlin, Sohn Carl, der aus Leipzig, und Alice Zimmern, die aus London zum Feste hergekommen waren, beiwohnten, erhielt wohl unbestritten das schönste Geschenk Heinrich, nämlich die kostbare Amati-Geige meines Vaters — nebst der Zusage eines von ihm lange ersehnten Unterrichtskurses des vorzüglichen Lehrers und Violinspielers Herrn Vietzen.

Vor Jahresschluß gaben wir noch eine kleine, lustig verlaufene Tanzparthie. Den Sylvesterabend verbrachten wir wieder bei Curschmanns.

[illegible]

Lebenserinnerungen.

Den Seinigen erzählt

von

Emil Lehmann.

(Als Manuskript gedruckt.)

Dritten Bandes zweite Hälfte.

Druck von T. A. Schachenmayer in Bad Kissingen.

1895.

Von den ersten Wochen des Jahres 1881 ist kaum etwas bemerkenswerthes zu berichten, es sei denn, daß es mit einer auch für unsere bescheidenen Verhältnisse ganz besonders regen Geselligkeit begann, die sich eine Zeitlang so fortspann und so vielerlei bot, daß ich wohl hie und da etwas länger als sonst dabei werde verweilen müssen.

Zuvor will ich aber der Feier des hundertundfünfzigjährigen Bestehens des Hamburgischen Correspondenten, sowie der am 1. Januar erschienenen Fest-Nummer dieses Blattes gedenken. Der „Hamburgische Correspondent" hatte schon seit einiger Zeit, ich weiß wirklich nicht mehr, ob wöchentlich oder monatlich, „Jubiläums-Zeitungen" als Beilagen zu dem Tagesblatte, sowie gelegentlich eine oder die andere Nummer aus dem vorigen Jahrhundert erscheinen lassen, welche in getreuer Nachbildung das ursprüngliche kleine Format und auch, wenn ich nicht irre, alten Druck und altes Papier aufwies.

Die Fest-Nummer hatte die Aufgabe, in einer Reihe von Aufsätzen aus berufener Feder ein Bild der Geschichte Hamburgs, wie sie sich in ihrer ersten und ältesten Zeitung wiederspiegelte, zu entrollen. Männer von bestem Klange aus ganz Deutschland, wie Julian Schmidt, Gustav Freitag, Julius Eckardt, Ferdinand Hiller, sowie unsere engeren Landsleute, Justus Brinckmann, Adolf Wohlwill, Otto Beneke, Hans Speckter betheiligten sich, ein jeder in seinem besondern Fache, an der Herstellung dieses Bildes.

Am lebhaftesten in der Erinnerung geblieben sind mir Otto Beneke's Festgedicht zu der allegorischen Zeichnung von Hans Speckter und Wohlwill's „Aus der Geschichte Hamburgs seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts." Das mag nun wohl theilweise

darin seinen Grund haben, daß ich mir diese nicht, wie die übrigen Abhandlungen, in meiner Arbeitszeit vorlesen ließ, sondern, daß sie die gemeinsame Sonntag-Abendlektüre nach einem fröhlichen Mittagessen bei uns bildeten, an welchem, außer meiner Mutter und Martin Leo, Herr und Frau Dr. Eckardt Theil nahmen. Diese waren es auch, welche, — Frau Eckardt Beneke's Dichtung, Dr. Eckardt Wohlwill's Aufsatz —, zu allseitiger Befriedigung vortrugen.

Ganz lustig waren wir am 30. Januar einen Mittag und Abend bei meiner Mutter. Sie hatte unsere Cousinen Lennings, die fast achtzigjährige Therese, Johanna, die Altersgenossin meines Bruders Heinrich, und Frau Teschau geb. Auguste Lenning, und dazu meine Frau und mich mit Heinrich, Mariechen und unserm Gast Alice Zimmern eingeladen. Nachdem Mariechen und Heinrich sich auf Klavier und Violine producirt hatten, kam erst das Hauptvergnügen. Meine Mutter wollte die seltenen Gäste mit einer Vorstellung von Lebenden Bildern regaliren und hatte Mariechen beauftragt, auf die Vorbereitung derselben Bedacht zu nehmen. Mariechen hatte sich also mit großem Eifer verschiedene Lebende Bilder ausgedacht und sich mit einer Menge von Garderobestücken zu deren Ausführung versehen. Aber die unerläßlichen Zurüstungen waren meiner Mutter, wie sie nun einmal war, anfangs garnicht Recht. Sie habe es nicht so ernst gemeint; wir machten ihr so viele Scherereien..... Schließlich aber, als die Lebenden Bilder sich des Beifalles ihrer Gäste erfreuten, wurde sie sehr vergnügt. Ihre größte Heiterkeit erregte die Schlußvorstellung, ein Wachsfigurenkabinet, in welchem ich den Massenmörder Thomas — als Automat — wie es scheint mit großer Meisterschaft darstellte, und bei welcher „ihr Page Heinrich", wie sie ihn gern nannte, das Wachsfigurenkabinet vorführte und durch seine hübsche Erscheinung ihren großmütterlichen Stolz erregte.

Alice Zimmern verließ uns bald darauf, nachdem sie sich noch den eingetretenen Frost zu Nutze gemacht und mit unseren Töchtern im Schlittschuhlaufen versucht hatte. Als meine Frau und ich die drei Mädchen eines Tages vom Eise oder vielmehr von einer überschwemmten Wiese in Frauenthal abholten, machte

mir meine Tochter Anna auf dem Heimwege die Mittheilung: „Papa, Du bist der Aelteste in meiner Klasse!“ Zu meiner eigenen Verwunderung verstand ich, der ich sonst oft sehr schwer von Begriff bin, sofort, was sie meine, ließ mich auch durch die stürmische Heiterkeit der Anderen nicht irre machen, sondern erwiderte theilnahmvoll: „Das ist wohl sehr schlimm, nicht wahr, Anna?“ „Nein, gerade fein, Papa!“

Ein schnelles Fehlgreifen in der Ausdrucksweise, wie hier, und ein ebenso schnelles, oft komisches Falsch-Verstehen war überhaupt von jeher charakteristisch für das Kind. Ganz im Gegensatz zu Mariechen, die von klein auf an, bei aller sinnigen kindlichen Fröhlichkeit von einer präcisen Klarheit des Gedächtnisses und des Geistes war und ist, die Einem immer wieder von neuem wohlthuend zum Bewußtsein kommt.

Eines Abends hatte Mariechen Klavierstunde von Herrn Karl Graedener. Ich plauderte mit meiner Frau im anstoßenden Wohnzimmer, wurde dann aufmerksam auf die mir vertrauten Töne und fragte sie, was da gespielt werde? „Variationen über ein Thema aus der ‚Eroica‘ von Beethoven“, war die Antwort. Anna aber, die auf dem Teppich ihr zweistündiges Pensum Geradeliegen absolvirte, fiel meiner Frau in die Rede mit dem Ausruf:

„Nein, Mama, die spiel' ich!“

Selbstverständlich spielte sie nicht die Eroica-Variationen, sondern andere, leichte Variationen von Beethoven (über das Duett „Nel cor piu non mi sento“ aus der Oper „La Molinara“ von Paesiello) und zwar recht niedlich.

Es muß wohl auch Ende Januar gewesen sein, daß der Oberlandesgerichtsrath Dr. Otto Mittelstädt an das Reichsgericht in Leipzig berufen wurde und sich rüstete, Hamburg bald auf immer zu verlassen. Wir hatten mit diesem liebenswürdigen und hochbegabten Ehepaare nicht in direktem geselligen Verkehre gestanden, waren ihnen aber häufig, und immer mit besonderm Vergnügen, bei gemeinschaftlichen Freunden begegnet. Wir empfanden daher ihr Fortziehen unwillkürlich auch für uns als eine Lücke in der an anregenden Elementen nicht eben überreichen Hamburgischen Gesellschaft. Dieses ihnen auszusprechen und ihnen

Lebewohl zu sagen, machten meine Frau und ich uns eines Mittags auf, Mittelstädts zu besuchen. Sie nahmen diesen impulsiven Beweis unseres Bedauerns über ihr Davonziehen mit Wärme und Herzlichkeit auf. Vor ihrem Scheiden nahmen wir an einem Abschiedsdiner Theil, welches Dr. Gustav Hertz' ihnen zu Ehren gaben, wo es an hübschen Tischreden nicht fehlte, durch welche die Unterhaltung in lebhaftem Fluße blieb. Hier war es auch, wo Professor Eyssenhardt von seiner Schulklasse als „einer allerliebsten Klasse" sprach, zu der ja auch unser Heinrich gehöre.

Dabei fällt mir eine andere frühere Aeußerung Eyssenhardt's ein, die mich in ihrer schneidigen Kürze seinerzeit, als ich sie von Carl erfuhr, sehr ergötzt hatte und mich noch heute herzlich lachen macht. An Carl war in der Klasse eine Frage gerichtet worden, die er sich anschickte, in etwas zu behaglicher Breite zu beantworten; Professor Eyssenhardt schnitt ihm mit einem „das genügt!" seine Rede ab und fügte dem hinzu: „Ueberhaupt, verwechseln Sie sich nicht zu früh mit Perikles!"

Ungefähr um dieselbe Zeit nahmen wir an einem Diner bei Curschmanns Theil, bei welchem vorwiegend Collegen Curschmann's mit ihren Damen versammelt waren, unter denen ich die uns bekannten Bülau, Glaeser, Schede nenne.

Schon seit Januar nahmen mich in diesem Jahre die Vorbereitungen zu dem Geburtstage meiner Frau in Anspruch. Ich wollte Amalien einen Lieblingswunsch erfüllen, nämlich die von dem Verandahzimmer in's Wohnzimmer führende und in dasselbe hineinschlagende einfältige Thür durch eine zweiflügelige breite Schiebethür ersetzen, und so die namentlich bei größeren Gesellschaften so überaus wünschenswerthe leichtere und elegantere Verbindung der beiden Räume herstellen. Zwar, an den wirklichen Ausbau dieser Schiebethür vor dem Geburtstage dachte ich nicht; denn damit hätte doch unter keinen Umständen meine Frau überrascht werden können, und auf eine solche Ueberraschung war es selbstverständlich, wie bei jedem deutschen Geburtstage, abgesehen. Als Vorverkünder des künftigen Geschenkes bedurfte ich aber eines Symbols oder einiger Symbole, und da hatte ich mir folgendes ausgedacht: Zunächst wollte ich meiner

Frau eine gute Abbildung der schönsten Thüren der Welt, der Ghiberti'schen „Pforten des Paradieses" am Baptisterium zu Florenz verehren und ließ mir auf befreundeten Rath eine große schöne Photographie derselben aus Florenz verschreiben, die auch rechtzeitig eintraf. Dann hatte ich bei Hans Speckter ein Aquarell bestellt. Dieses sollte die künftige Thür, von mühsam schiebenden Amorettchen geöffnet, zeigen und durch die weite Thüröffnung einen hübschen Einblick in das Wohnzimmer mit seinen Bilderwänden und Pflanzengruppen gewähren.

So leicht wie sich das erzählt, war die Sache nun freilich nicht ins Werk gesetzt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier ausführlich erzählen wollte, wie verschiedener Verabredungen es bedurfte und welche Enttäuschungen ich erlebte, ehe alles endlich glücklich zu Stande kam. Genug, Speckter lieferte mir zwar nicht das versprochene Aquarell, aber doch eine recht hübsche Sepia-Skizze, welche Mariechen als „Geist der Häuslichkeit" mit einer hübschen Dichtung von Carl meiner Frau überreichte, die völlig überrascht und hocherfreut war.

Mitte Februar erhielten wir aus Rom von meiner Schwester, die dort den Winter in Gesellschaft von Fräulein Susanne Arnold und mit meinem Bruder Rudolf und seiner Familie zubrachte, die erfreuliche Kunde, daß ihr Sohn Frederic in San Francisco sich mit einer jungen Amerikanerin Lily May Tompkins verlobt habe und bald vermählen werde. Wenige Monate später brachte er seine junge Frau nach Europa, um sie seiner Mutter zuzuführen. Die Anwesenheit des jungen Paares in Hamburg gab dann zu vielen geselligen Zusammenkünften in der Familie und bei Freunden Veranlassung.

Vorübergehend getrübt wurde der Himmel unseres häuslichen Behagens durch Anna's Erkrankung an den Masern, die jedoch einen glücklichen Verlauf nahmen. Störend blieb die Krankheit gleichwohl namentlich auch für mich, da sie meine Frau für längere Zeit an das Bett des kranken Kindes fesselte und sie verhinderte, mich zu Freunden zu begleiten. So konnte sie auch an einem kleinen Diner bei meiner Mutter nicht Theil nehmen, wo sie Onkel Ferdinand wohl zum letzten Male in Gesellschaft gesehen haben würde. Er war an diesem

Abend noch ganz munter, spielte Whist und ließ, was bei ihm immer für ein Zeichen seines Wohlbefindens gelten durfte, seinen Verdruß über schlechte Karten an seinen Mitspielern rückhaltlos aus.

Auch noch in einer andern Beziehung waren die Masern ein Freudenstörer, namentlich für meine Frau. Am 19. Februar nämlich, dem Geburtstage ihres Bruders, wurde diesem ein Söhnchen geboren. Amalie durfte nun, der leidigen Masern halber, für längere Zeit weder den kleinen Carl, der noch dazu ihr Pathenkind werden sollte, noch seine Mutter sehen.

An einem der ersten Tage des März wurde Onkel Ferdinand Leo, der, trotz seiner einundachtzig Jahre, schon mehrfach kleinere Attacken glücklich überstanden hatte, in Folge des scharfen Ostwindes von einer Lungenentzündung befallen, die bald einen so bedenklichen Charakter annahm, daß jede Hoffnung auf Wiederherstellung schwand, und in der Frühe des 14. März, einen Tag nach dem furchtbar-denkwürdigen Tage der Ermordung des Kaisers Alexander von Rußland, hatte der gute Onkel ausgelitten.

Einige Tage darauf fand unter Anwesenheit verschiedener auswärtiger Verwandter die Trauerfeier statt. Im Sterbehause sprach mein Schwager Syndikus Leo schöne und würdige Worte. Er entwarf ein Lebensbild des Seniors der Familie, der dem ein treuer Vater, dem ein liebender Bruder und Berather, ihm selbst und seinen Geschwistern, als sie noch Kinder waren, und unseren Kindern der heiterste Freund und Gespiele gewesen. Er hob insbesondere die große Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit des Verstorbenen hervor, dem die Natur die Gabe der leichten Mittheilung und damit oft die Möglichkeit versagt hatte, seiner innigen Theilnahme an dem Ergehen aller Seinigen den rechten Ausdruck zu geben. Ihn selbst bedrückte diese Schwierigkeit oft mehr als uns, die große Schaar seiner Neffen und Nichten, Großneffen und Großnichten, die wir allesammt von seinem herzlichen Interesse aufs innigste durchdrungen waren und den Verlust dieses Familienhauptes, bei dem sich hiesige und auswärtige Familienmitglieder so oft zusammengefunden hatten, schmerzlich beklagten.

Amalie bewahrt als theures Andenken an ihn ein Miniatur ihres Großvaters Leo, bei dessen genauer Besichtigung sich herausstellte, daß es von meinem Vater, offenbar nach einem vorhandenen kleinen Oelbildniß von Anton Graff, gemalt sei.

Anfang März, als Onkels Erkrankung noch ganz unbedenklich erschien, besuchte ich mehrfach auf seinen Plätzen das Theater und hörte auch einmal mit Heinrich die Oper „Mephistopheles“ von Arrigo Boito.

Einen weniger erlesenen Genuß bereitete mir die Aufführung der beliebten Operette „Boccaccio“ durch die Truppe des Wiener Carltheaters, der ich, ebenfalls mit Heinrich, im Stadttheater beiwohnte. Mein Urtheil über das ganze Genre, in welchem ich nur das bündigste Belegmaterial zu der gründlichen Geschmacksverderbniß und -verirrung unserer Zeit zu erkennen vermag, wurde auch an diesem Abend nicht verändert, wiewohl ich gern zugestehen will, daß die Operette auch bei mir einen billigen Lacherfolg errang und ihre gefällige Musik mich eine Weile recht gut unterhielt.

Auch sonst war die erste Hälfte des März gesellig recht lebhaft. Am 5. März waren wir auf einem großen Diner bei Eduard Lipperts. Mariechen begleitete uns und muß wohl frisch und blühend ausgesehen haben; denn alle Welt fragte mich, ob es ihr erster Ausgang sei. Auch nach einem Balle bei Curschmanns, der wenige Tage später stattfand, berichtete mir meine Frau von vielen wohlgefälligen Aeußerungen über unser frisches und fröhliches Töchterchen.

Diese theilte dann im Laufe der Zeit auch ernstere Genüsse mit uns, namentlich mehrere musikalische Soiréen bei Herrn Pius Warburg in Altona, wo es, wie ich schon öfter zu berichten Gelegenheit hatte, immer gute und fesselnde Dinge zu hören gab, die ihr bei ihrer musikalischen Begabung große Freude bereiteten. So wurde am Abend des 7. März ein Trio von Rubinstein in B-dur von Fräulein Wilhelmine Marstrand und den Herren Marwege und Warburg gespielt, sowie von Fräulein Marstrand ein Ländler von Raff und eine Etüde von Gurlitt. Herr Marwege trug ein Andante aus einem Violinconzert von Mozart vor, und Fräulein Gowa sang aus Tieck's „Schöne

Magelone" von Brahms und ein spanisches Lied von Jensen. Vielleicht war es auch an diesem Abend, daß sie mein Lieblingslied „Ich liebe Dich, so wie Du mich," von Beethoven sang, das ich später so oft und gern von Mariechen gehört habe. Auf einer großen Matinée bei Herrn Warburg, welche an einem Sonntag gegen Ende März stattfand, wurde uns ein andersartiger Genuß zu Theil. Der Violinist Jean Becker, den ich als ersten Geiger des bekannten „Florentiner Quartetts" schon öfter in diesen Blättern genannt habe, hatte seit kurzem sein Quartett aufgelöst und producirte sich jetzt mit drei musikalischen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, an verschiedenen Orten. Die Leistungen des Vaters mit seinen Kindern waren zwar an Vorzüglichkeit denen des ehemaligen „Florentiner Quartetts" keinesweges vergleichbar, aber doch recht gut, und hatten überdies den Reiz der Neuheit. Die Tochter spielte zuerst, von ihrem Vater und ihren beiden Brüdern begleitet, das Clavierquartett von Brahms in A-dur und dann mit dem Cellisten unter ihren Brüdern, verschiedene kleine Stücke für Clavier und Violoncell. Zum Schluß spielten die drei Herren die Serenade von Beethoven für Streichinstrumente. Es war eine große Versammlung von Gästen bei Herrn Warburg, in der ich unter anderm Klaus Groth, Eduard Marxen, Otten, Meyn, Kießling ausführlicher sprach.

Ein anderes etwas späteres Mal hatten wir Gelegenheit, bei Herrn Warburg seine Nichte, Frau Helene Hornborstel geb. Magnus, einmal wieder Lieder von Schubert, Schumann, Brahms und Götz sehr schön singen zu hören.

Auch im Hause trieb Mariechen fleißig ihre Musik und verkürzte mir manche Abendstunde angenehm durch ihr sympathisches Spiel.

Am 7. April traf, durch eine Zeichnung zweier Riesenmilitärknöpfe auf einer Postkarte, von Carl die Meldung ein, daß er Gefreiter geworden sei. Diesen Anlaß ergriff meine Frau, die sich vergeblich nach einer Reisebegleitung für Mariechen nach Dresden, wo sie ihre Tante Nell besuchen sollte, umgethan hatte, freudig zu einem Abstecher nach Leipzig. Dort ließ sie Mariechen einen Tag verweilen und dann allein nach Dresden weiterreisen.

Sie selbst verbrachte einige vergnügte Tage mit Carl in Leipzig, sah ihn und seine Kameraden marschiren, fand freundlich=gastliche Aufnahme bei Rath Lessers, wo sie mit Carl zu Mittag aß, und bei Frau von Holstein, wo musicirt wurde. Frau von Holstein sang, wie meine Frau mir schrieb, mit einer klaren, sehr hohen und reinen Stimme und mit sympathischem Vortrage, eine Anzahl sehr schöner Lieder ihres Mannes „Heimweh", „Herbststurm", „Die Zigeunerin" u. s. w.

Was mir aber am meisten Freude machte, war, daß es Carl's unablässigem Bitten und Quälen, nach wiederholtem abschlägigen Bescheide, gelang, meine Frau, zum ersten Male seit dem Tode der Kinder, ins Theater zu locken. Daß ihr die Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" mit Fräulein Wessely in der Titelrolle gerade sehr gefallen hätte, behauptete meine Frau nicht. Aber das Eis war gebrochen, und sie versprach mir schon brieflich, nach den traurigen Erinnerungstagen auch mir zu Liebe die Scheu zu überwinden und mit mir zu gehen, wohin ich wolle.

Gleich nach Amaliens Rückkehr erfreute uns mein Bruder Rudolf durch seinen Besuch. Wir genossen ihn dadurch ganz besonders, daß er, unserer Bitte willfahrend, während einiger Tage unser Hausgast wurde und das Zimmer unserer abwesenden Tochter bewohnte.

Wenige Tage nachdem Rudolf noch am 21. April der von Herrn Pastor Röpe vollzogenen Taufe des kleinen Carl Leo und einem heitern Familiendiner bei unseren Geschwistern beigewohnt hatte, verließ er uns und Hamburg wieder, und es schien, als ob nun für eine Weile eine rechte Stille in unser Leben einkehren wolle, die mir insofern nicht unwillkommen war, als sie mir Sammlung zu einem Entschlusse in einer literarischen Angelegenheit bot. In jene Tage fällt nämlich meine erste Bekanntschaft mit einem Werke, das mich Jahre lang beschäftigen sollte und mich noch heute beschäftigt.

Ich hatte einmal wieder, und zwar dieses Mal ganz energisch, Perthes wegen der Verzögerung des Druckes der Ampère=Correspondenz zur Rede gestellt. Seine mir im Spätsommer 1879 ertheilte Zusage, im November des genannten Jahres mit dem Drucke zu beginnen, hatte er so wenig wie frühere Zusagen

erfüllt. Perthes erwiderte, er habe kürzlich das Uebersetzungsrecht an dem neuesten Werke des englischen Historikers J. R. Seeley, „Life and Times of Stein," erworben, und proponire mir, anstatt des Ampère, zu welchem er sich — als geschäftlich allzu aussichtslos — wirklich nicht entschließen könne, die Uebersetzung dieses Werkes gegen ein angemessenes Honorar zu übernehmen. Ich füge hier gleich hinzu, daß ich, nachdem ich mich mit dem Werke bekannt gemacht hatte, auf Perthes' Vorschlag einging und wenige Wochen später, etwa Mitte Mai, mit der Uebersetzung begann.

Allein, mit der geträumten Stille war es nichts! Im Gegentheil, von den unruhig bewegten Tagen, deren es in unserm Hause von jeher so viele gegeben hat und noch giebt, war einer der unruhigsten der 27. April. Der Maurermeister Heinemeyer schickte nämlich an diesem Tage plötzlich Bescheid, daß am nächsten Morgen in der Frühe mit dem bei Gelegenheit des Geburtstages meiner Frau so viel besprochenen Ausbau der Wohnzimmerthür begonnen werden solle. Die Folge war, daß sofort die Ausräumung des Verandah- und des Wohnzimmers beschafft werden mußte, und daß wir genöthigt waren, meine Mutter, die am nächsten Tage nach Berlin reisen wollte und diesen Mittag zu guterletzt noch mit Herrn von Dommer bei uns essen sollte, nebst diesem, nach Tische in Mariechen's im zweiten Stock belegenes Zimmer zu führen.

Dieses Zimmer wurde während der ganzen, bis zum 21. Mai dauernden Zeit des Thürbaus, für uns eine freundliche und gemüthliche Zuflucht. Unsere abendliche Lektüre bildete einmal wieder ein Ebers'scher Roman „Uarda", ein Buch, das ich des großen Ansehens wegen, das es genoß, doch kennen lernen wollte.

Zwar, die gründliche Antipathie, die ich von jeher gegen die meisten historischen Romane und insbesondere gegen solche hegte, die, wie die Ebers'schen, den Versuch machen, längst vergangene Zeiten, von deren Anschauungs- und Denkweise wir uns gar keine Vorstellung mehr machen können, künstlich zu reconstruiren, wurde durch diese Bekanntschaft eher verstärkt als gemildert. Ich harrte aber doch längere Zeit aus, bis mir endlich

die Geduld völlig riß und ich eines schönen Tages die noch lange nicht beendete Lektüre aufgab.

Heinrich, der in dem anstoßenden Zimmer saß und arbeitete oder auch nicht arbeitete; denn er war noch immer, in Folge einer ihm von Dr. Haase verordneten Atropin-Kur auf Schonung seiner Augen angewiesen, erheiterte uns öfter durch komische durch die Thür gerufene Zwischenbemerkungen. Zuweilen beehrte er uns auch mit seiner Gegenwart, um zuzuhören oder — bei uns Siesta zu halten. (Noch heute gehört Heinrich zu den gar nicht seltenen Menschen, für welche lautes Vorlesen das beste Wiegenlied ist.) Unvergeßlich komisch war es, als er einmal bei der Lektüre mit geschlossenen Augen dasaß, uns aber, als wir ihn beriefen, mit schlauem Lächeln bündig bewies, daß er ganz munter sei; denn er habe ganz gut gehört, daß wir von Anna Lehmann und Martha Refardt (einer Freundin Anna's) gelesen hätten. Offenbar hatte sich der Klang des Priesternamens Anemi und der Frauennamen Uarda, Nefert in seine halbwachen Träume verwoben.

Uebrigens soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß Heinrich unter unseren Kindern wohl am meisten von meinem bescheidenen Vorlesetalent geerbt hat, wenn er auch mit dieser Gabe ebenso haushälterisch verfährt, wie mit allen, zum Theil aus einer ihm wirklich innewohnenden schüchternen Zurückhaltung, zum Theil auch aus Trägheit.

Um so anerkennenswerther ist es, daß er jederzeit bereit war, seine knappen Mußestunden seiner Großmutter zu widmen, die sich von keinem lieber als von ihm, sei es ihre alten Tagebücher, sei es ein Geschichtsbuch oder ein klassisches Werk vorlesen ließ. Und so ist es auch gekommen, daß er uns an einer Reihe von Abenden bei uns, bei meiner Mutter und bei Frau Seligman den zweiten Theil von Goethe's „Faust" sammt der „Classischen Walpurgisnacht" mit recht gutem Verständniß vorgelesen hat.

Eines Besuches der Frau Professorin Julie Meyer von Bremen, geb. Beer aus Berlin mit ihrer Tochter gedenke ich auch darum, weil sich daran eine Erinnerung an die große Rüstigkeit knüpft, deren sich damals noch meine neunundachtzig-

jährige Mutter erfreute. Sie gab den genannten Damen zu Ehren ein Frühstück bei Jacob in Nienstedten, zu dem sie auch meine Frau und mich eingeladen hatte, und bei welchem sie, ohne eine Spur von Ermüdung, in heiterster Laune die Pflichten der Wirthin vortrefflich erfüllte.

Anfang Juni, wo auch Mariechen wieder von Dresden zurückkehrte, trat eine längere Zeit hindurch andauernde, große Hitze ein, die nur abendliche Spaziergänge gestattete. Als ich so einmal mit meiner Frau am Harvestehuderwege spazieren ging, hielt plötzlich eine Droschke an, und heraus sprang Freund Curschmann, der uns mit den Worten anredete: „Ich begrüße Sie als Nachbarn, wir haben soeben am Klosterstieg gemiethet." Das war frohe Botschaft!

Mir selbst war der Klosterstieg, oder vielmehr unser Gärtchen eigentlich erst kürzlich so recht zugänglich und genußreich geworden durch eine neue sinnige Veranstaltung meiner Frau, die es mir ermöglichte, behaglich im Freien zu sitzen. Diese Möglichkeit bot eine hübsche Lindenlaube, die meine Frau in einer gegen Sonne und Wind geschützten Ecke des Gartens hergestellt und mit einer aus dem Nachlaß von Onkel Ferdinand erworbenen großen runden Bank versehen hatte. Wie es zu gehen pflegt, der zufällige Umstand der Erwerbung dieser Bank wurde die Veranlassung zur Erfüllung eines längst von meiner Frau und mir gehegten Wunsches. Seit Jahren hatte mich meine Frau bei Eintritt der schönen Jahreszeit gebeten, mich während der Tagesstunden, die ich doch einmal zu Hause zuzubringen genöthigt sei, zum Vortheil meiner Gesundheit und meines Behagens im Freien aufzuhalten; ich aber hatte mich, da das Gärtchen keinen angenehmen Platz bot, (denn der Aufenthalt in der Hütte war mir zu dumpf) immer mit der Verandah begnügt. Nun hatten wir ein heimliches, lauschiges Plätzchen gewonnen, auf dem wir an guten, ja auch nur erträglichen Tagen regelmäßig [— in diesem Jahre 1884 zuletzt am 4. Oktober —] das erste Frühstück und den Nachmittagskaffee einnehmen, und wo ich an solchen Tagen den Vormittag, oft den Nachmittag, ja bisweilen bis zu später Stunde den Abend zubringe.

Auf dieser Bank übersetzte ich mit immer steigendem Interesse Seeley's Leben Steins und hier corrigirte ich die von Mitte Juni an einlaufenden Correkturbögen des Artikels Guyana, letzteres großentheils mit Hülfe meiner Cousine Marie Leo, die uns von Ende Juni an bis Anfang August ein lieber Gast war. Sie ließ sich durch die vielen ihr so wenig sympathischen Zahlen und Tabellen nicht abschrecken, sondern verglich redlich und tapfer, ein Exemplar des betreffenden Correkturbogens in der Hand, was meine Frau aus einem andern Exemplar laut vorlas.

Am Tage nach ihrer Ankunft, den 23. Juni, waren wir mit ihr auf einer kleinen Soirée bei den Freunden Steinerts. Als ich mit meiner Frau, um den schönen Abend und meine Cigarre so recht zu genießen, nachher noch etwas im Klostersteig lustwandelte, rief eine Stimme aus tiefstem Dunkel zu uns hinüber: „Sehen Sie sich doch nur den schönen Kometen am Himmel an, Amalie!" Meine Frau sah ihn nicht sogleich, da rief eine andere Stimme: „Von Mariechens Schlafzimmer aus sehen Sie ihn sicher herrlich, Frau Doctor!" Es waren die beiden Bellas, Mutter und Tochter Eckardt, die, im Begriff zu Bett zu gehen, so mit uns plauderten. Selbstverständlich eilten wir nach Hause, um auch die Kinder auf die seltene Naturerscheinung aufmerksam zu machen. Mariechen und Annchen mußte meine Frau wecken; aber Heinrich, der Sterngucker, hatte sich schon stundenlang mit dem Kometen beschäftigt.

Den schönen Sommer genossen wir, meist von Heinrich gerudert, auch viel auf dem Wasser, was wir alle sehr liebten. Unser einziges Bedauern dabei war, daß wir unsern lieben Gast, Marie Leo, dann allein zurücklassen mußten. An einem denkwürdigen Abend, als sie uns, wie immer, bis an das Wasser geleitet hatte, ließen wir mit Quälen nicht ab, sie solle es doch einmal versuchen, mitzufahren. Sie ließ sich überreden; aber es war ihr nicht wohl dabei zu Muthe, wir setzten sie bald wieder ans Land und belästigten sie fortan nicht mehr mit unseren Bitten.

Bisweilen machten wir auch weitere Ausflüge in die Umgegend,

zum Beispiel nach Dockenhuden, wo mein Schwager Syndikus Leo in einem Häuschen im Cäsar Godeffroy'schen Garten mit seiner Familie den Sommer verlebte. Dorthin fuhren wir unter anderm Ende Juli eines Nachmittags mit der Bahn und kehrten spät Abends nach einem angenehm verlebten Tage zurück. Mit meinem Schwager besprach ich an jenem Abend auch die für Hamburg so hochwichtige, brennende Frage des Zollanschlusses Hamburgs an das Reich, den der Senat bei der Bürgerschaft beantragt und den diese dann beschlossen hatte. Für mich persönlich knüpft sich die Erinnerung daran, wie meine Frau mir die betreffenden Mittheilungen des Senats an die Bürgerschaft aus den Tagesblättern unter fortwährenden heftigen Zornausbrüchen über die Schändlichkeit des beabsichtigten Attentats auf die Freihafenstellung Hamburgs vorlas. Amaliens Entrüstung, die sich mit der Zeit in stille Elegie umwandelte, war es auch, die einige Monate später Anna eine ihrer köstlichen naiven Aeußerungen entlockte. Meine Frau hatte ihr an einem Sonntagmorgen, von der Kirche kommend, auf der Wandrahmsbrücke die herrliche Stadtansicht gezeigt und wieder, wie schon so oft, gejammert, daß all das Schöne fallen solle. Da hatte Anna sie zärtlich geküßt und dann tröstend zu ihr gesagt: „Ach sei man nich' traurig, Mama, vielleicht erlebst Du es gar nich' mehr, es ist ja noch sechs Jahre hin."

Von geselligen Vereinigungen aus dieser Sommerszeit erwähne ich einer kleinen Soirée bei uns, welche wir hauptsächlich zu Ehren von Amaliens Tante, Frau Henriette Oppert aus Berlin, gaben und bei der wir, an jenem schönen aber recht kühlen Abend, unser Gärtchen mit bunten Papierlaternen erleuchtet hatten, „Vauxhall", wie ich es, in etwas ausgelassener Laune, nannte, was von Frau Steinert lachend aufgegriffen und weiter verbreitet wurde.

Um meiner Frau und den Meinigen zu meinem Geburtstage eine Freude zu bereiten, hatte ich mich, seit langer Zeit einmal wieder, photographiren lassen, und zwar zu allgemeiner Befriedigung.

Heinrich erfreute mich am 26. Juli durch eine Uebersetzung des ciceronianischen „Somnium Scipionis"; meine Frau aber

hatte für mich eine höchst angenehme Ueberraschung vorbereitet. Als ich noch in meiner Schlafstube, nach meiner Gewohnheit ziemlich spät, mit meiner Toilette beschäftigt war, drängte Amalie mich, ganz gegen ihre sonstige Art, plötzlich zur Eile. Ich beschleunigte meine Toilette und trat in mein Zimmer, in welchem mein Geburtstagstisch aufgebaut war, gerade in dem Augenblick, als — zu meiner großen Freude und Ueberraschung! — eine Schlaguhr neun laute Schläge ertönen ließ.

Diese Uhr, ein sogenannter Regulator, hatte bereits an jenem Tage ihren Platz an der Fensterwand über meinem Schreibtische angewiesen erhalten und ist mir, mit ihrem milden und bedächtigen Pendelschlage, eine liebe und vertraute Gesellschaft bei der Arbeit und in mancher einsamen Mußestunde geworden.

Den Reigen der Sommerreisen eröffnete Heinrich schon am 27. Juli. Da er Gesellschaft theils nicht wünschte, theils nicht finden konnte, trat er ganz allein eine Ferienreise nach dem Riesengebirge an, von der er nach mehreren Wochen sehr befriedigt zurückkehrte. Anfang August brachen wir, vornehmlich Mariechens halber, nach Reichenhall auf. Wir machten zunächst Station in Leipzig, wo uns Carl in Uniform am Bahnhof munter und guter Dinge empfing und nach dem Hôtel Hauffe geleitete, wo er Zimmer für uns genommen hatte und wo wir, während unseres kaum anderthalbtägigen Aufenthaltes vortrefflich, aber, wie uns schließlich die Rechnung belehrte, auch entsetzlich theuer aufgehoben waren.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, benutzten wir Nachmittags das herrliche Wetter zu einer Bootfahrt auf der Pleisse nach Konnewitz mit Carl und seinem Freunde Kuhlmann. Anfänglich gab uns die berüchtigte Leipziger Umgegend zu vielen Scherzen Veranlassung; bald aber errang sie sich eine günstigere Meinung und erwies sich als sehr hübsch, ja sogar malerisch. Beim Abendessen im Hôtel hatten wir, hatte namentlich Mariechen, die langersehnte Freude einer längern Unterhaltung mit Julius Stockhausen, der sich eben anschickte, nach Carlsbad zu reisen. Um Mitternacht schlug auch für uns die Stunde der Weiterfahrt nach München und von da nach Reichenhall, wo wir etwa um sechs Uhr Abends anlangten und nur mit Mühe ein Unter-

kommen im dritten Stock des Hôtel Burkert bekamen. Am nächsten Morgen fanden wir Aufnahme in einer der Frau Dr. Heß gehörigen „Marienbad" genannten Pension. In der „Villa", einem wenige Schritte vom Haupthause entfernten Nebenhause, wurden uns zwei hübsche Parterre-Zimmer zugewiesen, von denen das vordere, welches wir zum Schlafzimmer der Mädchen bestimmten, mit einer balkonartigen Verandah versehen war.

Nachdem wir uns hier für die Dauer unseres Aufenthaltes häuslich niedergelassen hatten, fingen wir an, ein regelmäßiges, natürlich vor allem dem Hauptzwecke, Mariechens Kur, gewidmetes Badeleben zu führen.

Bei meiner müßiggängerischen Disposition war mir das regelmäßige Anhören der Kurmusik ein angenehmer Zeitvertreib, dem ich so eifrig oblag, daß ich ihn scherzhaft „meinen Beruf" zu nennen pflegte. In der That konnte mich so leicht nichts abhalten, täglich regelmäßig Nachmittags zur Musik zu gehen, mochte sie nun, wie meistens, in der Wandelbahn oder, wie bisweilen im Garten des Hôtel „Axelmannstein" oder endlich, wie regelmäßig Dienstags, in dem Kurgärtchen des nahe gelegenen Dorfes Kirchberg spielen.

Meine Frau pflegte Vormittags mit uns einen kleinen Gang zu machen und mir dann, wo möglich im Freien, öfter unter den Gradirwerken, längere Zeit vorzulesen; allerhand Dinge, zu denen wir sonst weder Zeit noch Lust gehabt haben würden, Richardson's „Clarissa Harlow", bei der mir freilich bald die Geduld ausging, Hauff's „Wirthshaus im Spessart", Dickens' „Little Dorritt", bisweilen auch Ernsteres, wie Hausrath's „Neutestamentliche Zeitgeschichte."

Anna tummelte sich derweilen mit Freundinnen und Freunden herum, deren sie bald eine ganze Anzahl gewonnen hatte: eine kleine katholische Breslauerin, Gretchen Hencke, einen kleinen livländischen Baron Hahn, einen sie schwärmerisch verehrenden kleinen Zwickauer Schwalbe. Als einmal im Verlaufe unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes wegen einer recht schlimmen Halsentzündung Mariechens, die Schwestern acht Tage lang streng getrennt werden mußten und Anna in den dritten Stock allein verbannt wurde, nahmen sich diese Freunde und deren

Eltern, sowie andere, die sie inzwischen neu gewonnen hatte, ihrer freundlich an und ließen sie sogar verschiedentlich an größeren Tagestouren theilnehmen. Unter diesen neuen Freunden befand sich auch ein Herr Mylius aus Hamburg mit seinen beiden Enkelinnen, dessen ich Erwähnung thue, weil er das Muster eines rüstigen alten Herrn war. Trotz seiner vierundsiebenzig Jahre machte er allnachmittäglich mit seinen Enkelinnen stundenlang weite Märsche. Als ich ihm einmal im Gespräch in voller Aufrichtigkeit verbindlich sagte, daß man ihm sein hohes Alter durchaus nicht anmerke, entgegnete er mir ganz ernsthaft: „O doch, mein lieber Herr Doctor; wenn ich so meine vier Stunden gegangen bin, da fühle ich meine vierundsiebenzig Jahre!"

Um ein Uhr fand die äußerst einfache table d'hôte statt. Die Unterhaltung wurde nach einigen Tagen ganz angenehm, als Amalie einen Präsidenten Ballhorn und seine Frau, freundliche und recht angeregte Leute, zu Nachbarn erhielt und namentlich, als unser vis-à-vis, ein Herr, der uns schon seit einigen Tagen durch seine Erscheinung interessirt hatte, ein Gespräch mit uns anknüpfte. Es war der Professor der Theologie, Martin Kähler aus Halle. Sehr drollig war der erste Anlaß unserer Bekanntschaft. Er unterhielt sich mit seinem Nachbarn über, ich weiß nicht mehr welches junge Mädchen und sagte auf einmal auf uns blickend im reinsten Hamburgisch: „Sie ist, was man in Hamburg eine pummelige Deern nennt." In Anlaß dieses scherzhaften Wortes entspann sich dann sofort ein Gespräch zwischen uns, das bald zu einer nähern, höchst angenehmen Bekanntschaft führte. Professor Kähler, der aus seiner hochconservativen und streng-kirchlichen Richtung keinen Augenblick ein Hehl machte, war doch mit dieser Richtung durchaus nicht aufdringlich, für jede Unterhaltung empfänglich und ein angeregter und anregender Plauderer, so daß ich mich, so wenig ich seine Tendenzen theilte, jeder Zeit gern mit ihm unterhielt. Wir verkehrten während der ganzen übrigen Zeit unseres Aufenthaltes viel mit ihm, regelmäßig bei Tische und öfter auf nachmittäglichen Spaziergängen, deren er einige schwierigere, für mich nicht gut ausführbare, mit unseren Töchtern machte, die ihn beide schwärmerisch verehrten.

Nach Tische nahmen meine Frau und ich unsern Kaffee unter der bedeckten Verandah, worauf ich dann meistens mit der Cigarre allein sitzen zu bleiben, und meine Frau im Zimmer die ihr von mir, in meiner unergründlichen Reisefaulheit, fast ganz aufgebürdete Correspondenz zu besorgen pflegte. Um vier Uhr schlug dann die Stunde, wo ich „meinem Berufe" mit größter Pünktlichkeit oblag, bis mich meine Frau und Kinder zum täglichen Nachmittagsspaziergange abholten, wo dann meistens wieder Kaffee genossen wurde. Ganz vorzüglich bekam man diesen in dem hübsch und nicht entfernt, aber auf österreichischem Gebiete gelegenen Dorfe Groß-Gmain. Hier wurden wir bei unserm ersten Besuche so plötzlich von einem aufziehenden Gewitter überrascht, daß wir in der Eile des Aufbruches unsere Zeche zu bezahlen vergaßen. Auch die Niedermayr'sche Meierei, der Alpgarten, Nonn und wie die nahegelegenen Punkte alle heißen, wurden gern von uns besucht. Ein paar Mal brachen wir zu größeren Ausflügen im Wagen auch schon früher auf, einmal gleich nach Tische nach Mauthäusl und zurück über den Thumsee, und einmal zu einem ganzen köstlichen Tage über Ramsau nach der Wimbach-Klamm, dem Königssee und Berchtesgaden, wo die Kinder, und ihnen zur Gesellschaft meine arme Frau, die das ein schreckliches Vergnügen fand, in Männerkleidern das Salzbergwerk befuhren. Auch mit der Eisenbahn machten wir einige Tagestouren, einmal nach dem schönen Salzburg und ein anderes Mal, gegen Ende unseres Aufenthaltes, auf zwei Tage nach Zell am See und nach der Liechtenstein-Klamm. Bei allen diesen Tagestouren waren wir zum Glück von dem sonst im ganzen wenig freundlichen Wetter ausnehmend begünstigt.

Von Spaziergängen oder -fahrten zurückgekehrt, pflegten wir, namentlich in der letzten Zeit unseres Aufenthaltes, bei der Lampe noch ein Stündchen bis zum Abendbrot gemeinschaftlich mit den Kindern zu lesen, und zwar nach unserer Gewohnheit, etwas uns über Land und Leute unseres derzeitigen Aufenthaltes unterrichtendes. So hatten wir uns hier die Erzählungen von Herman Schmid verschafft, die im bayrischen Hochgebirge spielen, also zur Lektüre in Reichenhall wie gemacht und höchst unterhaltend waren, vor allem das reizende „Almenrausch und Edelweiß."

Abgesehen von den wenigen Fällen, wo wir den ganzen Tag von Reichenhall abwesend waren, und von den Sonntagen, wo meine Frau regelmäßig Vormittags den Gottesdienst in der unserer Pension ganz nahe gelegenen, erst kürzlich eingeweihten, neuen protestantischen Kirche besuchte, (für welche sich, wie den Lesern dieser Blätter erinnerlich sein wird, unsere Freunde Zacharias auf das lebhafteste interessirt und wohl am meisten dafür mitgewirkt hatten) erlitt dieses Programm nur selten eine Veränderung. Zweimal besuchten meine Frau und ich Abends Conzerte, in welchen klassische Musikstücke, namentlich Beethoven'sche Symphonien zur Aufführung gebracht wurden. Einmal am 25. August gab es zur Feier des Namens- und Geburtstages des Königs große Festlichkeiten.

Am 8. September, dem Tage von Mariä Geburt, geleitete ich meine Frau nach der Kirche San Zeno, wo nach katholischer Sitte über den Altar ein schöner Frucht- und Blumenteppich als Opferspende beim Erntefest gebreitet war.

Am 15. September endlich konnten wir nach mehr als sechswöchentlichem Aufenthalte Reichenhall verlassen und die Heimreise antreten. Zunächst begaben wir uns nach München, wo ich meiner Frau und den Kindern versprochen hatte, einige Tage mit ihnen zu verweilen. Wir stiegen in einem uns von Professor Kähler empfohlenen Gasthofe, dem „Augsburger Hof", ab, in welchem wir uns auch sehr gut aufgehoben fanden. Alsbald entwarf ich für die Meinigen ein Programm zu einer möglichst ersprießlichen Besichtigung der Münchener Kunstschätze, dessen Ausführung gleich am nächsten Morgen mit dem Besuche der Glyptothek seinen Anfang nahm. Ich wollte, wie ich es auf Reisen öfter und durchaus gern thue, während der Abwesenheit der Meinigen ruhig auf unserm Zimmer verharren. Schon nach kurzer Zeit aber kehrte meine Frau mit Anna zurück; dem Kinde war, weil noch nicht siebenzehnjährig, der Eintritt versagt worden. Zum Ersatz fuhr ich nun mit ihr ins Aquarium, wo es leider den angekündigten Fischmenschen, auf den sie es hauptsächlich abgesehen hatte, um diese Tageszeit nicht, doch aber vieles andere Merkwürdige zu sehen gab.

Meine Frau kehrte aus der Glyptothek nicht recht befrie-

digt zurück. Die dort in weiten Räumen vielleicht etwas kalt und kahl aufgestellten, aber doch unvergleichlich schönen Skulpturen hatten sie, wie alles was sie bisher von München gesehen, kalt gelassen; sie mußte sich eben, wie immer, erst an das Neue gewöhnen und den plötzlichen Uebergang von Natur zur Kunst etwas langsam in sich verarbeiten. Als wir wenige Tage darauf München wieder verließen, konnte sie sich nur schwer von der ihr inzwischen unendlich lieb gewordenen Stätte losreißen.

Unser Mittagessen nahmen wir in der uns in Reichenhall von einem katholischen Pfarrer Schädtler, namentlich wegen des vorzüglichen Deidesheimer, den man dort zu einem billigen Preise trinke, dringend empfohlenen Eckel'schen Weinstube in der Burgstraße, welche der Empfehlung unseres, wie so viele seiner Amtsbrüder in solchen Dingen ungemein competenten Gewährsmannes, alle Ehre machte. Insbesondere gefiel mir der famose Deidesheimer Riesling so gut, daß ich mir seither schon wiederholt ein Fäßchen von demselben habe kommen lassen.

Am ersten Morgen unseres Aufenthaltes begrüßte uns schon beim Kaffee zu unserer großen Freude unser lieber Professor Kähler, der dann mit uns in die neue Pinakothek ging, wo er meiner Frau und den Mädchen bei der Besichtigung der dortigen Kunstwerke eine sehr angenehme Gesellschaft leistete.

Wir sind Professor Kähler noch mehrfach, und immer mit großer Freude, in München begegnet, und nach Jahren hat er uns eines Tages im Klosterstieg besucht, leider ohne sich lange genug in Hamburg bei seinem Freunde, Pastor D. Bertheau, aufzuhalten, um auch uns einen Tag schenken zu können.

In die alte Pinakothek ging ich allein mit den Meinigen. Hier ließ ich mir, auf einem der bequemen Divans sitzend, von Frau und Töchtern von Zeit zu Zeit über die herrlichen Kunstwerke berichten, in deren Genuß sie schwelgten. Auch die Schack'sche Gallerie sollte meine Frau sehen und sie machte sich, freilich ohne große Lust, nach einem gemüthlichen Kaffee im Hofgarten, nach der Briennerstraße auf, war mir aber nachher um so dankbarer; denn sie hatte nicht gewußt, welcher Genuß ihrer wartete.

In das Residenzschloß ließ ich die Meinigen allein wandern; aber der Bavaria auf der Theresienwiese statteten wir,

Anna zu Liebe, gemeinsam unsern Besuch ab und sahen uns auch unterweges die Aukirche an.

An einem Sonntag-Mittag fuhren meine Frau und Anna mit der Eisenbahn nach dem Starnberger See und kehrten erst ziemlich spät Abends von ihrer vom schönsten Wetter begünstigten Expedition äußerst befriedigt zurück. Ich war mit Mariechen daheim geblieben, um einer Vorstellung des Shakespeare'schen „Wintermärchens" im Hoftheater beiwohnen zu können, die ganz vorzüglich ausfiel. Von sonstigen Theatervorstellungen erinnere ich mich nur einer im Theater am Gärtnerplatz, wo wir, zumeist Anna's halber, ein ziemlich abgeschmacktes, aber, wie es scheint, schön ausgestattetes Rührstück „Unter den Tropen" über uns ergehen ließen.

Wir verließen München in jeder Hinsicht befriedigt. Auch die große Billigkeit unseres Aufenthaltes, der mich inclusive aller Vergnügungen während dreier Tage weniger gekostet hatte, als der Aufenthalt während eines Tages ohne alle Vergnügungen im Hôtel Hauffe in Leipzig, war für meine, wie gewöhnlich am Ende einer Reise etwas erschöpfte Kasse sehr angenehm gewesen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Nürnberg, von dessen Sehenswürdigkeiten natürlich nicht alle, aber in ununterbrochener Arbeit doch manche und einige der schönsten in Augenschein genommen werden konnten, reisten wir die Nacht durch nach Leipzig, wo wir andern Morgens etwa um acht Uhr, von Carl am Bahnhof begrüßt, eintrafen. Wegen der hohen Meßpreise in den Hôtels zogen wir es diesmal vor, uns mit einem uns von Carl's freundlichen, dienstfertigen Wirthsleuten Granzners verschafften Privatlogis zu begnügen. So konnten wir den Tag und den nächsten Vormittag noch gemüthlich mit Carl verleben. Wir unternahmen zunächst in Gesellschaft eines mit Carl befreundeten Studiosus Bingner, Sohnes des ehemaligen badischen Ministerialraths und jetzigen Reichsgerichtspräsidenten, eine Meßwanderung, welche meine Frau und die Mädchen sehr ergötzte, die erstere namentlich auch darum, weil sie für ihre Freude an hübschen Krügen und Töpferwaaren aller Art hier reichliche und billige Nahrung fand. Diese zu transportiren hatte freilich seine Schwierigkeiten; meine Frau half sich aber, als wir Tags darauf zur Eisenbahn

gingen, damit, daß sie zwei der erworbenen Krüge, an einen Riemen geschnallt, trug.

In Hamburg trafen wir am Abend des 24. September ein, wurden von Heinrich am Bahnhof empfangen und waren froh, nach mehr als siebenwöchentlicher Abwesenheit wieder in unserm behaglichen Heim zu sein. Heinrich berichtete uns sehr nett und anschaulich von der Einweihung des Lessing-Denkmals am 8. September. Noch viel gesprächiger aber war er über eine Turnfahrt der Schule nach Itzehoe zum Kaisermanöver, die er mitgemacht hatte, und über den Kaisertag in Hamburg selbst, den 14. September. Er erzählte von der Turnfahrt, sie hätten, nachdem sie bei der Parade den Kaiser hoch zu Roß mit seiner Suite an der ganzen Front entlang reiten gesehen, beschlossen, ihm auf dem Rückwege noch einmal aufzulauern, und richtig sei es ihnen gelungen, den Kaiser, ganz allein, ohne Menschenmenge vorüberfahrend, zu begrüßen, was dem Monarchen ein wohlgefälliges, jedem unvergeßliches Lächeln entlockt habe. Dem Kaiser sei bald Moltke gefolgt, welchem die Jugend in gleicher Weise zugejubelt und der es mit einem fidelen Schmunzeln erwidert habe.

Vom Kaisertage in Hamburg berichtete Heinrich: Ein riesiger Geiser (wie Dr. Lüders es nannte) sei aus dem Alstermeere in St. Georg, wo seine Schule Posto gefaßt, emporgestiegen, und Kaiser Wilhelm habe, in dem Augenblicke, wo er an ihnen vorübergegangen, den Rock enger zugezogen, um sich vor dem Sprühregen zu schützen. Nachher hat Heinrich den Kaiser noch einmal sehr gut an der Lombardsbrücke gesehen.

Auch der Hafen scheint brillant geflaggt gewesen zu sein und eine Inschrift quer über die Straße:

Willkamen an de Waterkant
Willkamen int ganze Vaterland

dem Kaiser einen freundlichen Willkomm zugedacht zu haben. Aber man hatte den Kaiser veranlaßt, nicht an den Hafen zu gehen, in Folge socialistischer Drohbriefe. Sein Fortbleiben soll, wie ich von wohlunterrichteter Seite höre, bei der harmlosen und loyal-erwartungsvollen Hafenbevölkerung große Erbitterung erregt haben.

Mit inniger Theilnahme erfüllte uns die kurz nach unserer

Rückkehr eingetroffene Trauerbotschaft von dem Tode der ältesten, sechszehnjährigen hoffnungsvollen Tochter unserer Freunde Wichmann. In Vallombrosa, wo sie, wie alljährlich, die Sommermonate zubrachten, war Amalie Wichmann plötzlich von einem Leiden befallen, das sich, anscheinend in Folge falscher Behandlung, auf die Lunge warf und dem blühenden Leben ein jähes Ende bereitete.

Wir waren noch nicht lange von der Reise zurück, als wir in einer freudigen Veranlassung Gäste bei uns zu Tische sahen. Es war die Familie Curschmann, die an jenem Septembertage das mehrerwähnte schöne Haus am Eingange des Klosterstieges bezog, welches sie, als treffliche Nachbarn, noch heute [December 1884] bewohnen.

Diese Bereicherung unserer Nachbarschaft war um so erfreulicher für uns, als wir sehr bald liebe Nachbarn den Klosterstieg verlassen sehen sollten. Die Familie Sibeth zog aus unserm Nachbarhause fort nach der Admiralitätstraße, wo Herr Sibeth in der Nähe seines Geschäftes zu wohnen wünschte.

Ganz unerwartet und sehr schmerzlich traf uns die Nachricht, daß meiner Schwester das Haus in Fontenay, welches sie seit nunmehr fünfunddreißig Jahren bewohnt und wie ihr Eigenthum mit Liebe gepflegt hatte, von dem Verwalter des Fontenay'schen Fideicommisses, Herrn Seebohm, gekündigt worden sei, um einer der Erbinnen des Fontenay'schen Besitzes den Platz zu räumen. Alle Versuche, sich das Haus zu erhalten, waren vergeblich; meine Schwester mußte sich in das Unvermeidliche finden. Nach längerm Schwanken und Suchen entschloß sie sich, das schöne Haus mit Garten am Harvestehuderweg Nr. 42 zu kaufen, welches sie seit dem April 1882 bewohnt.

Eine große Freude hatte uns am 1. Oktober das Eintreffen einer Postkarte bereitet, deren kurzer Inhalt lautete: „Frohe und herzliche Grüße von dem Unteroffizier Carl Lehmann."

Wenn ich auch auf die Carl's eigentlichem Berufe fernliegende militärische Thätigkeit an und für sich keinen großen, und namentlich keinen so großen Werth legte, wie meine Frau, so war mir doch diese Ernennung erfreulich; denn ich halte ganz

allgemein dafür, daß jeder Mensch in allem, was er, gezwungen oder freiwillig, unternimmt, sich tüchtig erweisen sollte, und mich erfreute die neue Bestätigung der angenehmen Erfahrung, daß Carl das eigene Talent oder Glück habe, trotz mancherlei Hemmnissen, immer im rechten Momente auf dem Platze zu sein.

Dieser freudigen Meldung folgte Carl selbst in kurzem, um die Ferien bei uns zuzubringen. Er blieb bis Anfang November, also noch längere Zeit zusammen mit seiner Tante Antonie Zimmern aus London, die uns im Oktober durch ihren Besuch erfreute.

Wir waren selbstverständlich darauf bedacht, meiner Schwägerin den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, sie, als eine große Freundin des Theaters, so oft hübsche Vorstellungen waren, hinzuführen und ihr, was es noch sonst an Sehenswürdigkeiten gab, zu zeigen. Zu letzteren rechne ich eine in dem Museum für Kunst und Gewerbe veranstaltete Ausstellung der zum Theil wirklich prachtvollen Geschenke, welche der bekannte und allbeliebte Direktor des Thalia-Theaters, Chéri Maurice, zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum erhalten, an welchem ein großer Theil der Bevölkerung lebhaften Antheil genommen hatte.

Ob meine Schwägerin noch zeitig genug nach Hamburg kam, um die interessante „Maritime Ausstellung“ in Professor Neumayer's neuer Seewarte zu sehen, oder ob diese Ausstellung bei Antonien's Ankunft bereits geschlossen war, wüßte ich nicht mehr zu sagen.

Am Tage nach Antonien's Ankunft, den 15. Oktober, herrschte ein so gewaltiger Sturm, daß wir froh waren, sie nicht mehr unterweges zu wissen. Die Spuren der durch die Sturmfluth verursachten und durch einen Schleusenbruch an der Ellernthorsbrücke noch erhöhten Ueberschwemmung der Hafengegend zu beobachten, hatten meine Frau und Tochter Marie andern Tages Gelegenheit, als sie mit der Ringbahn nach der St. Michaeliskirche fuhren. Ganz erfüllt erzählte mir Amalie von dem mir aus meinen Knabenjahren so wohlbekannten Zustande der Straßen, wo überall in Eile kleine Dämme errichtet waren, wo noch Mobiliar und Betten aus den Kellern umherlagen und wo die

Jollen, welche gestern zum Verkehr in den engen Straßen gedient hatten, auf dem trockenen Fahrdamm standen. Aber in heller Begeisterung schilderte sie auch, als Contrast zu dieser Verwüstung, den in der Sonne strahlenden und glänzenden Hafen in seiner friedlichen Pracht und in seinem lustig-bewegten Leben zu Wasser und zu Lande.

Da der nächstfolgende Tag ein selten schöner war, so wurde er zu einer Expedition nach Neumühlen verwendet, an welcher, außer meiner Frau und Schwägerin, auch Carl und Mariechen theilnahmen und von woher sie, nach allerlei lustigen durch die Sturmfluth verursachten Fährlichkeiten und nach einem Besuch am Grabe Klopstock's auf dem Ottenser Kirchhof, munter und guter Dinge zurückkehrten.

Angeregt durch Antonien's Erzählungen über die jetzt in England herrschende, etwas stark überspannte literarische und künstlerische Richtung der „Aesthetics", lasen wir mit ihr einmal wieder Yorick's (Laurence Sterne's) „Sentimental Journey", die doch ein vorzügliches Zeitbild enthält und mir großes Vergnügen machte.

Ueberhaupt waren die wenigen Abende, die wir mit meiner Schwägerin still zu Hause verbrachten, für mich die genußreichsten. Ihre große Belesenheit und ihr, bei oft mehr englischer Anschauungsweise, trotz alledem doch grunddeutscher Geist und Charakter traten in diesem intimen Verkehr höchst sympathisch und wohlthuend zu Tage.

Das nahe bevorstehende und vielfach von uns besprochene Erscheinen einer populären Ausgabe der neuesten Arbeit von Helene Zimmern, „The Epic of Kings" nach Firdusi, brachte meine Frau auf den Gedanken, bei einer kleinen Abendgesellschaft von den jugendlichen Gästen, Antonien zu Ehren, eine Reihe lebender Bilder nach Heine's schönem Gedicht aus dem Romancero: „Der Dichter Firdusi" darstellen und die älteren Gäste den Gegenstand errathen zu lassen.

Es that der Freude der Zuschauer an dem Dargestellten keinen Eintrag, erhöhte vielmehr ihre Heiterkeit, als mein Schwager Carl schon nach dem dritten Bilde den Kopf durch die Thür steckte und meiner Frau zurief: „Du, Amalie, laß mich herein ich will die fünfzig Kameele darstellen!"

Hans Specter, der sehr sinnreich alle Vorbereitungen und Veranstaltungen für seine übrigens, wie er selbst, höchst fidele, ja übermüthige Schauspieler-Truppe übernommen, hatte unter anderm zum Leichenstein Firdusi's einen dunklen Ofenschirm ersehen, auf welchen er in „persischer", das heißt verschnörkelter Spiegelschrift, den Namen „Firdusi" malte.

Am 12. November machte Antonie, — nachdem sie inzwischen eine Zeitlang bei Leos gewohnt hatte —, noch mit Mariechen, Heinrich und Anna das große Bieberfest mit, wo nach der Aufführung der Oper „Rübezahl" ein Ball mit Kinder-Cotillon stattfand. Wenige Tage darauf verließ sie uns, um nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin nach London zu den Ihrigen heimzukehren.

Zurückgreifend muß ich noch erwähnen, daß auch in Hamburg in diesem Herbste die Wogen der Wahlbewegung hochgingen. Hamburg war im Reichstage, in seinem dritten Wahlkreise, mehrere Jahre hindurch vortrefflich vertreten gewesen durch den der nationalliberalen Partei angehörigen, allverehrten Dr. J. Wolffson. Nun aber war die Fortschrittspartei zu Gunsten Dr. Anton Rée's rührig am Werke, und die Chancen schwankten. Es kam zu einer Stichwahl, aus welcher, wie bekannt, Dr. Rée als Sieger hervorging.

Uebrigens blieb Dr. Wolffson's parlamentarische Thätigkeit auch in Berlin im besten Angedenken, und wie er selbst darin lebte und webte, erfuhren wir aufs angenehmste an einem Abend Anfang Dezember, wo wir im Wolffson'schen Hause eine sehr animirte Soirée mitmachten. Am fesselndsten war es für mich, den „alten" Dr. Wolffson in jugendlicher Frische und mit seinem stets milden und bedächtigen, aber darum nicht minder scharf unterscheidenden Urtheil über parlamentarische Angelegenheiten reden zu hören, insbesondere über die Bismarck-Lasker'sche Fehde.

Vornehmlich den Bemühungen meines Freundes Steinert war es zu danken, daß unser Volkswirthschaftlicher Club auch für diesen Winter wieder zusammen berufen war. Die erste Versammlung fand Anfang November bei Herrn Steinert statt. Den Vortrag, und zwar einen recht fesselnden, über das mich speziell

interessirende Thema der „Auswanderung im Mittelalter", hielt an diesem Abend Dr. Eckardt. Die nächste Vereinigung am 8. December bei Herrn Siegmund Hinrichsen verlief wieder so animirt, daß wir uns erst weit nach Mitternacht trennten. Der dritte Vereinsabend fand, schon im neuen Jahre, bei meinem Schwager Leo statt, wo als Gäste Herr Schöffer und Herr Pius Warburg anwesend waren und wo Herr Siegmund Hinrichsen über französische Renten sprach. Dann folgten Abende bei Senator Cropp, Dr. Georg Embden u. s. w.

An einem der letzten Novembertage überraschte mich die talentvolle Malerin Frau Julie Ploos van Amstel, geb. Unna mit einer Freundin und Collegin, Fräulein Großmann, durch ihren Besuch, um mich zu bitten, ihnen einige Male für einen Studienkopf zu sitzen. Ich wollte den Damen gern gefällig sein und ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Schon an einem der nächsten Tage fand die erste Sitzung in dem Atelier statt, welches Frau von Ploos mit dem jungen Schlachtenmaler de Boor theilte.

Der Aufenthalt in dem Atelier, das stille, dem Geräusch der Welt entrückte, dem Schönen zugewandte Walten der Künstler, die ganze über dem Raum ausgebreitete Atmosphäre, bis zu dem Farbengeruch, weckten in mir meine frühesten und liebsten Jugenderinnerungen aus der Zeit, wo ich als Kind meinem Vater in seinem Atelier, der „Malstube", Gesellschaft leistete. Dazu kam, daß mir die Persönlichkeiten der Künstler äußerst sympathisch waren. Der junge de Boor erregte durch ein eigenthümliches Augenleiden, das ihn Abends ganz blind machte, noch mein besonderes Interesse. Er hatte ein hübsches musikalisches Talent, spielte, meist nach dem Gehör, mit einem leichten und graziösen Anschlag Classisches und Modernes, wie es ihm eben in die Finger kam, aber immer mit feinem Verständniß. Daß er mich regelmäßig mit guten Cigarren versorgte, soll ihm nicht vergessen werden.

Ich beklagte es daher wahrhaft, als die beiden Studienköpfe nach der vierten Sitzung von den Damen für vollendet erklärt wurden. Meine Frau stellte sich nun verabredetermaßen im Atelier ein, um ihr Urtheil über die Aehnlichkeit der beiden Bilder zu fällen. Sie befand sich in Gegenwart der beiden Künstlerinnen in einiger Verlegenheit, sich offen auszusprechen,

und diese Verlegenheit steigerte sich noch, als sie, zu ihrer großen Freude, von Frau von Ploos aufgefordert wurde, eines der beiden Bilder, welches sie zum Geschenk erhalten solle, zu wählen. Nach einigem höflichen Zögern erbat sie sich das Bild der Frau von Ploos, welches noch jetzt an der Hauptwand unseres Wohnzimmers hängt und von allen, die es sahen und sehen, seiner sprechenden Aehnlichkeit und der vortrefflichen Malerei wegen bewundert wird.

In der ersten Hälfte des Dezember wurden es zehn Jahre, seit Fräulein Amyot mir zum ersten Male bei meinen Arbeiten behülflich gewesen. Ich hatte mir vorgenommen, am 15. Dezember, dem muthmaßlichen zehnten Jahrestage, eine kleine Feier für sie zu veranstalten. Aber davon konnte leider nicht die Rede sein. Denn gerade in jenen Tagen erhielten wir die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Erkranken und Hinscheiden ihrer kleinen Nichte Emmy. Ich mußte mich nun damit begnügen, um den Tag nicht ganz unbemerkt vorübergehen zu lassen, Fräulein Amyot, als kleines Andenken, ein schön gebundenes Exemplar von Hauff's „Lichtenstein" zu verehren.

Der immer weiter vorschreitende Bau unserer Pöseldorfer Kirche, die sich von allen Gegenden her, der Alster, der Uhlenhorst, dem Rothenbaum, in ihrer stillen Hoheit sehr schön auszunehmen scheint, fand begreiflicher Weise allgemeine Beachtung. Namentlich meine Frau verfolgte die anmuthigen Details im Bau mit steigendem Interesse und hatte, zur bessern Wahrnehmung derselben, die neue quer über die Wiese gelegte Heimhuderstraße zu ihrem Lieblingswege erkoren.

Darin bin ich ihr nun allerdings nicht gefolgt; denn, wenn ich auch zu jener Zeit schwerlich schon Gelegenheit gehabt hätte, diese doch wohl erst im Bau begriffene Straße zu meinem Spaziergang zu wählen, so habe ich ihr auch später so wenig wie möglich die Ehre erwiesen, sie zu benutzen. Mir ist der Mittelweg seit meiner Kindheit lieb und vertraut; ich mochte gern seine Geräusche hören und mir denken oder sagen lassen können, wo ich gerade sei, während die kalte Vornehmheit des neuen Weges mich anfröstelte.

Und, merkwürdig genug, ging es, zum Theil wenigstens,

meinen Kindern ebenso. Jedenfalls pflegte sich Mariechen mit mir scherzhaft zu verbünden gegen meine Frau, wenn diese bei abendlichem Heimkehren in den, wie sie behauptete, kürzern Weg einzubiegen Miene machte, dann aber jedesmal lachend davon Abstand nehmen mußte.

Mariechen war übrigens schon in besonderer Weise an der Ausschmückung der neuen Kirche mitbetheiligt; denn sie hatte gerade in den ersten Tagen des Dezember eine Aufforderung erhalten, sich zur Vorübung für die kunstreiche Stickerei großer Portieren bei einer der Vorstandsdamen einzufinden. Da sie nun gleichzeitig an einem Altarteppich für die St. Jacobkirche zu einem Ehrengeschenke für Herrn Pastor Röpe mitwirken sollte, so erhob ich sie zu der Würde einer „Kirchenstickerin.“ Vorerst freilich beschäftigten sie mehr die Vorbereitung für das langsam herannahende Weihnachtsfest und ihre Geschichtsstunden bei Herrn Dr. Otto Rüdiger, die sie seit kurzem mit den Bülau'schen Töchtern, mit Susanne Versmann und Hedwig Cropp nahm und die sie, bei ihrer Freude an allem Geschichtlichen und bei ihrem brillanten Gedächtniß, sehr vortheilhaft anregten.

Zur diesjährigen Weihnachtsfeier führten Martin, Gustav und Marianne Leo und Mariechen bei Leos ein kleines einaktiges Stück „Das erste Mittagessen“ recht niedlich auf. Von unserer Bescheerung am 25. Dezember will ich nicht zu erwähnen unterlassen, daß Anna durch das Geschenk eines kleinen lebendigen Hundes hocherfreut wurde.

Ich war bisher ein abgesagter Feind aller Hausthiere gewesen; einen ganz entschiedenen Widerwillen aber hegte und hege ich gegen Katzen, und dieser Widerwille war es, der mich, als mir meine Frau einige Wochen vor Weihnachten Anna's Wunsch, eine Katze zu besitzen, vortrug, zu dem unbedachten Ausruf vermochte: „Eine Katze unter keiner Bedingung; noch eher einen Hund.“ Das hatte meine Frau schlauer Weise aufgegriffen und sich von mir für ermächtigt gehalten, einen Hund anzuschaffen. Als das erst einige Wochen alte, allerliebste schneeweiße Thierchen aus einem Korbe hervorgekrochen kam, rief Marianne Leo, die einzige von meiner Frau ins Vertrauen gezogene freudig: „O Anna, sieh, da is' er ja, da läuft er!“

Und wirklich lief das Thierchen geradeweges auf Anna zu. Es wurde von allen anwesenden Kindern, den unserigen, den Leo'schen und den Curschmann'schen, mit lautem Jubel empfangen. Die Erwachsenen verhielten sich natürlich ruhiger, je nach ihrer Liebhaberei für oder Antipathie gegen Hunde geneigt oder abgeneigt. Das erstere namentlich die alte Tante Löwenthal, die selbst einen Hund hielt und sehr liebte, das letztere insbesondere meine Mutter, die ihr Lebelang eine erklärte Hundefeindin war. Ich selbst verhielt mich anfänglich neutral und abwartend, um mich binnen kurzem mit dem wirklich liebenswürdigen und höchst intelligenten Thiere zu befreunden, das mir im Laufe der Jahre zu einem fast unentbehrlichen Genossen geworden ist, stundenlang in meiner Arbeitsstube bei mir auf dem Sopha liegt, mich auf allen Spaziergängen begleitet und mich aus einem gegen Hunde mindestens Gleichgültigen zu einem entschiedenen Hundefreunde gemacht hat. Er hieß, auf Befehl seiner kleinen Herrin, noch am Weihnachtsabend „Hektor."

Nach der Bescheerung erschien Carl, durch seine neuesten orientalischen Studien angeregt, als Araber gekleidet, trug ein von ihm verfaßtes, seine fingirte Nationalität näher begründendes hübsches Gedicht vor und vertheilte am Schluß desselben niedliche Geschenke. Eine Karpfenmahlzeit mit obligatem Apfelkuchen und Punsch, zu der sich auch, nach hergebrachter Sitte, Dr. Eckardt mit seinen Töchtern einstellte, bildete den angenehmen Schluß des heitern Abends. Die schönen Worte, mit welchen Dr. Eckardt bei dieser Gelegenheit meine Frau als Freundin und Nachbarin feierte, erscheinen mir heute, nach drei Jahren, um so bedeutungsvoller, wenn ich bedenke, daß sie, wovon wir damals alle keine Ahnung hatten, für lange Zeit, ja vielleicht für immer, die letzten sein sollten, welche Dr. Eckardt in unserer Mitte in einer solchen Veranlassung sprechen würde.

Am zweiten Weihnachts-Feiertage besuchte mich mein Vetter Carl, oder wie er sich jetzt nannte, Carlos Hahn. Er war mein ältester Jugendfreund, und so weit uns unsere ganz verschiedenen Lebenswege auch im Laufe der Jahre auseinandergebracht hatten, freute ich mich doch jederzeit, und so auch dieses Mal wieder, ihn zu sprechen. Vor einigen und fünfzig Jahren hatten wir

mit einander zu verkehren angefangen, waren verbotswidrigerweise das Treppengeländer im Hahn'schen Hause zusammen heruntergerutscht und dafür von Carl's Vater bestraft worden, hatten uns darüber gestritten, welchem von den Papphelmen, die wir beide zum Weihnachten bekommen hatten, seinem mit blauem oder meinem mit Silberpapier beklebten, der Vorzug gebühre, hatten später zusammen Trauerspiele gedichtet, Komödie gespielt und endlich in einem Kreise junger Leute französische Theaterstücke in vertheilten Rollen gelesen, bis ihn das Schicksal als jungen Kaufmann nach Caracas führte, wo er sich mit einer schönen Spanierin vermählte und Vater einer zahlreichen Kinderschaar, namentlich einer Reihe schöner Töchter wurde. Seit vielen Jahren wohnt Carl Hahn mit seiner Familie in Paris, von woher er jetzt in Gesellschaft seiner Frau, einer Tochter und seines jüngsten, ich glaube sechs- oder siebenjährigen Sohnes Reynaldo, eines wahren Ausbundes von Schönheit, Liebenswürdigkeit und Begabtheit, zum Besuche seiner Verwandten, vor allem seiner Tochter Isabelle, Frau Emil Seligman, nach Hamburg gekommen war. Wir trafen ihn mit Frau und Söhnchen, wie ich vorwegnehme, im neuen Jahre auch bei meiner Schwester zu einem Diner. Der kleine Reynaldo recitirte, sang, spielte und tanzte zum Entzücken! Unser kleines Annchen die zum Abend geladen war, betrachtete unaufhörlich verehrend den kleinen Wunderknaben*), der — der Wahrheit die Ehre — sich aus ihr nicht viel machte. Ihm *einen* Kuß geben zu dürfen, war ihre sehnliche Bitte an ihre Mama. Mit einem zärtlichen: „Lebewohl, Reynaldo!" riß sie sich von ihm los.

Daß am 29. Dezember unser zweiundzwanzigster Hochzeitstag war, hatten wir einmal wieder gänzlich vergessen. Ich wurde erst durch den Glückwunsch unserer Köchin, Auguste Unsing, daran erinnert, schlich mich zu meinen Jungen hinauf, um sie zu bitten, noch einen Strauß für meine Frau zu besorgen, wurde aber von Carl a limine zurückgewiesen. Zum Kaffee gerufen,

---

*) Aus dem Wunderknaben ist ein tüchtiger Mensch und Musiker und ein begeisterter Verehrer und Schüler Massenet's geworden.
Anm. d. Herausg.

erschienen die Kinder. Alle vier zusammen trugen feierlich einen schön bekränzten Puffer und drehten sich langsam im Kreise bei den Widmungsworten:

„Zweimal elf sind zweiundzwanzig,
Auf Befehl von vieren tanz' ich,
Drehe mich im Kreis herum,
Bis ich nächstens wiederkumm.
Vorzüglich aber in dreien Jahren,
Will ich desselbigen Weges fahren".

Dann aber verkehrte sich die gravitätische Feierlichkeit in lustiges, herzliches Glückwünschen und schnelles Verzehren des Puffers.

Am 30. Dezember aß Herr von Dommer, der jetzt ein häufiger Gast bei uns war, mit uns zu Mittag und verweilte noch längere Zeit, rauchend und plaudernd, im Weihnachtszimmer unter dem brennenden Baum mit uns.

Carl und Mariechen waren an jenem Abend zu einem Picnic bei unseren Nachbarinnen, Fräulein Arnolds, eingeladen, wo es äußerst munter herging, und wovon uns Carl spät Abends, etwas angeheitert, noch höchst komische Schilderungen entwarf.

Den Sylvesterabend verbrachten wir auch in diesem Jahre bei Curschmanns. Ich ging schon etwas zeitig hinüber, um mit dem nur auf eine Stunde dort anwesenden, mir von Berlin her bekannten Dr. Homberger zusammen zu treffen. Beim Abendessen hielt ich auf Wunsch von Frau Curschmann, damit der Anbruch des neuen Jahres nicht spurlos vorübergehen möge, als die Uhr zwölf schlug, eine kleine Anrede an die Versammelten.

Bald nachher ging ich mit meiner Frau nach Hause während die übrige Gesellschaft sich noch eine Weile nach alter Sitte die Zeit mit Bleigießen vertrieb.

Neunter Abschnitt.

1882—1884.

Das Jahr 1882 war, im Gegensatz zu dem besonders ruhig verlaufenen Vorjahre, in Leid und Freude für mich ein recht bewegtes, vielleicht noch mehr nach innen als nach außen hin, in der Entwicklung der Söhne zumal, die von nun an beide nicht mehr dem elterlichen Hause ausschließlich angehören sollten. Aber der Wechsel vollzog sich langsam, und in den ersten Monaten herrschte, vornehmlich in unserm engern Häuslichen, viel heiteres Leben und Treiben. Selbst die nach der Weihnachtszeit regelmäßig eintretende Stille wurde bei uns dieses Mal gleich im Beginn des neuen Jahres durch eine kleine muntere jugendliche Gesellschaft unterbrochen, die meine Frau namentlich für den noch bei uns weilenden Carl veranstaltet hatte.

Höchst liebenswürdig thätig, als Direktrice, erwies sich bei der ganzen Sache meine Schwägerin Franziska Leo. Sie leitete den musikalischen Theil, bei welchem unter anderm Clara Buhrow und Mariechen Duette von Frank, sogenannte „Kate Greenaway-Lieder" sangen, und als dessen Höhepunkt von Holten's „Kindersymphonie" unter allseitiger fröhlicher Betheiligung über alles Erwarten gut von Statten ging; selbst mein Schwager wirkte, als Orchesterdirigent, mit gutem Humor mit.

Bei der Kartenlotterie, die dann folgte, bethätigte Franziska ihr ausgezeichnetes organisatorisches Talent und ihre reiche Divinationsgabe dadurch, daß die Gewinne zufällig immer auf die richtige Karte und an die richtige Adresse fielen. Schließlich spielte sie, in ihrer Güte, unermüdlich zum Tanz. Daß die Jugend enthusiastisch in das Hoch einstimmte, das ich auf „Tante Franziska" beim Souper ausbrachte, versteht sich von selbst.

Einer der lustigsten beim Tanze war unser Carl, wie er

denn überhaupt vergnügt, lebensfroh und arbeitsfreudig, trotz mancher gesundheitlicher Klagen, in die Zukunft blickte, voll Begeisterung für seine bevorstehenden Studien, insbesondere für sein Lieblingsstudium, die Assyriologie. Eines Abends, zu Anfang Januar, unterhielt er die uns eben besuchende Frau Dr. Eckardt lange von seinen Studien, namentlich der Keilschrift. Er geleitete sie dann spät in ihre Wohnung hinüber, wo er noch stundenlang mit ihr und Dr. Eckardt die Unterhaltung fortsetzte. Einige Tage später, bei einer kleinen Soirée im Eckardt'schen Hause, traf er dort den russischen Geschäftsträger Baron von Mengden. Carl hatte in seinem linguistischen Eifer bereits auf der Schule neuere Sprachen, theils mit Hülfe guter Freunde, theils ganz auf eigene Hand zu treiben angefangen. So namentlich das Italienische mit Unterstützung der der Sprache vollkommen mächtigen Damen, Fräulein Gabriele Hirsch und Frau Helene Behrens; in Leipzig hatte er aus Unterrichtsbriefen und mit Hülfe einer jungen russischen Lehrerin das Russische zu lernen angefangen und hatte es in beiden Sprachen bereits zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht. Baron Mengden, der sich russisch mit Carl unterhielt, bezeichnete seine Aussprache zwar als die eines Autodidakten, zollte aber seinem Verständniß der Sprache volle Anerkennung.

Am Vorabend von Carl's Abreise nach Leipzig, am 7. Januar, wohnte ich mit ihm in den Räumen der Stadtbibliothek der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Direktors der Stadtbibliothek, Dr. Isler, der demnächst sein Amt niederzulegen beschlossen hatte, bei.

Den Reigen der Glückwünschenden eröffnete im Namen des Senates Dr. Eckardt mit einer kurzen hübschen Rede. Dann folgte eine Reihe anderer Reden. Plötzlich ergriff ein Herr in etwas krampfhafter Weise meine Hand mit den Worten: „Bitte, komm mit!" Er trat mit mir vor die geöffnete Flügelthür des Zimmers, in welchem der Jubilar mit seiner Familie saß und fing an, denselben anzusprechen. Da erst ging es mir auf, daß der Redende Dr. Otto Matsen, mein Nachfolger an der Commerzbibliothek war. Er begann seine Rede mit den Worten: „In Begleitung meines Vorgängers erscheine ich hier . . . . . ." Innerlich

lächelnd, aber äußerlich ganz ernsthaft, entledigte ich mich der mir so unerwartet aufgedrungenen Rolle ganz würdig.

Unter den musikalischen Genüssen, die sich uns im Laufe des Winters darboten, erwähne ich einiger im Januar gegebener Conzerte der Meiningen'schen Kapelle unter Leitung ihres Kapellmeisters Hans von Bülow. Die wenn auch durch manche Schrullen und Manierirtheiten beeinträchtigten, doch durch die wunderbare Exaktheit, die meisterhafte Technik der Ausführung und die geistvolle Auffassung wahrhaft imposanten Orchestervorträge befriedigten mich in hohem Grade.

Am 13. Januar fand zu Ehren des siebenzigsten Geburtstages unseres alten Freundes Professor Carl Grädener ein von Professor von Bernuth und anderen hervorragenden Musikern veranstaltetes hübsches Fest im Sagebiel'schen Saale statt. Eine Rede von Bernuth's eröffnete die Feier, eine Reihe von Vorträgen Grädener'scher Compositionen folgte, und den Beschluß bildete ein durch gute launige Toaste und musikalische Scherze gewürztes Souper. Unter den zahlreichen verlesenen Glückwunsch-Depeschen sind mir drei in der Erinnerung geblieben: eine von dem „Dreiblatt" Bülow, Brahms, Groth, eine von Clara Schumann und eine von Matthias Claudius' Enkel.

Um diese Zeit fingen wir auch an, uns ernstlich mit dem Gedanken an die Feier des am 15. Februar bevorstehenden neunzigsten Geburtstages meiner Mutter zu beschäftigen.

Mein Bruder Rudolf hatte seine Gegenwart an dem festlichen Tage zugesagt; aber auf das Herkommen meiner beiden anderen abwesenden Brüder war nicht zu hoffen. Friedrich war nicht abkömmlich, Heinrich, seines leidenden Zustandes wegen Anfang Januar von den Pariser Aerzten nach Cannes geschickt, durfte nicht daran denken, im Winter eine so weite Reise zu unternehmen, wenn auch sein Befinden augenblicklich leidlich schien und keinen Anlaß zu Besorgniß bot. So waren wir wesentlich auf uns selbst angewiesen, wenn wir diesen Ehrentag meiner Mutter festlich begehen wollten, und dazu war namentlich meine Frau fest entschlossen. Alle Bedenken, insbesondere auch Mutters Abneigung gegen jede derartige demonstrative Feier überwog die nach Amalien's Ueberzeugung entscheidende Rücksicht, daß uns

Kindern die Pflicht obliege, einen so seltenen Tag nicht ungefeiert vorübergehen zu lassen. Mutters Geisteskräfte und namentlich ihr Interesse an allen ihr dargebotenen Kunstgenüssen waren noch in vollem Maße vorhanden; die ihr eigenthümlichen, blitzartig aufleuchtenden geistreichen Aeußerungen und die Empfänglichkeit für humoristische Scherze und Neckereien, die sie sich gewissermaßen bis zum letzten Athemzuge bewahrte, standen noch in voller Blüthe. Eines Sonntagabends in den verflossenen Weihnachtstagen, wo wir bei ihr zu Mittag gegessen hatten, kamen Carl und Heinrich plötzlich auf den übermüthigen Gedanken, ihre Röcke umzuwenden, so daß das Futter nach außen kam, und in dieser Verkleidung allerhand komische Studentenlieder zu singen, namentlich das „Mit dem Fiedelbogen und der Baßgeige, da läßt sich's gut Kegelschieben . . . .", welches dann durch die ganze Reihe der Vokale und Diphthonge hindurch variirt wurde. Selten habe ich meine Mutter so herzlich lachen gehört, wie über diese tollen Exekutionen ihrer Enkel.

Eine festere Gestalt gewannen unsere Pläne in Betreff der Art der Feier zuerst, als meine Mutter eines Abends von der Feier ihres achtzigsten Geburtstages und der an demselben bei ihr in Berlin stattgehabten Aufführung des „Spanischen Liederspiels" von Schumann erzählte und dabei die Aeußerung that, sie würde es gern einmal wieder hören. Meine Frau und ich begegneten uns nun in dem Gedanken, dieses Spanische Liederspiel zum Mittelpunkte unserer Feier zu machen.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle Vorstadien eingehend in meine Schilderung aufnehmen wollte. Ich beschränke mich deshalb darauf, kurz zu erwähnen, daß Herr Julius Spengel in liebenswürdigster Weise die Leitung des musikalischen Theiles übernahm, daß wir durch Herrn von Bernuth's gütige Vermittlung in Herrn Dr. Fritz Krüger einen ausgezeichneten Tenor gewannen, daß der Alt durch Frau Louise Warburg, geb. Voß und der Baß durch Herrn Richard Dannenberg vorzüglich vertreten waren und daß an Stelle von Fräulein Gowa, welche eines Trauerfalles halber zurücktrat, Fräulein Scheel in der elften Stunde den Sopran gütigst übernahm und bestens durch-

führte, daß ferner unser Hofpoet Carl ein Festpoem dichten und dasselbe einem der „Sieben Raben", Herrn Masius in Leipzig, zur Composition übergeben, dann aber seinen Pegasus noch einmal für uns satteln mußte, um einen Prolog zu dem Spanischen Liederspiel zu dichten, welchen Anna im Kostüm eines spanischen Pagen sprechen sollte. Diese Aufgabe löste Carl ganz besonders hübsch in einer „Glosse", der er die Goethe'schen Verse zu Grunde gelegt hatte:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich dir zum Angebinde.
Unvergängliches zu bieten,
War mir leider nicht beschieden.

Ein Lieblingsgedanke meiner Frau, den sie bei dieser Gelegenheit zur Ausführung bringen wollte, war ein Contretanz mit Gesang. In England war diese Vereinigung von Tanz und Gesang, wie meine Frau wußte, seit längerer Zeit als Singing Quadrilles verbreitet und beliebt. Warum sollte die Einführung dieser so anmuthigen, wie naturgemäßen Verbindung zweier eng zusammengehöriger Künste nicht auch bei uns möglich sein? Als die von den Tänzern zu singenden Musikstücke hatte meine Frau vor allem alte, meiner Mutter in ihrer Jugendzeit bekannte und liebgewordene Lieder in Aussicht genommen. Der Mühe, diese Melodien den Tanzrhythmen einer Quadrille anzupassen, unterzog sich unser alter Freund Cobelli; den Tanz studirte Balletmeister Feigert ein.

Endlich sollte noch eine von Anna, Marianne und Gustav Leo und dem kleinen Paul Sibeth in Rococokostüm ausgeführte Menuett eine Nummer unseres nunmehr ziemlich reichhaltigen Programms bilden.

Mitten in diese Zeit fiel der Geburtstag meiner Frau, zu dessen Feier wir am 10. Februar eine kleine musikalische Aufführung veranstaltet hatten. Mariechen spielte die Klavierparthie in einem Trio von Hummel, Heinrich, Gustav Leo, unser Freund Grädener und Herr Vietzen trugen ein Streichquartett von Haydn und eines von Mozart vor, in deren ersterm Heinrich, in deren letzterm Gustav die erste Violine spielte.

Ueberhaupt waren es durch die mancherlei Vorbereitungen

zu unserm Feste, namentlich durch fast tägliche Gesang- und Tanzproben recht bewegte Tage.

Mutters eigentlichen neunzigsten Geburtstag begingen wir am Mittwoch den 15. Februar mit einer verhältnißmäßig stillen Feier. Zur größten Freude meiner Mutter war schon Tags zuvor ihr Lieblingssohn, Rudolf, aus London eingetroffen. Mittags aß sie bei uns mit meiner Schwester, Syndikus Leo und Frau und Heinrich Leo aus Berlin. Der letztere war ungemeldet und unerwartet kurz zuvor angekommen und ging meiner Mutter, als sie bei uns ins Zimmer trat, zu ihrer freudigen Ueberraschung glückwünschend mit einem Blumenstrauß entgegen. Abends wiederholten zunächst Heinrich und Mariechen zwei von den Musikstücken, die sie einige Tage zuvor zur Geburtstagsfeier meiner Frau gespielt hatten, das Trio von Hummel und das Quartett von Haydn; sodann tanzten Mariechen, Greti und Bella Eckardt und Susanne Versmann, sowie Martin Leo, Heinrich und zwei seiner Freunde, Jantzen und Neckelmann, im Kostüm der Jugendzeit Mutters (Incroyables) einen Contretanz und sangen dazu die folgenden in die Jugendzeit meiner Mutter zurückreichenden Lieder: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fidelin." „Blühe liebes Veilchen." „Als der Großvater die Großmutter nahm." „Bin i nit a lustiger Bua?" „Nein, ich will's nicht länger leiden, bin ich gleich der kleine Hans". (von Curschmann) „Freut Euch des Lebens." „I und mei junges Weib, könne schön tanza!" Diese gesungene Quadrille, welche eine Nummer des Programms unseres großen Festabends am Sonnabend den 18. Februar bildete, hatten wir an diesem stillen Abend vorweggenommen, damit Mutter sie in Ruhe genießen könne; so konnte sich auch Heinrich Leo daran erfreuen, der noch an demselben Abend nach Berlin zurückreiste.

Am Sonnabend den 18. Februar erschien Rudolf etwa um elf Uhr Vormittags und ertheilte mir den kategorischen Befehl, mich sofort bereit zu machen, um mit ihm, meiner Mutter und Schwester nach dem bekannten Frühstückslokal von Wiezel in St. Pauli zu fahren, um dort ein Austernfrühstück einzunehmen, eine Nöthigung, die ich mir um so lieber gefallen ließ, als eine recht behagliche Stätte für mich im Hause, wo ich mein Zimmer bereits Tags zuvor hatte hergeben müssen, an diesem

unruhigen Tage doch nicht zu finden war. Mittags hatten mich die gütigen Curschmanns wieder meiner Frau abgenommen, von deren Hause aus ich dann etwa gegen acht Uhr zu uns hinüberging. Hier waren die bereits erschienenen, im Spanischen Liederspiel beschäftigten Sänger und Sängerinnen unter Herrn Spengel's Leitung eben dabei, eine letzte Probe abzuhalten, nach deren Beendigung sich alsbald die Räume mit Gästen zu füllen anfingen. Es waren wohl alle unsere Bekannten in dem weitesten Umfange an diesem Abend versammelt; unter ihnen — ich kann mich dieser Erinnerung in diesem Augenblick nicht erwehren — Frau Adele Lippert, eine im siebenzigsten Lebensjahre stehende, anscheinend noch völlig gesunde, schöne Frau, die sich gerade an jenem Abend des Dargebotenen in besonderm Maße und in ungewöhnlich heiterer Laune zu erfreuen schien.

Etwa um neun Uhr begannen die Aufführungen und nahmen ihren programmmäßigen Verlauf; zuerst das Festspiel, dann der Prolog zum Spanischen Liederspiel, den Anna, wie schon erwähnt, im Kostüm eines spanischen Pagen sprach, nachdem sie vor meine Mutter hingetreten und derselben einen Kranz überreicht hatte, dann das Spanische Liederspiel selbst und zum Schluß die Menuett, die sich des besondern Beifalles der Anwesenden zu erfreuen hatte. Dann ging es in den zu diesem Zweck ausgeräumten ersten Stock zum Abendessen hinauf, leider ohne Mutter, die sich nicht hatte bewegen lassen, einmal gegen ihre Gewohnheit spät zu bleiben.

Nach dem heiter verlaufenen und mit hübschen Toasten gewürzten Souper ging die Gesellschaft wieder hinunter in den Saal, wo sich die junge Welt zum Tanze versammelte, der durch den Contretanz mit Gesang eingeleitet wurde. Amalie hatte sich nicht getäuscht; rauschender Beifall lohnte den Tanz, dem die Zuschauer mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt waren. Ich erinnere mich noch, wie nach dem Tanze Dr. Justus Brinckmann, der demselben unten zugesehen hatte, in die im zweiten Stock in Mariechen's Wohnzimmer hergerichtete Rauchstube hinaufkam und einen ganz begeisterten Vortrag hielt über den Reiz einer solchen ursprünglichen echten Vereinigung von Musik und Tanz.

Es war, beiläufig bemerkt, eine ganz respektable kleine

Versammlung von ausgezeichneten Männern, die sich hier im Rauchzimmer zusammengefunden hatten: Professor Eyssenhardt, Dr. Brinckmann, Director Hoche, Dr. Eckardt, Dr. J. Wolffson, Dr. Ferdinand Lüders und andere.

Erst zu später Nachtstunde verließen uns die letzten Gäste; wir aber durften uns der Hoffnung hingeben, daß so viele Mühe und Arbeit nicht umsonst aufgewendet sei, sondern daß unser Fest bei der Gefeierten und den Zuschauern eine dauernde freundliche Erinnerung zurücklassen werde.

Nicht lange nach der Freude dieser festlichen Tage sollte der Ernst des Lebens sich wiederum verhängnißvoll geltend machen.

Es war wohl Mitte März, als ein Brief von Rudolf uns meldete, daß unser Bruder Heinrich vor kurzem in Cannes von einem Schlaganfalle betroffen sei, der ihn anfangs sprachlos gemacht, von dem er sich dann zwar einigermaßen wieder erholt habe, der aber immer noch zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung gebe. Wie begründet diese waren, sollte sich nur zu bald zeigen. Nachdem Heinrich die wenige Tage nach seinem Unfall angetretene Rückreise nach Paris glücklich überstanden und sich hier bei größter Schonung mehrere Wochen lang leidlich befunden hatte, trat ein erneuter Schlaganfall ein, dem er, ohne wieder zum Bewußtsein zurückzukehren, erlag. Heinrich starb am 30. März.

Ueber die Bedeutung meines Bruders als Künstler und als Menschen habe ich mich in diesen Blättern wiederholt eingehend ausgesprochen. Sein Verlust traf mich sehr schwer, schwerer vielleicht als noch je der eines Menschen und bewegte mich nachhaltig im Innersten. Obgleich wir uns seit zehn Jahren nicht mehr gesprochen, und obgleich die Ereignisse von 1870/71 eine weite Kluft zwischen unseren politischen Ansichten geschaffen hatten, war doch unser brüderliches Verhältniß ein ungestörtes, durch eine rege Correspondenz genährtes geblieben, und ich konnte allezeit sicher sein, bei ihm die innigste Theilnahme für alles mich und die Meinigen betreffende, das lebhafteste Interesse für meine Thätigkeit und das feinste sympathische Verständniß für alle zwischen uns zur Sprache kommenden geistigen Angelegenheiten zu finden. Sein immer gleich reges und lebendiges Verfolgen

aller künstlerischen und literarischen Erscheinungen der Zeit, aller philosophischen und religiösen Probleme, wie es sich jederzeit in seinen Briefen bekundete, bewirkte, daß er, trotz seines bereits vorgerückten Alters — er stand im neunundsechszigsten Lebensjahre — trotz seiner Kränklichkeit und trotz seiner sich mit den Jahren immer mehr steigernden pessimistischen Weltanschauung, für mich zu den Menschen gehörte, von denen ich mir gar nicht vorstellen konnte, daß sie einmal nicht mehr sein würden.

Am 22. März fand die feierliche Entlassung unseres Heinrich aus der Schule nach glücklich bestandenem Maturitätsexamen statt. Die Zeit bis zum Abgange zur Universität benutzte er redlich dazu, sein schon früher durch Ertheilung von Lektionen angesammeltes kleines Kapital auf dieselbe Weise noch zu vermehren. Endlich aber kam der Tag, wo er zur Universität abgehen sollte. Den ältesten Sohn hatten wir uns schon gewöhnt, nur noch vorübergehend bei uns zu sehen; nun sollte auch der zweite dauernd vom elterlichen Hause scheiden.

Seinem lebhaften Wunsche willfahrend, hatten wir ihm gestattet, nach Jena zu gehen, wo er mit unserer ausdrücklichen Bewilligung in ein Corps eintreten wollte. Wir waren ihm darin nach reiflicher Erwägung entgegengekommen. Für sein zur Vereinzelung geneigtes und einer straffen Disziplin abholdes Wesen schien uns die Zugehörigkeit zu einem Corps ein wohlthätig belebendes und regulirendes Mittel. Durch Heinrich Eckardt war er schon im voraus für das Corps Saxonia in Jena, dem dieser angehörte, gewonnen. Am 21. April ging er, von unseren innigsten Segenswünschen begleitet, nach Jena.

Als besonders guter Correspondent hat sich Heinrich, im Gegensatz zu Carl, niemals erwiesen; aber in dieser ersten Zeit flossen seine Mittheilungen noch reichlich. Namentlich ist mir ein Brief in der Erinnerung geblieben, wo er im Genuß des Corpsstudententhums in Jena schwelgte, mir ein „Hoffest" seines Corps beschrieb, mit einem Zuge nach einem „Bierdorf" in der Nähe Jena's, und mir in humoristisch-übermüthiger Laune das Wesen der Bierdörfer, zu denen unter anderen auch Hamburg gehöre, auseinandersetzte.

Ein späterer Brief Heinrich's von Ende Mai enthielt die Schilderung des bevorstehenden Fuchssturms, einer Art von gemeinsamer Fuchstaufe (in Kösen beim S. C. Corpsfest.) Im Laufe der Zeit kamen auch mehrfache Meldungen von glücklich bestandenen Mensuren, und Mitte Dezember traf ein Brief ein mit der frohen Botschaft: „Hurrah, ich bin als Corpsbursch recipirt!“ und voll freudigem Stolz, nun das wirkliche Corpsband tragen zu dürfen.

Kurze Zeit ehe Heinrich uns verließ, um nach Jena zu gehen, war Carl von einer Reise nach England zurückgekehrt, wo er namentlich in Oxford seinen dort studirenden Freund Leslie und in Girton College, einem der beiden weiblichen Colleges von Cambridge, seine Cousine Alice Zimmern, die dort dem Studium der alten Sprachen oblag, besucht hatte. Von London aus hatte Carl einen Ausflug nach Paris unternommen, der ihm auch die Möglichkeit gewährte, seiner Tante Clémence unser Aller Theilnahme auszusprechen und das Haus und die Werke seines Onkels Heinrich zu sehen, so lange noch alles unberührt war, wie er es verlassen hatte. Der eigentliche Anlaß zu dem Pariser Ausfluge war aber für Carl der Wunsch gewesen, sich eingehend mit dem bekannten Orientalisten und Assyriologen, Julius Oppert, dem Vetter meiner Frau, zu besprechen; denn er war entschlossener als je, Orientalia zu seinem eigentlichen Studium zu machen. Er nahm mir das Wort ab, daß ich, wenn er seine juristischen Studien vollendet und sein Referendar-Examen gemacht haben werde, mich der weitern Verfolgung seiner orientalistischen Studien nicht entgegensetzen werde.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte bei uns ging Carl zunächst nach Göttingen, wo er neben juristischen Collegien (unter anderm auch Uebungen bei Ihering) hauptsächlich orientalistische Vorlesungen bei Kielhorn, de Lagarde und einem jungen talentvollen Privatdocenten Dr. Paul Haupt hörte.

In jenen Tagen hatte ich auch Gelegenheit, mich einmal persönlich von der Nützlichkeit der merkwürdigen Erfindung des Telephon zu überzeugen. Man mag noch so viel von solchen Dingen gehört haben, ihre Bedeutung mag uns noch so einleuchtend demonstrirt worden sein, die rechte Anschauung davon

gewinnen wir erst, wenn wir uns ihrer bedienen. So ging es mir auch mit dem Telephon, als ich mich eines Tages von der am Mittelweg in Harvestehude belegenen Wohnung des Herrn Horwitz aus mit ihm, der sich auf seinem fast eine Wegstunde weit entfernten Comptoir befand, unterhalten konnte, wie wenn er neben mir gestanden hätte.

Seither hat sich das Telephon ja noch vielfältig vervollkommnet und auf den Verkehr mit anderen Städten ausgedehnt.

Nicht lange sollte es übrigens währen, bis in Berlin, — es war, wenn ich nicht irre, Mitte September —, die elektrische Straßenbeleuchtung eröffnet wurde, bei welcher Gelegenheit Oberbürgermeister Forckenbeck „auf den großen Lichtfinder, Dr. Werner Siemens," ein Hoch ausbrachte.

Auch wir in Hamburg blieben nicht lange zurück; an einem der ersten Tage des Dezember wurde die elektrische Beleuchtung auf unserm Rathhausmarkte eröffnet, und bald berichteten mir Frau und Kinder von der zauberischen Wirkung des plötzlichen Entstehens des vollen Lichtes aus tiefster Dunkelheit.

Doch, ich bin den Ereignissen vorausgeeilt und nehme den Faden meiner Erzählung da wieder auf, wo, — es muß bald nach dem Tode meines Bruders gewesen sein —, die Nachricht von dem drohenden Weggange der Familie Eckardt aus Hamburg uns Alle wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf. Die Veranlassung dazu ist seinerzeit so viel besprochen und allen, die sich für Dr. Eckardt interessiren, so bekannt, daß ich hier nur die Hauptmomente des Herganges in ganz kurzen Zügen wiederholen werde. Der übrigens mit Dr. Eckardt persönlich näher bekannte hiesige russische Geschäftsträger, Herr von Mengden, hatte sich, wie später behauptet wurde, ohne eigentlichen Auftrag und im überbeflissenen Eifer, sich der russischen Regierung angenehm zu machen, gemüßigt gefunden, bei dem damaligen Präsidenten des Senates, Herrn Bürgermeister Dr. Petersen, im Namen seiner Regierung Vorstellungen gegen die schriftstellerische Thätigkeit Dr. Eckardt's als Sekretär des Senates zu erheben. Es ist bekannt, daß Dr. Eckardt, aber immer anonym, eine Reihe von Schriften publizirt hatte, die eine scharfe Kritik russischer Zustände enthielten, und gegen diese richteten sich die Vor-

stellungen Baron Mengden's. Bürgermeister Petersen hielt es seinerseits für seine Pflicht, ohne sich vorher über die doch für die Politik des Hamburgischen Senates entschieden maßgebenden Ansichten der Reichsregierung zu informiren, — welche, beiläufig bemerkt, wie man bald erfuhr, die publizistische Thätigkeit Dr. Eckardt's durchaus nicht mißbilligte —, seinen Senatssekretär zur Einstellung seines Schriftstellerthums zu mahnen. Dr. Eckardt lehnte dieses Ansinnen ab, indem er gleichzeitig ein Abschiedsgesuch an den Senat richtete. Es gelang dann zwar mehrseitigen Bemühungen, Dr. Eckardt zunächst wieder zur Zurücknahme seines Entlassungsgesuches zu veranlassen. Einige Wochen darauf erneute indessen Eckardt dieses Gesuch, da er der an ihn ergangenen Aufforderung, nach Berlin überzusiedeln, Folge zu leisten wünschte. Im Juni wurde er zum preußischen Geheimen Regierungsrath ernannt und gleichzeitig sein erblicher Adel, von dem er bisher keinen Gebrauch gemacht hatte, in Preußen anerkannt. Im Sommer 1885 wurde er dann, wie bekannt, als kaiserlich deutscher Consul nach Tunis gesandt.

Wie schmerzlich unser ganzes Haus von der Kunde des zwischen Dr. Eckardt und dem Senate ausgebrochenen Konfliktes berührt wurde, wie ängstlich wir alle die verschiedenen Phasen desselben verfolgten und in wie trüber Stimmung wir der Zukunft entgegensahen, als endlich der Fortgang dieser uns so eng befreundeten Familie von Hamburg unabwendbar geworden war, brauche ich nicht näher auszuführen. Einstweilen waren wir darauf bedacht, während der wenigen Monate, die uns noch vergönnt waren, soviel wie möglich mit den lieben Freunden zusammen zu sein.

An einem Sonntage, wo unter unseren Tischgästen auch Eckardts sich befanden, trank ich unter traurig heiteren Rückblicken den Freunden auf eine glückliche Zukunft in Berlin zu. Einen Augenblick herrschte trübe nicht thränenlose Stille. Dann erhob sich Dr. Eckardt zu einer Erwiderung; er sprach rasch, sogar theilweise humoristisch, während man ihm doch in seinen herzlichen Worten voll Geist und Feuer seine tiefe schmerzliche Erregung anmerken konnte. Am Abend erzählte er köstliche Geschichten aus der Bukowina und holte eine Dichtung seines Collegen im

Senate, des Archivars Dr. Otto Beneke, an ihn, hervor, in welcher dieser die Beschwerden des bevorstehenden Eckardt'schen Umzuges heiter humoristisch behandelte, mit dem plattdeutschen Refrain: „Wenn wi da man irst öwer wär'n". Dadurch kamen wir auf Beneke's „Hamburgische Geschichten und Sagen", aus denen Eckardt schließlich einiges vorlas, wobei er sich bemühte, das ihm so fernliegende Hamburgische Idiom nachzuahmen.

Nicht lange darnach gab es in unserm Garten einmal ein von Bella Eckardt und ihrer Schwester Annette schnell improvisirtes Guitarren-Concert, hauptsächlich wohl unserer alten Tante Löwenthal zu Ehren, die, wie alle Welt, die Eckardt'schen Kinder mit schmerzlichem Bedauern ziehen sah, aber auch zur Freude der ganzen großen Kinderschaar des Klosterstieges, die eine andächtige Zuhörerschaft bildete.

Die kleine Annette, Otto's Gespielin und Altersgenossin, die erst kürzlich die ersehnte Guitarre erhalten und handhaben gelernt hatte, konnte selbstverständlich ihren in Spiel und Gesang anmuthig geübten Schwestern nicht an die Seite gestellt werden, gleichwohl wußte auch sie dem Instrumente süße Töne zu entlocken und dazu mit einer glockenreinen Stimme zu singen.

Einen sehr angenehmen Tag verlebten wir Mitte Mai mit Eckardts und Herrn von Dommer bei Frau Zacharias in Hamm, wo sie seit längerer Zeit das von einem schönen Garten umgebene ehemalige Newman'sche Haus bewohnte, in welchem sie ihre Gäste ebenso heimisch zu machen verstand, wie ehemals in ihrem gemüthlichen Hause in Fontenay.

Die Reihe der eigentlichen Abschiedsfeierlichkeiten für Eckardts, deren Abreise nun nahe bevorstand, begann am 8. Juni mit einem Diner bei Herrn Pius Warburg in Altona, zu welchem wir mit Dr. Eckardt und Frau hinausfuhren, während inzwischen fünf Eckardt'sche Kinder mit Mariechen und Anna bei uns zu Mittag aßen und die Seligkeit des unbewachten Alleinseins genossen.

Andern Tages bei Steinerts brachte Dr. Eckardt einen sehr schönen Toast auf Herrn und Frau Steinert und auf meine Frau und mich aus.

Am folgenden Tage aßen Eckardts wieder bei uns; an

dem von Frau Dr. Eckardt erbetenen Aalsuppenschmaus nahm nur noch, von Fremden, Frau Zacharias Theil. Dr. Eckardt, der eben von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war, erzählte interessant von seiner Audienz bei dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, zu denen er zum Thee befohlen war und die sich ungemein huldvoll gegen ihn erwiesen hatten. Der Kronprinz hatte ihm unter anderm ausdrücklich für seine Bücher über Rußland gedankt, durch die er Deutschland einen großen Dienst erwiesen habe.

Auch einem Abschiedsdiner der „Wilden Männer" wohnte ich, von Dr. Curschmann dazu eingeladen, am folgenden Montage bei. „Die Wilden Männer" nennt sich eine großentheils von Fremden gebildete, seit mehreren Jahren hier bestehende Gesellschaft von Männern der verschiedensten Berufsarten. Bei dem in Meyer's Hôtel an der Esplanade gegebenen Feste würzte eine Fülle überwiegend guter und formvollendeter Toaste das Mahl aufs beste.

Nach beendetem Diner führte mich Director Curschmann in das Restaurant des Bahnhofsgebäudes am Dammthor, wo wir noch in Gesellschaft verschiedener Herren, Oberst Streccius, Director Friedländer, Geheimrath Neumayer und anderer beim Bier ein Stündchen gemüthlich verplauderten.

Inzwischen aßen bei uns zu Hause mit meiner Frau und meinen Kindern Frau Dr. Eckardt mit allen Kindern, meine Schwester und Herr von Dommer in zwanglosester Gemüthlichkeit zu Mittag. Frau Dr. Eckardt hatte bei dieser Gelegenheit in muthwilliger Laune zu meiner Frau gesagt: „Ach, wie schön, daß wir allein sind, wenn Ihr Mann da ist, ist es immer so feierlich."

Noch einmal, zum letzten Male, aßen Dr. Eckardt und Frau mit fünf Töchtern bei uns zu Mittag — ganz heiter, wie es so zu gehen pflegt, wo jeder sich bemüht, der freundlichen Gegenwart zu leben. Ich weiß nur, daß zwei wichtige soeben vom Telegraphen gemeldete Ereignisse viel besprochen wurden, nämlich Ignatiew's Abberufung, an dessen Stelle Tolstoi treten sollte, und Garibaldi's Tod, sowie Erörterungen über seine Bestattung, da die Regierung seinem letzten Willen, verbrannt zu werden, nicht willfahren zu wollen schien.

Am 14. Juni schlug die Stunde des Abschieds. Gegen zehn Uhr Morgens erschienen Eckardts noch einmal bei uns, um uns Lebewohl zu sagen. Frau Dr. Eckardt ging mit ihren Töchtern nach Timmendorf an die Ostsee, Dr. Eckardt nach Berlin, wo sich ihm, wie schon erwähnt, eine neue Thätigkeit eröffnet hatte; die Knaben blieben noch bis zum Beginn der Ferien in Hamburg.

Hiermit schließt ein hübsches Kapitel in unserm Leben ab. Wir haben die Freunde Eckardts nicht verloren, sind in vielfachen Beziehungen mit ihnen geblieben; aber der traulich-nachbarliche Verkehr, das innige Miteinanderleben hat sein Ende gefunden. Zum Glück blieb, wie ich binnen kurzem berichten können werde, das Haus Nr. 20 im Klosterstieg nicht öde und verlassen für uns.

Die Geselligkeit nahm auch nach Eckardts Scheiden ihren lebhaften Fortgang. So gedenke ich eines Sonntags, wo wir mit Freunden zu einem muntern Diner bei Frau Adele Lippert in Flottbeck vereinigt waren. Sie war schon leidend, aber doch noch aufgelegt einen größern Kreis um sich zu versammeln. Es war das letzte Mal, daß wir sie sahen und sprachen! Im Herbst erlöste ein sanfter Tod sie von schweren Leiden.

Auch bei Ludwig Lipperts in Nienstedten verbrachten wir im Spätsommer noch einmal einen angenehmen Mittag und Abend. An jenem sonnigen, köstlichen Tage, der uns langes Verweilen in den Gartenanlagen gestattete, entsinne ich mich mit Vergnügen diverser interessanter peripatetischer Unterhaltungen mit Direktor Rümker, Dr. Brinckmann und Dr. Köstlin.

In seiner uns Allen bekannten und unser Aller Bewunderung stets neu erregenden, einem geistigen Brillantfeuer ähnlichen Elasticität, — die sich so kleine Dinge, wie Ermüdung oder gar Vortisch-Flauheit nicht anfechten läßt —, hielt Köstlin namentlich meiner Frau Vortrag über das auch mich fesselnde Thema des Standes der deutschen Geographie zur Zeit der Völkerwanderung und der Städte, die damals schon eine Rolle spielten. „Sie wissen natürlich“, so schloß er, sich zu meiner gänzlich ahnungslosen Frau wendend, „von dem Schriftsteller Ausonius, der die

Mosel in einer eigenen Dichtung, dem Idyll „Mosella“ gefeiert hat . . .“

Einen wesentlich aktuellern Inhalt hatte unsere Unterhaltung mit Dr. Brinckmann. Dieser theilte uns mit, daß in diesen Tagen, — irrthümlich an ihn „Au directeur du Musée à Hambourg“ —, im Auftrage der Wittwe Heinrich Lehmann's, meiner Schwägerin Clémence, eine Anfrage an die Kunsthalle ergangen wäre, ob man geneigt sei, anstatt des Portrait des Abbé Deguerry, ein anderes „gleich gutes“ Werk ihres Mannes zu nehmen? Ich war zwar mit dem schnellen und entschiedenen Abrathen meiner Frau nicht einverstanden, sondern, nach unseren verschiedenen Temperamenten, mehr für ruhiges Erwägen der Frage, schon aus dem Grunde, weil ich wußte, wie nahe der Abbé Deguerry meiner Schwägerin gestanden, der ihr Beichtvater gewesen war, sie getraut und ihre beiden früh verstorbenen Kinder getauft hatte, und dessen tragischer Tod sein Andenken noch fester mit ihr verknüpfte. Dennoch war auch ich nach reiflicher Erwägung der Meinung, die ich auch Bürgermeister Weber gegenüber vertrat, als dieser mich einige Zeit nachher persönlich in der Angelegenheit aufsuchte, daß es wohl am besten bei dem verbliebe, was mein Bruder testamentarisch verfügt habe.*

---

*) Das Portrait des Abbé Deguerry ist nach dem im April 1893 erfolgten Tode von Madame Clémence Lehmann in den Besitz der Kunsthalle übergegangen.

Vielleicht ist es von Interesse, bei dieser Gelegenheit einen Passus aus dem Pariser Tagesblatte „Le Français“ vom 8. Februar 1883 vorweg zu nehmen, der in einer kritischen Beleuchtung der „Exposition des oeuvres de Henri Lehmann“ auch Bezug nimmt auf das genannte Bild: „ . . . . . On découvre avec non moins d'intérêt les portraits des trois grandes victimes assassinées par les communards . . . . .

(Sie waren als Geiseln ergriffen, wie so viele andere.)

„Monseigneur Darboy, l'archevêque de Paris, l'abbé Deguerry, curée de la Madeleine, et le président Bonjean“.

„N'est ce-pas un fait singulier et jusqu' à un certain point „tragique, qu' ils aient eu pour peintre un artiste, qui devait être „lui aussi, cruellement frappé, sinon par les assassins, du moins par „les incendiaires de la Commune? . . . . .“

Anm. d. Herausgeb.

Im Laufe des Juni unternahmen wir eines Morgens eine Parthie nach Wohldorf, das meine Frau noch gar nicht kannte, mit Herrn Steinert, der als Fabrikinspektor dort zu thun hatte, seiner Frau, Mariechen und unseren Geschwistern. Die Parthie verlief sehr munter; erst gegen acht Uhr Abends kehrten wir zurück und brachten, als Beute, für den altdeutschen Eßzimmerbort einige herrliche Kacheln von einem niedergerissenen Ofen aus Poppenbüttel mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf fand zu Ehren einer Freundin von Frau Geheimrath Lohde und Curschmanns, Frau Consulin Hoffmann aus Florenz, eine kleine Soirée bei uns statt, auf der auch Dr. Brinckmann und Frau anwesend waren. Meine Schwester hatte ihm von unseren blauen Kacheln erzählt, die er nun zu sehen verlangte, sie zwar nicht aus der besten Zeit stammend, aber dekorativ sehr hübsch fand.

Unser Ehrengast, Frau Hoffmann, fand bald Beziehungen zu Mathilde Arnemann senior und junior, zu Brinckmanns und zu Eyssenhardt und dessen Mutter. Bei dem sehr animirten Souper brachte unser alter Freund Cobelli einen wirklich recht hübschen Toast in Versen auf sie aus.

Frau Arnemann war mit ihrer stattlichen jungen Enkelin an diesem Abend schon um sieben Uhr gekommen, um, in ihrer herzgewinnenden Hülfsbereitschaft, dem leidenden Fräulein Jwen die für sie erwirkte Karte für die „Elisabeth-Rosen" in Carlsbad selbst zu übergeben. So hatten die Damen Zeit, sich bei uns umzusehen und zur Freude meiner Frau „den himmlischen Bort," wie die jüngere Mathilde ihn nannte, sowie unsere Räume und Bilderwände zu bewundern, über welche letzteren ihr, als junger Künstlerin, wohl ein Urtheil zustand.

Am Abend des Johannistages gab es bei Curschmanns ein vom herrlichsten Wetter begünstigtes hübsches Gartenfest mit darauf folgendem Tanz. Der Garten war mit bunten Lampions glänzend erleuchtet. Den Ball eröffnete eine Polonaise mit Touren im Garten, und die Jugend, vor allem unser Mariechen, schwamm in Seligkeit.

Eine größere Reise unternahmen wir in diesem Sommer nicht; die Meinigen machten verschiedene kürzere oder längere

Ausflüge. Zunächst ging meine Frau, einer Einladung von Frau von Eckardt folgend, auf einige Tage nach Timmendorf, während deren Mariechen, wie immer bei solchen und allen Gelegenheiten, vortrefflich für mich sorgte.

Dann begleitete Mariechen meine Mutter auf einige Wochen nach Düsternbrook. Ihre Briefe an uns waren ganz erfüllt davon, wie viel Bewunderung Großmama errege. Diese war es schon gewöhnt, als „merkwürdige Frau" wegen ihres geistesfrischen hohen Alters zu gelten und nahm die Huldigungen mehr als dem letztern, denn ihr selbst gebracht, mit ihrem gewohnten Humor entgegen. Es scheint denn auch, daß sie mit Klaus Groth, Pius Warburg und auch Adalbert Delbrück die interessantesten Unterhaltungen führte.

Letzterer, Delbrück, freilich hatte, wie mir schien, noch mehr Auge und Ohr für die Enkelin; wenigstens berichtete mir meine Frau, die auf einen Tag nach Kiel gefahren war, um Professor Völkers wegen ihrer Augen zu consultiren, daß Herr und Frau Delbrück sich gegen sie aufs freundlichste über die Anmuth und reizende Heiterkeit unseres Töchterchens ausgesprochen hätten.

Später, während Heinrich's Ferienzeit, gestattete ich diesem, in Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, mit seiner Schwester Marie auf acht bis vierzehn Tage Helgoland besuchen zu dürfen.

Im Juli machte ich mir, durch eine Erholungsreise Fräulein Amyot's darauf angewiesen, etwa vierzehn Tage lang nicht unwillkommene Ferien, in welchen ich es mit der Arbeit nicht allzu ernst nahm und auch manche Stunde angenehm verträumte.

Als ich so eines Vormittags mit meiner Frau im Garten saß, trat Direktor Classen herein und brachte mir Auskunft über eine für den ersten Band von Seeley's „Stein" lange vergeblich gesuchte und darum einstweilen bereits von mir ins Deutsche zurückübertragene Stelle über Phokion im Niebuhr. Das heißt, er brachte mir den Niebuhr selber. Bei dieser Gelegenheit äußerte Classen sich auf das liebenswürdigste anerkennend über meine deutsche Uebersetzung des Seeley'schen Werkes und ganz speziell über meine Rückübertragung der betreffenden Niebuhr'schen Stelle. Satz für Satz las er mir, aus Niebuhr's „Vorträgen

über alte Geschichte", das deutsche Original und dann meine deutsche Fassung vor und verlangte, in seiner beweglich-lebhaften Art, daß ich ebenso in Ekstase darüber gerathen solle, wie er. Auf andere Themata übergehend, unterhielt er mich dann wohl noch eine Stunde lang ausgezeichnet, fragte auch schließlich nach Carl und seinen Studien und mahnte mich, als er von seiner Liebhaberei für orientalische Sprachen hörte, ihn nun um so mehr bei dem juristischen Studium, als tüchtige Grundlage, festzuhalten. Unumwunden und energisch äußerte Direktor Classen seine Abneigung gegen das ganze Corpsleben und -treiben, als er, auf seine Frage nach Heinrich, von mir erfuhr, daß dieser Corpsstudent sei.

Ende Juli machten wir mit meiner Schwester, Fräulein Alice Hahn und Annchen eine sehr hübsche und lohnende Parthie, theils per Eisenbahn, theils in Marie's Wagen, nach der Rohlfshagener Kupfermühle. Die Veranlassung dazu bot eine auf Wunsch von Fräulein Wohlwill von meiner Frau übernommene Inspektion einer in der Nähe von Rohlfshagen befindlichen Ferienkolonie des Paulsenstiftes. Die Parthie gab mir auch einige Tage später zu einer ebenso angenehmen wie nützlichen Beschäftigung Veranlassung. Anna hatte als Thema eines Schulaufsatzes eine Landparthie zu schildern, wählte dazu unsere Ausfahrt nach Rohlfshagen und gestattete mir freundlichst, ihr in meinen jetzt freien Nachmittagsstunden bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes behülflich zu sein, der uns ein gutes Zeugniß eintrug.

In den Tagen vom 10. bis zum 13. August hatten wir hier ein großes Sängerfest, an dem die Meinigen und ich uns nicht nur als Beschauer der geschmückten Straßen und des Festzuges und als Zuhörer bei den in der Ausstellungshalle auf der Moorweide veranstalteten großen Conzerten, sondern auch insofern thätig betheiligten, daß wir während der Festtage zwei Sangesbrüder bei uns aufnahmen. Es waren zwei anspruchslose und sehr artige Herren aus Schwiebus in der Uckermark, ein Buchdruckereibesitzer Hennigmann und ein vortrefflich Klavier spielender Organist Namens Brieger.

Mitte August zogen David und Felix Eckardt, die während der Ferien in Timmendorf gewesen waren, zu uns, um noch bis

zu Michaeli die hiesige Schule besuchen zu können, bevor sie nach Berlin übersiedelten. Die Knaben waren sehr verschieden begabt; der ältere, David, für das eigentliche Lernen weniger, dagegen ein ganz weltgewandter angenehmer Plauderer und als Zugabe recht musikalisch; der jüngere, Felix, ungewöhnlich gescheidt und talentvoll, beide aber aufgeweckte, muntere, wohlerzogene und äußerst bequeme Hausgenossen. Wir verbrachten mit den Jungen angenehme Wochen; nach Tische wurde in der Regel etwas vorgenommen, spazieren gegangen, öfter zum Konditor Nobiling in Eppendorf, wo es zwei köstliche, namentlich von den jüngeren Kindern hochgeschätzte Dinge, Chokolade und eine Schaukel gab, oft auch zu Wasser gefahren, wo uns dann die Eckardt'schen Jungen, Alfred und Gustav Leo und später auch Heinrich ruderten. Bisweilen wurden gesellige Spiele, besonders Dichterkranz und Rathspiele, zur großen Belustigung auch der Erwachsenen gespielt.

Am 26. August wurden wir von Carl, der das Manöver in Sachsen mitmachte, durch die Nachricht erfreut, daß er zum Vicefeldwebel ernannt worden sei. In einem etwas spätern Briefe erzählte er uns, sein Hauptmann habe scherzend zu den Offizieren gesagt: „Mein Vicefeldwebel spricht nur Arabisch und Keilschrift!" darauf habe sich ihm einer der zur Uebung eingezogenen Reserve-Offiziere als Orientalist und College vorgestellt, wodurch eine erfreuliche Anknüpfung herbeigeführt sei.

Fama behauptet, daß ich am 16. September, bei der Lektüre eines Telegramms im Hamb. Corespondenten aus Riesa, über das dortige Kaisermanöver, des Wortlautes: „Die Truppen . . . . . defilirten zweimal vor dem Kaiser", still zufrieden schmunzelnd vor mich hin gemurmelt habe: „Mein Junge auch!"

Wie dem auch sei, „mein Junge" kam am 25. September sehr glücklich und sehr erfüllt von dem Manöver, aus dem er mit guter Qualification zum Reserve-Offizier entlassen war, und von den Kaisertagen in Dresden nach Hause zurück und hatte uns viel Schönes davon zu erzählen. Namentlich die gewiß allen Soldaten unvergeßliche Begrüßung des alten Kaisers, der mit den Worten „Guten Morgen, Kameraden!" die Front abschritt und dem aus Aller Munde das fröhliche „Guten Morgen,

Majestät!" erwidert wurde, machte nicht nur bei der Jugend des Klosterstieges alsbald die Runde, sondern fand auch bei uns Allen einen freudigen Wiederhall.

Am 27. September hörten wir zum ersten Male die Glocken läuten und die Uhr schlagen an der neuerbauten St. Johanniskirche in Harvestehude, und am Sonntag den 1. Oktober fand die feierliche Einweihung der Kirche statt, ein Ereigniß, für welches sich namentlich meine Frau, als fleißige Kirchgängerin, lebhaft interessirte. Die Nähe der von unserer Wohnung kaum vierhundert Schritte entfernten Kirche erwies sich mit der Zeit als eine um so größere Annehmlichkeit für Amalie, als ihr die Predigten des neuerwählten, von Havelberg herberufenen Pastors Otto Weymann mehr und mehr zusagten. In Folge dessen besuchte sie seit längerer Zeit fast ausnahmslos an jedem Sonntag den Gottesdienst.

Schon am zweiten Sonntag darnach, am 15. Oktober, ging meine Frau auf Anna's und Marianne Leo's Bitten, mit den kleinen Mädchen zum ersten Kindergottesdienst, bei welchem Amalie von Pastor Weymann's Verkehr mit den Kindern, von den Fragen, die er an sie richtete und den Lehren, die er einflocht, auf's vortheilhafteste beeindruckt war. Anna ging dann auch in der Folge mit Lust und Eifer allsonntäglich zur Kinderlehre.

Daß auch Hektor sich Anna dabei eines Sonntagnachmittags anschloß und nur mit Mühe und List aus der Kirche locken ließ, war Anna nicht gerade erfreulich; er hat aber bald gelernt, daß er seine Herrin nur bis an die Kirchenthür geleiten dürfe, dann aber artig umzukehren oder auf sie zu warten habe.

Wir hatten in diesem herrlichen Herbste langandauernd das köstlichste Wetter, das uns allen in vielfacher Beziehung zu Gute kam, namentlich auch den Söhnen zu ihren Ferien, ehe sie zur Fortsetzung ihrer Studien, der eine wieder nach Jena, der andere, Carl, nach Berlin zogen, letzterer um sich auf seinen Referendar vorzubereiten.

Einer dieser unvergleichlich schönen Herbsttage war der 13. Oktober, an welchem wir in der Verandah bei offenen Fenstern den Morgenkaffee tranken und ich mir dann daselbst vorlesen ließ. So warm und heiter schien die Sonne, daß man

sich besinnen mußte, welchen Monat des Jahres wir schrieben, bis der Gärtner und die Kinderschaar des Klosterstieges in unsern stillen Frieden hereinbrachen, um Nußernte zu halten, welcher höhern Gewalt ich dann natürlich gutwillig wich und mich zum weitern Arbeiten in mein Zimmer zurückzog.

Inzwischen hatte sich, ich weiß nicht mehr genau, ob schon im August oder im September, in aller Stille der Einzug der Familie Götze in Eckardt's verlassenes Haus im Klosterstiege vollzogen. Wir hatten zu ihnen keine näheren Beziehungen, als daß Frau Dr. Götze eine Schwester des uns von der Neunzigsten Geburtstagsfeier meiner Mutter her durch seine freundliche Mitwirkung bekannten Dr. Fritz Krüger war. Aber es dauerte nicht lange, bis, — es war an einem schönen Septembertage —, Anna an die kleine einsam dastehende Elisabeth Götze herantrat und bald mit dieser, nach erwirkter Erlaubniß der Mutter, zu gemeinsamem Spiel in unsern Garten zurückkehrte. Wenige Tage darauf spielte Anna schon Croquet in Götze's Garten. So spann sich die Bekanntschaft langsam weiter; Frau Dr. Götze besuchte uns, und eines Tages im November rief sie meine vorübergehende Frau herein, ob sie Pastor Weymanns kennen lernen möge, die ihr soeben gemeldet seien.

Am 24. Oktober begann ich meine Memoiren zu schreiben, mit deren Beendigung ich eben jetzt [März 1885] beschäftigt bin.

Schon oft hatte mich meine Frau gebeten, doch einmal meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Ich hatte es ihr auch versprochen, die Inangriffnahme aber immer auf eine gelegenere Zeit verschoben. Jetzt schien mir diese gekommen. Da ich nun endlich kürzlich die Uebersetzung im Manuskript des dritten und letzten Bandes des Seeley'schen Werkes über Stein beendet und vorläufig, bis zum Beginn der Revision des dritten Bandes, keine dringende Arbeit hatte, so fing ich — ohne Vorwissen meiner Frau und Kinder — ganz in der Stille in Gottes Namen mit der Abfassung meiner Lebenserinnerungen an, wiewohl ich für die Zeit von meiner Geburt bis zum Herbst 1864, von wo an ich regelmäßig Tagebuch geschrieben habe, lediglich auf mein Gedächtniß angewiesen war. Außer den Memoiren, die ich Fräulein Amyot in die Feder diktirte, und der fortdauernden

Arbeit am Seeley, beschäftigten mich von Zeit zu Zeit immer die schon oft erwähnten südamerikanischen Artikel für das Brockhaus'sche Conversationslexikon, hier und da auch wohl einmal ein anderer mir, als Hamburger, von Brockhaus speziell übertragener Artikel, so damals der Artikel „Elbe", bei welchem ich mich, wie später bei dem Artikel „Hamburg", der wirksamsten Unterstützung meines Schwagers Syndikus Leo zu erfreuen hatte.

Ende Oktober zog Marie Leo, die bereits seit einigen Wochen als Gast meiner Schwester in Hamburg weilte, zu uns, wo sie dieses Mal, als ein belebendes Element für unser Haus, um so willkommener war, als es gerade in diesen Tagen sehr still bei uns geworden, die Söhne zur Universität, Mariechen zum Besuche ihrer Tante Nell nach Dresden gegangen waren. Sie befreundete sich sehr bald mit dem in jenen Tagen sich treu zu uns haltenden Max Fiedler, gerieth mit ihm in die lebhaftesten Gespräche, bewunderte, in ihrem feinempfindenden Sinn, wie freundlich er sich der einsamen kleinen Anna annahm, mit der er spazieren ging, Dame spielte und der er aus Baby's Walter Crane-Liederbüchern vorspielte und -sang. Für mich war Fiedler's Spiel immer von neuem eine Quelle größten Genusses, mochte er nun Beethoven, oder Bach, oder Schumann spielen. Von ihm lernte ich eines Abends Beethoven's wundervolle vorletzte Sonate Opus 110 As-dur kennen. Durch Vorträge aus Johann Sebastian Bach's Wohltemperirtem Klavier und seiner Orgelphantasie erfreute er ein anderes Mal nicht nur uns, sondern vor allem auch Frau Marie Zacharias, die wir eines Mittags und Abends mit ihrem Sohne Adolf und mit Hans Speckter bei uns sahen.

Es war an jenem Abend auch von Oldenberg's „Leben Wichern's" die Rede, dessen Lektüre meine Frau und ich gerade beginnen wollten, und Hans Speckter, welcher augenblicklich mit der Decorirung eines Saales im Rauhen Hause nach Cornelius' „Werken der Barmherzigkeit" beschäftigt war, wußte uns von der Anstalt, ihrer Einrichtung und ihrem segensreichen Wirken, namentlich auch unter dem jetzigen Leiter, Johannes Wichern, dem Sohne des Gründers, von seiner Güte und Milde bei aller durchgreifenden

Energie viele hübsche Züge, untermischt mit heiteren Anekdoten aus dem Anstaltsleben zu erzählen.

Um nun mit der Geselligkeit abzuschließen, gedenke ich eines Diners bei meiner Schwester Marie, das in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth war. Unter den Gästen befand sich auch Professor Eyssenhardt, welchen ich, als neuerwählten Direktor der Stadtbibliothek, in einem Toaste feierte, in welchem ich, auf seinen Junggesellenstand anspielend, die Bibliothek als seine Braut bezeichnete, ohne zu ahnen, wie nahe er daran sei, sich in den Besitz einer wirklichen Braut zu setzen. Neben ihm bei Tische saß Fräulein Mathilde Arnemann, mit welcher Professor Eyssenhardt sich ausgezeichnet zu unterhalten schien.

Zu Weihnachten kehrten wieder beide Söhne bei uns ein und brachten wie immer viel Leben in unser Haus. Nach der Bescheerung bei uns am ersten Weihnachtstage erheiterten sie die Anwesenden durch eine hübsch erdachte und ausgeführte, von Carl mit einer ernsten Ansprache eingeleitete, von Heinrich dirigirte und mit vielen komischen Einfällen gewürzte Verloosung zum Besten der von den damaligen furchtbar verheerenden Ueberschwemmungen heimgesuchten Rheinlande, die das ganz nette Sümmchen von zweiundvierzig Mark ergab.

Ein „Julklapp" brachte meiner Frau den ersten Manuskriptband meiner Memoiren, der mit Jubel begrüßt wurde und dem ich als Motto die freilich auf Poesie wenig Anspruch erhebenden Verse vorangestellt hatte:

Von meinen neunundfünfzig Jahren
Sind dreiundzwanzig Dir bekannt;
Doch wie die ersten zwanzig waren,
Das soll Dir zeigen dieser Band.

Wenige Tage vor Jahresschluß gaben wir eine kleine Tanzgesellschaft, die sehr munter verlief, obgleich meine Frau sich bald nach Beginn des Tanzes mit heftigen Halsschmerzen hatte zurückziehen und auf den Rath des unter den Gästen befindlichen jungen Dr. Cordua ins Bett begeben müssen. Sie war jedoch durch diese unangenehme Störung so wenig verstimmt, daß sie vielmehr in bester Laune behauptete, den Klängen der Tanzmusik vom Bett aus mit dem größten Vergnügen gelauscht zu haben.

Die Tanzenden ließen sich übrigens auch nicht im mindesten in ihrem Vergnügen stören, das im Laufe des Abends durch die leise geflüsterte Kunde von einem neugebackenen Brautpaare unter den Gästen noch ungemein erhöhet wurde. Es war Fräulein Alma Gobert und Dr. Strack.

Am letzten Tage des Jahres meldete sich auch Carl als Patient, ebenfalls mit heftigen Halsschmerzen. Den Sylvesterabend verlebte ich daher still mit Heinrich, Mariechen und meiner Mutter bei meiner Schwester. Ihrer Gewohnheit gemäß, fuhr meine Mutter um zehn Uhr nach Hause, Mariechen begleitete sie. Heinrich und ich blieben noch; als wir uns aber nach einer Weile von meiner Schwester mit der Erklärung verabschieden wollten, daß wir zu Hause noch bei einem Glase Punsch das neue Jahr erleben möchten, hielt Marie uns freundlich zurück, ließ Punsch bereiten und setzte uns so in den Stand, das alte Jahr bei ihr noch ganz vergnügt zu beschließen.

Das Jahr nahm insofern einen unerfreulichen Anfang, als sowohl Amalie als Carl noch während mehrerer Wochen an dem Halsleiden, das sie sich am Schlusse des verflossenen Jahres zugezogen hatten, laboriren mußten. Carl hatte aber bereits am 20. Januar nach Berlin zurückkehren können, während meine Frau noch längere Zeit ans Haus gefesselt bleiben mußte. Dies war um so beklagenswerther, als eine schon lange geplante Reise nach Paris und London dadurch von Tag zu Tag in der störendsten Weise verzögert wurde und ganz vereitelt zu werden drohte. Es handelte sich nämlich bei dieser Reise vor allem um den Besuch einer in den letzten Tagen des Januar beginnenden, nur wenige Wochen dauernden Ausstellung der Werke meines verstorbenen Bruders Heinrich. Nach dem dringenden Wunsche meiner Frau sollte Heinrich, der in dem Testamente meines Bruders reichlich bedachte Pathe desselben, jene Ausstellung und gleichzeitig die Stätte des Wirkens seines Onkels besuchen, um sich mit bleibenden Eindrücken von dem künstlerischen Walten dessen, der mit so großer Liebe für ihn gesorgt hatte, zu durchdringen. Allein aber wollten wir den erst zwanzigjährigen Jungen nicht nach Paris gehen lassen, und so hatte Amalie sich um so lieber entschlossen, ihn zu begleiten, als sie mit dieser Reise einen längst versprochenen Besuch bei ihrer Schwester Antonie in London verbinden wollte, die nach einer glücklich überstandenen schweren Operation sehr begreiflicher Weise Sehnsucht nach ihren Geschwistern empfand.

Der arme Heinrich, den die gütige Natur zum Glück mit einem für solche ungewisse Zustände wünschenswerthen phlegmatischen Temperamente ausgestattet hat, stand in Jena gewissermaßen fortwährend auf dem Anstand, in Erwartung der Nachricht,

daß er sich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde zur Vereinigung mit seiner Mutter auf dem Bahnhof in Cöln einfinden oder daß er wieder ganz abrüsten solle. Endlich waren für Amalie alle Hindernisse beseitigt, und in den ersten Tagen des Februar reiste sie nach Cöln, wo sie am nächsten Morgen verabredetermaßen mit dem aus Jena herbeigeeilten Heinrich zusammentraf und mit ihm nach Paris weiter fuhr.

Mein Leben während der Abwesenheit meiner Frau verfloß naturgemäß im ganzen ruhig. Mariechen war redlich bemüht, mir ihre Mutter als Leiterin des Hauswesens, als Mitarbeiterin, als Gesellschafterin, kurz, nach jeder Richtung hin, zu ersetzen und löste diese Aufgabe vortrefflich. Daß mir Amalie gleichwohl an allen Ecken und Enden fehlte, lag in der Natur der Sache. Wenn Mariechen durch Unterricht oder gesellige Verpflichtungen in Anspruch genommen war, konnte ich allezeit auf die gütige Unterstützung von Fräulein Alice Hahn rechnen. Die liebenswürdige junge Dame war mir sechs Wochen lang eine sehr angenehme Mitarbeiterin. Eine erfreuliche Unterbrechung des regelmäßig-stillen Ganges meines Lebens bot gleich anfänglich der mehrtägige Besuch Geheimrath v. Eckardt's aus Berlin. Er hatte dem Verein für Kunst und Wissenschaft zugesagt, über das Thema „Der falsche Demetrius“ einen Vortrag zu halten und entledigte sich dieses Versprechens in höchst fesselnder Weise. Ich freute mich ungemein, den alten Freund wiederzusehen, dessen emphatisch ausgesprochene Vorliebe für Hamburg mich, wie alle seine Freunde, höchst wohlthuend berührte.

Den einundneunzigsten Geburtstag meiner Mutter feierten wir am 15. Februar ganz gemüthlich bei uns. Wir hatten nur ihren erklärten Liebling, Frau Clara Seligman, zu Tische geladen, die am Schlusse des Mittagessens Mutters Gesundheit in einem hübschen, gereimten, plattdeutschen Toast ausbrachte und Abends zu Mutters größtem Vergnügen ganz vortrefflich aus Reuter's „Hanne Nüte“ vorlas.

Wenige Tage später feierten wir die Geburtstage meines Schwagers Leo und seines jüngsten Söhnchens mit einigen Freunden bei ihm in einer kleinen Gesellschaft, in welcher die Hauptkosten der Unterhaltung — von meiner abwesenden Frau be-

stritten wurden. Sie hatte nämlich meinem Schwager zu diesem Tage einen längern Brief geschrieben, der zu allgemeinem Ergötzen vorgelesen wurde. Darin erzählte sie unter anderm, wie sie den Leuten in Paris, mit denen sie auf der Impériale des Omnibus, im Theater und an anderen Orten zusammentreffe, ihre zum Theil, wie man es nehmen will, sehr orthodoxen oder heterodoxen, kurz den landläufigen Meinungen sehr entgegengesetzten Ansichten wiederholt in der Form mitgetheilt habe, daß sie mich als ihren Gewährsmann citirte. „Mon mari dit, que vous aurez un roi.“ Mon mari n'aime pas la musique de Wagner.“ u. s. w.

In Parenthese muß ich übrigens hier bemerken, daß mir bei einer Vorstellung von Wagner's „Tristan und Isolde“, welcher ich kürzlich mit meiner Schwester und Carl beigewohnt, — trotz meiner durch die Bekanntschaft mit diesem streng nach der Wagner'schen Theorie geschaffenen Werke keinesweges gehobenen schweren Bedenken gegen Wagner's gesammte Compositionsthätigkeit — doch die große Geschicklichkeit, Bühnenkenntniß und das außerordentliche Talent, überraschende musikalische Effekte hervorzubringen, eine gewisse Bewunderung und Anerkennung abgewonnen haben.

Reinern Genuß freilich gewährte mir ein Conzert des Cäcilienvereines, in welchem nur Compositionen des anwesenden Johannes Brahms theils von ihm selbst, theils unter seiner Leitung ausgeführt wurden.

Amalien war es mit ihrem Aufenthalte in Paris ergangen, wie es ihr in ähnlichen Fällen meistens ergeht. Nachdem sie sich anfänglich gegen die neuen Eindrücke ablehnend verhalten hatte, war sie schließlich von den Reizen des großen Babel ganz hingenommen. Nach zehntägigem Aufenthalte verließ sie Paris und begab sich nach London, während Heinrich voll neuer, und wie meine Frau hoffte, dauernder Eindrücke und namentlich, gleich meiner Frau, von den Werken meines Bruders tief ergriffen, nach Jena zurückkehrte. Amalie schrieb mir fortwährend, anfänglich aus Paris, dann aus London, Girton College und Cambridge, von der Isle of Wight und St. Leonards-on-sea, wo sie das Grab ihres Bruders Otto auf dem Ore-Cemetary

besuchte, die ausführlichsten und interessantesten Briefe, die, wie immer während ihrer Abwesenheit, meine Hauptunterhaltung bildeten. Schließlich hatte sie noch einmal auf ihrer Rückreise auf einige Tage Station in Paris gemacht, war dort von dem schönsten Frühlingswetter begünstigt und nun erst von dem wunderbaren Zauber welchen Paris auf Alle ausübt, voll und ganz ergriffen worden.

Am 19. März Abends kehrte Amalie wohl und munter nach genau sechswöchentlicher Abwesenheit zurück. Von dem bereits einige Tage vor ihr eingetroffenen Heinrich empfangen, betrat sie das reichbekränzte Haus, wo sie von mir und den beiden Töchtern jubelnd begrüßt wurde. Als sie nach dem Abendbrot wieder ins Wohnzimmer trat, fand sie die Schiebethür des Verandahzimmers weit geöffnet, dieses erleuchtet und in demselben zur Nachfeier ihres Geburtstages von mir und den Kindern eine kleine Bescheerung veranstaltet, die sie sehr erfreute.

Unter meinen Gaben befand sich auch der zweite Manuskriptband meiner Memoiren, an welchem ich so fleißig gearbeitet hatte, um ihn meiner Frau an diesem Abend überreichen zu können. Dieser Band wurde nun, wie vordem der erste Band, eifrigst von Frau und Kindern, von Schwester und Mutter gelesen, die sich alle, namentlich, zu meiner großen Genugthuung, auch die letztere, ungemein dafür interessirten.

Höchste Bewunderung erregte bei allen, die es sahen, ein Portrait, das wir in jenen Tagen bald nach Amalien's Rückkehr erhielten. Es war das meinige, von meinem Bruder Heinrich im Jahre 1855 in Paris während meines dortigen Aufenthaltes à la prima gemalt, das er in seinem Testamente meiner Frau vermacht hatte. Kaum minder erfreute uns ein anderes, mir von Heinrich vermachtes Bild, das ich kannte und sehr liebte. Es war eine von Heinrich für sich selbst gefertigte, ausgezeichnete Wiederholung eines Bildnisses meines Vaters, das Rudolf in den vierziger Jahren gemalt hatte und das meinen Vater, am Maltische sitzend, in seiner ganzen heitern Liebenswürdigkeit zeigt, seine geliebte Geige neben ihm an der Wand hängend.

Ende März traf Carl bei uns ein, um mehrere Monate bei uns zu verweilen, während deren er seine schriftliche Arbeit

für sein bevorstehendes Referendar-Examen, eine Abhandlung über das ihm aufgegebene Thema aus dem Römischen Recht: „Locatio conductio operis" ausarbeiten wollte.

Am 18. Mai sandte Carl seine vollendete Examensarbeit nach Berlin und harrte nun der Anberaumung des Termines für sein mündliches Examen. Die wenigen Wochen, die bis zu diesem Tage vergingen, benutzte er dazu, sich gründlich auszuruhen. Am Vormittag pflegte er Frau Dr. Götze regelmäßig vorzulesen, altes und neues, Sophokleische Tragödien, „Der wilde Jäger" von Julius Wolff und anderes.

Eine Nachricht, die Carl aus der Zeitung erfuhr und die besagte, daß sein bisheriger Lehrer des Assyrischen in Göttingen, Dr. Paul Haupt, nach Baltimore an die dortige Universität als Professor der Assyriologie berufen sei, wurde in der Folge für uns alle der Anlaß zu vieler und vielseitiger Erwägung und Ueberlegung. Daß Carl sich anschickte, demnächst, nach Absolvirung seines Referendar-Examens, das Studium der Assyriologie ausschließlich in Angriff zu nehmen, geschah mit meinem vollen Einverständniß. Nun aber hatte er sich ganz speciell auf den Unterricht des Dr. Haupt gespitzt. Die Berufung Haupt's nach Baltimore war daher ein gewaltiger Strich durch Carl's Rechnung, den er um jeden Preis zu neutralisiren alsbald entschlossen war. Das konnte radikal nur durch eine Reise nach Baltimore geschehen; in dieser lag alles Heil, und sich meine Genehmigung zu dieser zu verschaffen, setzte er alle Hebel an.

Nach erhaltener Ordre ging Carl nach Berlin zum Examen, welches am 15. Juni stattfinden sollte.

Ein Telegramm meldete uns am Nachmittage das glückliche Bestehen des Examens. Diese erfreuliche Nachricht war keine unerwartete. Vollständig überrascht und hoch erfreut waren wir dagegen, als meiner Frau und mir, am 19. Juni spät Abends, bei der Rückkehr von einer Vorstellung des „Herrgottschnitzers von Ammergau", Mariechen mit der Nachricht entgegengejubelt kam, daß ein aus Göttingen eingetroffenes Telegramm Carl's heute daselbst, unter Ertheilung des zweiten Grades mit Auszeichnung, erfolgte Promotion zum Dr. juris melde. Nur Mariechen hatte von seiner Absicht, unmittelbar nach seinem

absolvirten Referendar-Examen auch seinen Doktor zu machen, gewußt; uns aber hatte er die Sache mit Erfolg verschwiegen.

Wenige Tage später kam Carl wieder zu uns und war nun so voll von seinem amerikanischen Plan, daß er kaum für etwas anderes Sinn hatte. Alle Versuche, namentlich meiner Frau, die sich mit diesem Plan durchaus nicht befreunden konnte, ihn davon zurückzubringen, waren vergeblich. Die letzte Möglichkeit, eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken, erschien ausgeschlossen, als Professor de Lagarde in Göttingen, eine Autorität in solchen Dingen, den ich um Rath befragte, sich in seiner Antwort im wesentlichen mit dem Plan einer Reise nach Baltimore einverstanden erklärte. Ich mußte mich dieser Autorität gegenüber in einer Frage, in welcher mir kein eigenes Urtheil zustand, bescheiden. Schlimmstenfalls, sagte ich mir, werde die Reise für Carl in wissenschaftlicher Beziehung nur eine Pause bedeuten, die bei seiner Tüchtigkeit kein Unglück sein würde, im übrigen aber für die Erweiterung seiner Anschauungen durch die Bekanntschaft mit der neuen Welt nur förderlich sein können. Die Kosten des Aufenthaltes waren, wie sie veranschlagt wurden und wie sie sich, beiläufig bemerkt, später ergaben, nicht wesentlich höher als das, was ich Carl auf einer deutschen Universität bewilligt haben würde.

Nun aber zurück zu unserm häuslichen und geselligen Leben.

Mitte April gaben wir eine kleine Soirée, deren ich hier Erwähnung thue, weil unsere neue Nachbarin, Frau Dr. Götze, zum ersten Male einen Abend bei uns zubrachte. Von diesem Tage datirt wohl eigentlich das sich immer intimer gestaltende Freundschaftsverhältniß, welches uns und unsere Kinder mit dem Götze'schen Hause verknüpft. Von den übrigen Gästen erwähne ich noch Frau von Ploos, Hans Speckter und Max Fiedler, der durch sein schönes Spiel, namentlich Brahms'scher Compositionen, viel zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrug. Für Gesang war durch verschiedene Quartette gesorgt, bei welchen Dr. Fritz Krüger mit seiner schönen Stimme die Tenorparthie übernahm.

Auf einem größern Diner am 17. Mai, an welchem unter anderm die genannten Nachbarn, sowie Curschmanns und Frau

Zacharias theilnahmen, und auf welchem wir auch zum ersten Male das liebenswürdige und uns bald näher befreundete Ehepaar, Herrn Pastor Weymann und Frau, bei uns sahen, ließ ich das eben auf der Hochzeitsreise begriffene junge Ehepaar, Dr. Eduard Zacharias, Professor der Botanik in Straßburg, und seine junge Frau Olga, geb. Bülau, leben.

Das Rauchcollegium auf der Verandah erwies sich an jenem Abend als recht schwer zu sprengen. Ich beklagte diesen Umstand für die Damen; mußte mich aber andererseits, als Wirth, über die selten angeregte Unterhaltung der Herren freuen. Auch Herr Pastor Weymann schien bei diesem gemeinschaftlichen Genusse einer guten Cigarre, der er ebenso wenig abhold war wie ich selber, erst recht warm und mittheilsam in dem ihm noch fremden Kreise zu werden.

Mir empfahl er zur Lektüre Daudet's „L'Evangéliste", die ich mir auch alsbald von meiner Frau vorlesen ließ.

An jenem Abend war es auch, glaube ich, daß es Dr. Curschmann's Ueberredungskunst gelang, meine Frau zu dem Zugeständniß offener Fenster während der Nacht in der Schlafstube unserer Töchter zu bewegen, ja, solches für mich und sich zu adoptiren, wie wir es seitdem begonnen haben und noch heutigen Tages beobachten. „Glauben Sie mir, Herr College", hörte ich Dr. Curschmann zu meiner Frau sagen, „von Erkältung „kommt höchstens ein unschuldiger Schnupfen, keine Krankheit, diese „aber um so mehr von verbrauchter Luft in geschlossenen Räumen."

Ein recht trauriges Ereigniß, das ich hier zu verzeichnen habe, war der in diesen Tagen plötzlich erfolgte Tod unseres alten Freundes Grädener. Die Nachricht ergriff mich tief. So überquellend von geistiger Lebendigkeit, wie Grädener einem allezeit entgegentrat, konnte man sich ihn gar nicht als nicht mehr unter den Lebenden weilend denken. Freilich dürfen andererseits solche Menschen auch eigentlich nicht alt werden; die unvermeidlichen Gebrechen des Alters passen allzu schlecht zu ihrem durchaus jugendlichen Wesen, und so mochte ein Trost darin gefunden werden, daß der angehende Siebziger noch in voller Lebensfrische davon gegangen war. Wir aber werden dem feinen und gediegenen Musiker, dem geistreichen, bei all seinen Schroffheiten

wahrhaft liebenswürdigen und zartsinnigen Menschen ein freundliches, liebevolles Andenken immer bewahren.

Wenige Monate später hatten wir in einem Philharmonischen Conzerte Gelegenheit, Grädener's Kraft und Innigkeit als Liedercomponisten von neuem zu bewundern, wo wir Frau Amalie Joachim sein „Zünde nur die Opferflamme immer höher, immer heller an" aus dem „Liebesfrühling" und „Vögleins Rath": „Ich glaubte, die Schwalbe träumte schon", neben Schubert's „An die Nacht" und „Der Musensohn" singen hörten. Es war überhaupt eine illustre Gesellschaft, in der wir uns an jenem Abend befanden. Hans von Bülow spielte das schöne Conzert von Beethoven Nr. 4 G-dur und Brahms' Sonate Opus 5 F-moll. Schumann's D-moll Symphonie Nr. 4 krönte würdig das Ganze.

In diese Zeit fällt das endliche Erscheinen des ersten Bandes meiner Uebersetzung des Seeley'schen Werkes über den Freiherrn vom Stein, von dem ich ein Exemplar auch an Max Duncker sandte, der mir in einem sehr liebenswürdigen und verbindlichen Briefe dankte. Wie verdienstlich ihm Seeley's Werk an und für sich erschien, erhellt am besten aus Duncker's eigenen Worten:

> „Es gereicht mir zu besonderer Genugthuung", schrieb er, „daß Sie Ihre Kraft gerade der Arbeit von Seeley zu„gewandt haben. Die Verdienste derselben sind mir nicht unbe„kannt; ich will sie jetzt an Ihrer Hand genauer kennen lernen. „Jedenfalls ist es eine heilsame That, den Deutschen einen „ihrer besten Männer nahe zu bringen — wer kann, abge„sehen von dem Forscher, den umgestürzten Papierkorb Stein's „bei Pertz lesen? — Abgesehen, weiter davon, daß wir sehr „vieles sehr viel besser wissen, als Pertz es wußte, manches „besser als Stein selbst wissen konnte . . ."

In den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli hatten wir hier ein großes Kriegerfest, für das ich mich, offen gestanden, nicht zu begeistern vermochte. Hatte ich mich schon dem vorjährigen Sängerfest gegenüber ziemlich ablehnend verhalten, so war dies in noch viel höherm Maße bei dem von

einem Centralcomité der gesammten deutschen Kriegervereine veranstalteten Feste der Fall. Es wollte mir nicht einleuchten, daß jetzt, nach erlangter Reichseinheit, solche Feste noch nothwendig seien, und ich lehnte daher dieses Mal auch entschieden ab, Mitgliedern der Kriegervereine Quartier bei mir zu geben. Als es sich am ersten Juli für meine Hausgenossen darum handelte, einen großen, durch die Stadt ziehenden historischen Festzug der Krieger mit den Gestalten Körner's, York's, Blücher's und anderer, mit der alten Bürgergarde u. s. w. anzusehen, gönnte ich meiner Frau und meinen Kindern, meiner Vorleserin und meinen Domestiken dieses Vergnügen von ganzem Herzen und war redlich bemühet, es ihnen zu ermöglichen. Ich bestand, des entschiedenen Widerspruches meiner Frau unerachtet, darauf, daß man mich, für den an diesem Tage sonst niemand zur Gesellschaft zu erlangen war, vier Stunden lang mit der jungen, übrigens sehr artigen und anstelligen Frau unseres Gärtners, Herrn Brendler, welche sich zu meiner Bedienung erboten hatte, allein ließ. Ich vertrieb mir die Zeit mit Frühstücken, Rauchen und — Träumen.

Am 3. Juli fand die Eröffnung der großen Landwirthschaftlichen und Vieh-Ausstellung statt. Gegen Abend holte uns meine Schwester, mit ihrem Gast Emilie Leo, in ihrem Wagen ab zu einer Spazierfahrt durch den Ausstellungspark, am Hafen entlang und durch die festlich geschmückte Stadt. So milde und schön war der Tag gewesen, daß ich noch nach dem Thee, ohne Ueberzieher, auf der Lindenbank sitzen und mir von Amalie „Petit Bob“ von Gyp vorlesen lassen konnte. Carl ruhte derweil in der neuen Hängematte, die in dem Idyll des Klostersstieges seit kurzem eine Rolle spielte.

Am 13. Juli traf bei uns zu einem mehrtägigen Besuche Carl's Freund Robert von Helmholtz ein, mit dem wir uns alle rasch auf's herzlichste befreundeten. Tags darauf, am 14. Juli, wurde mir eine völlig unerwartete, sehr angenehme Ueberraschung zu Theil. Es war an einem Sonnabend, als, nach dem zweiten Frühstück, Amalie mir in einem etwas verdrossenen Ton, der mich aber nur ganz vorübergehend frappirte, sagte, sie müsse noch zur Stadt. Bei Tische gab es gutes, aber ungewöhnlich langsam servirtes Essen, woran ich, der ich in einer

besonders milden Stimmung war, gar keinen Anstoß nahm. Endlich erschien, — wie ich nun erfuhr verspätet —, eine schöne Kirschtorte mit Geburtstagslichtern.

Es war also heute meine Geburtstagsfeier. Warum dieselbe verfrühet gefeiert wurde, sollte ich alsbald erfahren. Amalie hatte mich zu meinem Wiegenfeste mit dem Vortrage meiner Lieblings-, der Kreuzer-Sonate von Beethoven überraschen wollen; Mariechen hatte sich die Klavierparthie in den Stunden, welche sie seit einiger Zeit von Herrn Vietzen erhielt, einstudirt, und letzterer die Violinparthie übernommen. Er hatte aber an diesem Morgen meiner Frau mitgetheilt, daß er andern Tages auf ärztliches Geheiß nach Helgoland reisen müsse und nur noch diesen Abend kommen könne. Das hatte Amalie zu der schnell improvisirten Feier bewogen.

Ein Fähnchen auf der Torte verhieß mir, in einem allerliebsten Gedichte, neben anderen schönen Dingen, von Frau und Kindern ein Ruderboot! auf welchem ich meinem geliebten Wassersport in Zukunft con amore würde obliegen können. Heinrich, der von der Bedeutung des Tages telegraphisch verständigt worden war, sandte, noch während wir bei Tische saßen, eine Glückwunschdepesche, die mit den Worten „wünsche wohl zu rudern" schloß.

Glückselig war vor allem unsere Anna! Sie hatte, wie wir Alle gelegentlich, (so Amalie und ich noch vor wenigen Tagen), in letzter Zeit besonders viel in dem Götze'schen Boote mit ihrer Freundin Elisabeth gerudert. Ein eigenes Boot zu besitzen, dünkte sie aber doch noch viel schöner, und bald wußte der ganze Klosterstieg die erfreuliche Kunde, daß Lehmanns ein Ruderboot haben würden.

Das Boot, eine große sichere „Jolle", wurde im Winter bei dem Bootbauer Schütt auf der Uhlenhorst gebaut; es erhielt den Namen „Klosterstieg" und seinen Platz an einem neuen Steg am kleinen Klosterstieg und hat mir und den Meinigen schon eine Reihe von Jahren ungezählte genußreiche Abende auf der kühlen Alster gewährt.

Doch zurück zu der Geburtstagsfeier.

Am Abend gesellten sich zu den Hausgenossen, zu denen auch Marie Leo und Robert von Helmholtz gehörten, die schnell eingeladenen Schwester Marie und Cousine Emilie, Curschmanns, Ledlie und Herr Vietzen. Mariechen spielte die Kreuzer-Sonate recht brav und Ledlie verschiedene Klavierstücke sehr hübsch. Eine fröhliche Stimmung herrschte bei Alt und Jung und nicht zum wenigsten bei mir altem Sechziger; denn ich war stolz auf die Meinigen und glücklich in ihrem Besitze!

An meinem eigentlichen Geburtstage, dem 26. Juli, aßen wir zu guterletzt, ehe allerseits die Sommerreisen angetreten wurden, bei meiner Schwester zu Mittag und verzehrten, in Gesellschaft von Professor Eyssenhardt und seiner jungen Frau, geb. Arnemann, nebst unseren Geschwistern und einigen anderen Gästen eine köstliche Aalsuppe, bei der ich, in einem scherzhaften Toast, meine eigene Gesundheit ausbrachte.

Am 27. Juli traten wir unsere Reise, diesmal nach Aussee in Steiermark, an, wo wir nach durchfahrener Nacht am nächsten Tage gegen Abend eintrafen. Wir waren, wie öfter auf Reisen, auch diesmal bei Tage in der dritten Klasse gefahren, in der wir zu unserer angenehmen Ueberraschung in Oesterreich die beste Gesellschaft fanden, so unter anderm zwei junge Männer, Dr. Moritz Ertl, einen Rechtsanwalt aus Wien mit seinem jüngern Bruder Emil, einem Studiosus der Rechte, die wir später in Aussee noch als liebenswürdige, feingebildete Leute näher kennen zu lernen Gelegenheit haben sollten.

In Aussee — Markt Aussee — war unser Empfang zunächst kein freundlicher. Bei strömendem Regen hatten wir längere Zeit umherzufahren, bis wir endlich im „Wilden Mann“ eine leidliche Unterkunft fanden. Der Wilde Mann erwies sich aber glücklicherweise für unsere bescheidenen Ansprüche so genügend, daß wir während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes dort verblieben. Am nächsten Morgen zeigte Markt Aussee schon ein freundlicheres Gesicht. Vormittags sahen wir uns das Badeleben in dem kleinen Kurgarten ein wenig an; am Nachmittage machten wir auf einer Fahrt nach dem am See reizend gelegenen Alt-Aussee und auf einem dort unternommenen Spaziergange die

erste Bekanntschaft mit der unvergleichlich lieblichen Umgegend. An diese Parthie schlossen sich im Laufe der Zeit andere Ausflüge in die nähere und entferntere Umgebung, deren es hier eine außerordentliche Fülle giebt: zum Schmiedgut, nach Sanct Leonhard, dem Frosch, der Wasnerin, dem Fuchsbauer, dem Lenauhügel, dem Grundlsee, Hallstadt und wie die schönen Punkte alle heißen. Unter der Leitung jenes obengenannten Herrn Emil Ertl machten wir auch eines Tages einen Spaziergang nach der „Zirbelkiefer", einem prachtvollen, malerisch auf einer Anhöhe thronenden Nadelholzbaum, der, wie man mir sagt, weithin von der ganzen Umgegend sichtbar ist.

Die angenehme aber kurze Bekanntschaft mit den Herren Ertl war übrigens fast die einzige nennenswerthe, die wir in Aussee machten. Mariechen befreundete sich mit einem Fräulein Schnabel aus Wien; aber weder Anna noch wir Alten fanden Gelegenheit zu einem Anschluß an die zum größten Theil aus Wienern bestehende Gesellschaft, die hier zur Sommerlust weilten und sich gegen Fremde äußerst exclusiv verhielten. Ob wir das sehr zu beklagen hatten, kann ich nicht beurtheilen. Gewiß ist, daß wir mit uns allein ganz vergnügt waren und das meist schöne Wetter in der herrlichen Natur auf's mannichfachste genossen.

Viel zu unser aller Unterhaltung trug auch die Lektüre der Schriften Rosegger's „Ueber Land und Leute in Steiermark" bei. Zum Nachtisch pflegten wir uns dann an Wippchen's Kriegsberichten, deren zweites Heft mir Dr. Krüger noch am letzten Tage in Hamburg verehrt hatte, lachend zu ergötzen.

Unsere Mittagsmahlzeiten nahmen wir nach österreichischem Brauch allein an einem besondern Tische, bei günstiger Witterung im Freien ein. Alles was uns an Aeußerungen des steirischen Volksthums entgegentrat: Sprache, Gesang, Tanz, Tracht, interessirte uns und namentlich Mariechen aufs höchste. Sie hatte sich mit unserer Erlaubniß von ihrem ersparten Gelde einen steirischen Anzug anfertigen lassen, der ihr sehr gut stand, und wir hatten ihr ein lebhaft von ihr ersehntes, zu dem Kostüm gehöriges silbernes Collier geschenkt. Mehr als an allem übrigen aber fand sie Gefallen an den steirischen Jodlern und war darauf bedacht, sich dieselben ent-

weder in schon vorhandenen Noten zu verschaffen oder sie gelegentlich einigen Landmädchen abzulauschen, um sich und andere auch noch in späterer Zeit dadurch erfreuen zu können. Eines Tages waren wir die Zeugen einer musikalischen Leistung, die ich wohl als eine charakteristische Aeußerung des steirischen Nationalwesens bezeichnen und als solche etwas näher schildern darf. Wir waren auf einem Nachtischspaziergange beim Loitzl, dem Wirth einer auf einer Anhöhe in der Nähe von Aussee sehr schön gelegenen, sehr beliebten „Caféterie“, wie es hier zu Lande heißt, eingekehrt. Nachdem wir dort unsere Vespermahlzeit eingenommen hatten, machte sich meine Frau mit Mariechen, dem inzwischen eingetroffenen Carl und Fräulein Schnabel zur Besteigung eines das „Bärenmoos“ genannten höhern Punktes auf, während Anna mir Gesellschaft leistete. Nicht lange hatte ich mit dem Kinde geplaudert und ihm, wie ich es bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, durch Räthselfragen und dergleichen die Zeit zu vertreiben gesucht, als ein aus einem Zimmer zu ebener Erde erschallendes, ungewöhnlich hübsches Violinspiel unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Anna, die ans Fenster getreten war, berichtete mir zunächst, ein Herr ertheile einem Knaben Violinunterricht und dann bei nochmaliger näherer Erkundigung, es sei der Loitzl selber, der mit seinem zwölfjährigen Knaben Hansl auswendig Duette spiele. Nun trat ich selbst an das Fenster und überzeugte mich mit großem Vergnügen, daß die beiden Geiger steirische Jodler und Tänze in den verschiedensten Tonarten mit den mannichfachsten Modulationen vollkommen rein und sehr hübsch spielten. Ich hörte dem Spiele lange unermüdet zu. Als nun die Bergsteiger von ihrem wunderbaren Ausflug und der unbeschreiblich schönen Aussicht vom Fuchssteinblick hinab in das stille saftig-grüne Thal, mit dem Dachstein hoch darüber thronend, — alles in goldigen Abendsonnenschein getaucht —, ganz erhoben zurückkehrten, waren auch sie in der rechten Stimmung für die friedliche Poesie, die ihrer harrte. Die Dämmerung war bereits stark eingetreten; in dem nur durch eine Kerze erhellten traulichen Stübchen des Loitzl, welchem als einziger Wandschmuck ein Krucifix diente, lauschten wir andächtig dem Spiele des Vaters und des Sohnes, dem der erstere während des Spieles nur eine

beliebige Tonart anzugeben brauchte, damit er sofort in dieser vollkommen rein weiter spielte. Höchst befriedigt und mit herzlichem Dank für den Genuß brachen wir endlich auf, nachdem noch der Loitzl Mariechen auf ihre Bitte das Versprechen gegeben hatte, ihr die gespielten Jodler und Tänze in Noten aufschreiben und nach Hamburg schicken zu wollen, ein Versprechen, das er treulich erfüllte. Weniger bedeutend, aber doch ganz bemerkenswerth und recht anziehend waren die musikalischen Leistungen eines andern in Aussee selbst lebenden Wirthes, des Herrn Walcher, mit welchem Mariechen durch die Vermittlung eines uns besonders gewogenen Kellners unseres Gasthofes Bekanntschaft gemacht und mit dem sie öfter musicirt hatte.

Ein anderes Mal unternahmen wir einen größern Spaziergang zu dem ausgesprochenen Zweck, ein Stück steirischen Nationallebens kennen zu lernen; denn so darf man wohl die Persönlichkeit des „Bachwirthes", dieser Lokalberühmtheit Aussee's, bezeichnen. Seit Jahren hatte sich der Wirth einer im Walde an der alten Ischler Straße belegenen Wirthschaft durch seine auch durch den Druck veröffentlichten Dichtungen und deren gesungenen Vortrag mit Guitarrenbegleitung bekannt gemacht. Die frühere Frequenz der Wirthschaft durch vorüberfahrende Reisende und Fuhrleute hatte seit Eröffnung der Eisenbahnverbindung zwischen Aussee und Ischl fast ganz aufgehört und die Wirthschaft würde wohl kaum noch haben bestehen können, wenn nicht eben die Beliebtheit des Wirthes als Lokaldichters eine nie versagende Anziehung gebildet hätte. Schaarenweise strömten die Badegäste von Aussee Nachmittags, besonders an Sonn- und Festtagen, hinaus. So auch wir. Nachdem wir an einem Tische im Freien Platz genommen und uns an einer vortrefflichen Kaffeemahlzeit gelabt hatten, erschien nach einiger Zeit der Bachwirth in steirischer Tracht mit seiner Guitarre, ließ sich mit feierlich ernster Miene auf einem Stuhl am Tische nieder und trug uns nun eine Reihe von seinen Liedern vor, die mich, wie ich bekennen muß, einigermaßen enttäuschten. Ich hatte mich auf Aeußerungen einer wenn auch nicht hohen doch gemüthlichen Volkspoesie, kurz jedenfalls wirklicher Poesie gefaßt gemacht. Statt dessen waren es fast ausschließlich niedrig komische Sachen

die auf den Namen von Poesie durchaus keinen Anspruch machen konnten: ein Gedicht, dessen Pointe darin bestand, daß alle möglichen auf die Silbe „keit" endigenden Worte, wie Rechtlichkeit, Redlichkeit, Lieblichkeit, Wahrhaftigkeit, Munterkeit, Verdrießlichkeit, Traurigkeit, Fröhlichkeit u. s. w. u. s. w. darin zusammengehäuft waren; ein anderes, das sich die Aufgabe stellte, österreichische Gerichte mit ihren eigenthümlichen Bezeichnungen aufzuzählen, und was dergleichen anmuthige Scherze mehr sind. Die im Druck erschienene Sammlung der Lieder des Bachwirthes, die wir uns schon vorher zu verschaffen gesucht hatten, war vergriffen. Als er uns jetzt nach beendetem Liedervortrag das demnächstige Erscheinen seiner neuen Lieder in Aussicht stellte, baten verschiedene Gäste und auch ich, aus Höflichkeit, uns seinerzeit ein Exemplar davon zukommen zu lassen. Carl aber, bei dem es die jugendliche Begeisterung durch das immerhin nationale Gepräge der Bachwirth-Leistungen über das nüchterne Urtheil davon getragen hatte, rief in seiner großartigen Weise: „Mir schicken Sie bitte drei Exemplare."

Ich muß noch erklären, wie es kam, daß auch Carl sich jetzt bei uns befand. Der Wunsch, ihn vor seiner nahe bevorstehenden Abreise nach Amerika noch eine Weile bei uns zu haben, hatte uns veranlaßt ihn aufzufordern, nach Absolvirung seiner Kur in Helgoland auf ein paar Wochen zu uns zu kommen. So erschien er am 22. August und blieb bis zu unserer Abreise bei uns. Seine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur machte seine muntere Gesellschaft noch angenehmer.

Zu den Parthien, die wir schon vor Carl's Ankunft gemacht hatten und mit ihm wiederholten, gehörte vor allem die nach Alt-Aussee. Noch am Vorabend unserer Abreise, am Sonntag den 2. September, gingen wir ein letztes Mal dahin, um uns das Treiben des dort abgehaltenen Marktes mit anzusehen, wobei die in verschiedenen Lokalen von dem Landvolk ausgeführten Nationaltänze mit obligatem Gesang das ganze Entzücken meiner Frau und Kinder erregte. Wir trafen dort auch Frau von Holstein, die in Alt-Aussee so gut wie in Oberstorf ganz zu Hause ist und uns eine Fülle anmuthiger Details über die hiesige Bevölkerung und ihr Leben und Treiben erzählte. Einer Fahrt nach Selz-

thal gedenke ich eigentlich nur, um eine Neckerei zu erzählen, die ich mir, zur größten Belustigung der Kinder, mit einem Kellner erlaubte. Nachdem wir in Selzthal auf dem Bahnhof unter einer Verandah zu Mittag gegessen hatten, erbat ich mir zum Kaffee von dem uns bedienenden Kellner eine Cigarre. Auf meine Frage, welche Sorten er mir offeriren könne, nannte er mit der solchen Leuten eigenen Volubilität der Zunge eine ganze Reihe von Sorten: Regalia, San Domingo und wie sie sonst heißen mochten. Ohne eine Miene zu verziehen, fragte ich: „Haben Sie nicht auch Schundika?“ worauf er mir ebenso ernst antwortete: „Nein, die führen wir nicht!“

Nachdem wir uns während der letzten vierzehn Tage des anhaltend köstlichsten Wetters erfreut, das beiläufig bemerkt Mariechen auch öfter zum Zeichnen nach der Natur benutzt hatte, galt es jetzt, nach mehr als fünfwöchentlichem Aufenthalte, sich von der liebgewordenen Stätte trennen. Am 3. September brachen wir auf, zunächst um noch etwa acht Tage umherzureisen, dann aber nach Hamburg zurückzukehren, von wo Carl bereits am 14. September seine Reise nach Amerika antreten mußte. Er wollte daher auch die längere Rückreise lieber nicht mit uns machen, sondern auf dem kürzesten Wege nach Hamburg zurückkehren, wo er noch manches zu ordnen hatte. Nur die am Tage unserer Abreise unternommene Fahrt nach Gosau-Schmied durch die herrliche, wildromantische, an Alpenveilchen so überreiche Gegend, daß Carl mehrfach ganze Pflanzen ausgraben und Mariechen im Triumph überreichen konnte, machte er noch mit uns. Dort verweilten wir bis sechs Uhr, trennten uns in Gosau-Mühl' von Carl und reisten nach Ischl weiter, wo wir etwa Abends acht Uhr eintrafen.

In Ischl hielten wir uns bis zum nächsten Nachmittage auf und fuhren dann über Ebensee, den Traun-See, Gmunden, und Salzburg nach München, wo wir uns wieder, wie vor zwei Jahren, im Augsburger Hof einquartirten.

In München hatten die Meinigen es diesmal hauptsächlich auf die große Internationale Kunstausstellung abgesehen. Hier in dem Ausstellungs-Glaspalast brachten wir den größten Theil unserer Zeit zu, ich meistens auf einem der behaglichen

Divans sitzend, wo mich Frau und Kinder von Zeit zu Zeit besuchten und mir über die betrachteten Kunstschätze berichteten. Vom zweiten Tage unseres Aufenthaltes an bis zu unserer Abreise waren wir auch viel, und zwar meistens in der Kunstausstellung, mit meiner Schwester zusammen, die von Carlsbad aus mit den Seegen'schen Damen hergereist war. Auch in die Schack'sche Gallerie ging ich dieses Mal mit den Meinigen. Dort trafen wir Hans Speckter, der Mariechen, auf ihren Wunsch, einen Vortrag über Böcklin hielt, dessen Schönheiten ihr nicht recht aufgehen wollten. Speckter meinte, sie solle nur die Bilder recht betrachten, den wundervollen Farbenschmelz, die Tiefe der Auffassung; es bedürfe eigentlich keiner nähern Auseinandersetzung, worin er wohl Recht haben mochte. Als er aber auch das weibliche Meerungeheuer anpries, legte meine Frau mit dem Bemerken, die räkele sich doch gar zu sehr, Protest ein und konnte nicht zugeben, daß sie sich, wie Speckter meinte, anmuthig räkele. Hierdurch geriethen Speckter und ich in eine höchst ergötzliche Unterhaltung, die wir noch eine gute Weile fortsetzten, bis Speckter seinen Begleiter, den bisher ungenannten Spender des Feuerbach'schen „Urtheil des Paris" an die Hamburgische Kunsthalle, dessen Name mir nun auch wirklich entfallen ist, fortgeleitete.

Das Theater besuchten wir wiederholt. Zwei Mal ging ich ins Theater am Gärtnerplatz, das eine Mal mit Mariechen allein, um den „Bettelstudenten", das andere Mal mit Mariechen und Anna, um letzterer zu Liebe ein neu angekündigtes Volksstück „Die Diamanten" zu hören, die sich aber, in ihrer grenzenlosen Abgeschmacktheit, auch Anna's Beifall nicht zu erringen vermochten. Als wir am nächsten Abend alle, meine Frau, ich und die beiden Mädchen im Residenztheater, diesem, wie Speckter sich köstlich ausdrückte, „Juwel von Dreck und Rococo", einer vortrefflichen Vorstellung des reizenden Shakespeare'schen „Viel Lärmen um Nichts", mit Fräulein Heese als Beatrice, beiwohnten, gab Anna ihrem Entzücken in den Worten Ausdruck: „Das ist das schönste Stück und „Die Diamanten" gestern waren das dümmste Stück, das ich je gesehen habe."

Zum Essen gingen wir auch dieses Mal wieder regelmäßig in die bewährte Eckel'sche Weinstube. Nur am letzten Tage

unseres Aufenthaltes aßen wir, einer Einladung meiner Schwester folgend, in der Restauration der Kunstausstellung, zwar nicht besonders gut und nicht besonders behaglich, da einem heftigen Luftzuge auf keine Weise zu wehren war, aber allerseits sehr lustig. Endlich mußte auch das schöne München verlassen und die Heimreise angetreten werden.

In Nürnberg hielten wir uns wieder einen Tag auf, besonders um meiner Frau und den Kindern eine recht gründliche Besichtigung des Germanischen Museums zu ermöglichen. Nachmittags machten wir noch bis zum Dunkelwerden eine Spazierfahrt um und durch die Stadt, bei welcher uns die Commentare unseres äußerst drolligen und redseligen Kutschers zu den Merkwürdigkeiten, an welchen wir vorüberfuhren, sehr ergötzten. Bei den berühmten Leidensstationen Adam Krafft's pries er vor allem die gründlichen Kenntnisse des Künstlers, der alles genau nach dem „alten Testament" gemacht habe. „Früher ist da auch der Bach Kidron g'west; mit der Zeit ist er aber quasig stinkerig geworden, und da haben's ihn zug'schütt't." Und so ging es weiter, zu unserer größten Belustigung.

Einen weihevoll-ernsten Kunstgenuß bereitete den Meinigen der Besuch des alten Friedhofes, von dessen Grabdenkmälern, fast durchweg steinernen Platten mit prächtigen schmiedeeisernen Wappen und Emblemen geziert, ich noch eine lebhafte Erinnerung behalten und deshalb auf den Besuch desselben gedrungen hatte.

Mit dem Nachtzuge fuhren wir dann weiter nach Hamburg, wo wir am nächsten Abend eintrafen und von Carl am Bahnhof empfangen wurden.

Am 14. September verließ uns Carl, von unseren heißesten Segenswünschen begleitet. Er fuhr zunächst nach Antwerpen, um sich von dort nach New-York einzuschiffen.

Während wir ihn dem ungewissen Elemente überlassen und hoffend und sorgend ausschauen nach einem seine glückliche Ankunft verkündenden Worte, will ich, um einen heitern Akkord anzuschlagen, erzählen, daß Carl, in seinem jugendlichen Gefühl eigener Wichtigkeit, um sicher zu gehen in der Wahl seiner Reisezeit, sich brieflich mit einer Anfrage dieserhalb an den uns

freilich befreundeten Direktor unserer Seewarte, Herrn Professor Neumayer, wandte.

Das ist nun an und für sich nichts besonders bemerkenswerthes. Bemerkenswerth ist nur die freundliche und nachsichtige Art, wie Professor Neumayer in einem ausführlichen Briefe meinem Sohne wirklich die bündigsten und interessevollsten Rathschläge ertheilte.

Selbstverständlich ließ ich mir die günstige Gelegenheit zu gründlicher und vielfältig variirter Neckerei nicht entgehen, die Carl auch wohlwollend und siegesgewiß hinnahm — hatte er doch seinen Zweck erreicht und das liebenswürdige Schreiben seines gütigen Gönners in der Tasche.

Am 27. September meldete uns der Telegraph Carl's glückliche Ankunft auf amerikanischem Boden.

Schon in der vorhergehenden Nacht, wo wir durch ein heftiges Klingeln an der Hausglocke geweckt und erschreckt wurden, hatten wir diese Nachricht erwartet. Aber was war es? Seine Excellenz Heinrich meldete telegraphisch seine Ankunft auf den hereinbrechenden Morgen um fünf Uhr. Solche Ueberraschungen sind noch heute typisch für ihn, der in seiner Scheu vor Feder und Dinte, das heißt vor rechtzeitiger brieflicher Meldung, den Telegraphen gern in Bewegung setzt.

Hektor ließ Heinrich, als er dann wirklich eintraf, seine frühe Störung des Hausfriedens nicht entgelten, sondern begrüßte ihn mit einem leidenschaftlichen Freudengeheul; wir Anderen tauchten nur, in verschiedenen Etagen, zu einem kurzen Willkomm einen Augenblick in unseren Schlafröcken auf, um schnell wieder in unseren Betten zu verschwinden. Als wir uns später beim Kaffee versammelten und begrüßten, hatte Heinrich inzwischen schon alle Neuerungen im Hause entdeckt und aufgespürt: Das neugemalte Treppenhaus, die gestickten Gardinen in der Eßstube und die neuen Alterthümer auf dem Bort daselbst, das kleine Spiegelsopha im Wohnzimmer, die prächtigen dunkelblauen Clematisblüthen, die sich am Verandahtreppengeländer rankten, nichts war seinem Blick entgangen, und verbindlich wandte er sich, nach der ersten Bewillkommnung, zu seiner Mutter mit den Worten: „Mama, ich finde überall die Spuren Deiner kunst-

sinnigen Hand in so vielen Verbesserungen und Verschönerungen im Hause, die ich schon mächtig bewundert habe." Solche artige Anerkennung ließ dann seine Hintansetzung der Rücksicht auf unsere Nachtruhe leicht vergessen.

Wenige Tage nach Heinrich's Ankunft kehrte auch Mariechen von Timmendorf zurück, wohin Frau von Eckardt sie nach einem kurzen Besuch in Hamburg mitgenommen hatte. Zu gleicher Zeit war auch Geheimrath von Eckardt von Berlin nach Hamburg gekommen, um dem Begräbniß des plötzlich verstorbenen Direktors der Börsenhalle, Rosatzin, beizuwohnen.

Mit Mariechen kam Bella Eckardt, die vor ihrer Weiterreise nach Berlin noch einige Zeit bei uns zubringen sollte. Ein wie inniges Freundschaftsband Mariechen mit den beiden ältesten Eckardt'schen Töchtern, Greti und Bella, verknüpfte, ist schon oft erwähnt worden. Beide sind übrigens charmante Mädchen, wenn auch von sehr verschiedener Natur; Greti ein mehr stilles, gemüthvolles Wesen, Bella ungewöhnlich gescheidt, von glänzendem Geist, immer zur Discussion und zur Disputation aufgelegt. Für den geselligen Verkehr war sie überdies ein angenehmes Element durch ihren wenn auch noch nicht geschulten, doch hübschen Gesang von Liedern, die sie sich selbst auf der Guitarre begleitete, besonders aber durch ihr eminentes Nachahmungstalent, vermöge dessen sie, die Livländerin, das ihr so fern liegende spezifisch hamburgische und holsteinische, ja das plattdeutsche Idiom vortrefflich und mit höchst komischer Wirkung sprach.

Daß sie ihre gute Begabung auch zu nützlichen und einträglichen Zwecken anzuwenden wußte, sollte ich bald erfahren, als sie mir einen Separatabdruck der „Deutschen Rundschau" mit einer sehr hübsch geschriebenen Uebersetzung der Memoiren Turgeniew's aus ihrer Feder sandte.

Wir verbrachten mit ihr, öfter in Gesellschaft von Frau Dr. Götze und Dr. Krüger, mit denen zusammen dann viel musicirt wurde, eine Reihe von angenehmen und munteren Tagen, bis diesem frohen Zusammensein am Schluß der ersten Oktoberwoche plötzlich durch Anna's Erkrankung ein jähes Ende bereitet wurde. Anna hatte zur Veränderung einmal wieder einen Anfall von Diphtheritis, der anfänglich recht bedenklich

schien und von Dr. Cohen äußerst ernst genommen wurde, bald jedoch, Gottlob, einen überraschend glücklichen Verlauf nahm. Zunächst aber hatte diese Erkrankung die unangenehme Folge, daß Bella Eckardt auf Dr. Cohen's Weisung unser Haus sofort verlassen mußte.

Zu geselligen Vereinigungen gab die mehrwöchentliche Anwesenheit von Fräulein Pauline Böhm bei meiner Schwester wiederholt Gelegenheit. Ich sah sie immer gern. Ihr sympathisches herzliches, echt weibliches Wesen, in Verbindung mit einem fast männlichen Verstande und dem regsten Interesse für alle literarischen und künstlerischen Angelegenheiten, machte sie zu einem willkommenen Element in jeder Gesellschaft.

Ende Oktober verließ uns Heinrich wieder, um, gegen meine ursprüngliche Absicht, noch einmal auf ein Semester nach Jena zurückzukehren. „L'homme propose et le corps dispose", oder auch, nach Analogie des Othello'schen „Die Sache will's, die Sache will's", „Das Corps will's, das Corps will's."

Ich hatte gefunden, daß drei Semester aktiven Corpslebens völlig genug seien und demgemäß verfügt, daß Heinrich nunmehr eine andere Universität besuchen und auf derselben nicht wieder in ein Corps eintreten solle. Als nun Heinrich sich eben anschickte, nach Straßburg zu gehen, kam ein Brief eines frühern ersten Chargirten der „Saxonia", eines Herrn Salzmann, in welchem er mich auf das dringendste bat, Heinrich, der als vorzüglicher Schläger dem Corps gerade jetzt ganz unerläßlich sei und sein erster Chargirter werden müsse, zu gestatten, noch ein viertes und letztes Semester in Jena zuzubringen. Daß das Heinrich's innigster Wunsch sei, wußte ich bereits von meiner Frau, der er sein Herz ausgeschüttet hatte, und zu Heinrich's unendlicher Freude ließ ich mich erweichen.

Anfang November verbrachten wir einen Abend sehr munter mit der Abzapfung eines Fasses Deidesheimer Riesling. Unter der Leitung des als Rheinländers in derlei Dingen erfahrenen Freundes Dr. Curschmann wurde der Wein, im sogenannten Kellersalon, auf Flaschen gezogen. Es ging dabei und später beim Abendbrot, zu dem sich mein Schwager Leo und Frau Dr. Götze einfanden, bei einem Glase des neuen Weines sehr lustig her.

Die in Veranlassung der bevorstehenden vierhundertjährigen Feier des Geburtstages Martin Luther's im Museum für Kunst und Gewerbe von Dr. Brinckmann veranstaltete Ausstellung alles dessen, was auf Luther selbst und auf sein Werk und seine Zeit Bezug hatte, besuchten und besahen meine Frau und Kinder wiederholt mit lebhaftem Interesse. Einen intimern Einblick in die mannigfachen literarischen Schätze erhielten die Meinigen, als Dr. Heinrich Schleiden einen der Glaskästen öffnete und demselben allerlei entnahm, um ihnen eine nähere Betrachtung zu ermöglichen: illuminirte Mönchshandschriften mit ihren feinen Miniaturen, einen Brief Luther's im Besitze von Herrn Pastor Mönckeberg und, wohl das interessanteste Dokument, einen „Ablaß-Brief auf hundert Tage" an unsere St. Nicolai-Kirche aus dem Jahre 1484, an welchem noch die päpstlichen Sigille hingen.

Die eigentliche Feier, welche am 10. November, Luther's Geburtstag, stattfand, bestand in einem großen Conzert der Philharmonischen Gesellschaft mit Bach's Cantate auf „Eine feste Burg" und mit Beethoven's Neunter Symphonie, sowie in Gelegenheitsvorstellungen auf den verschiedenen Bühnen und in einer allgemeinen Illumination der Stadt. Amalie besuchte mit meiner Schwester und Anna das Thalia-Theater, wo unter anderm „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner gegeben wurde. Nachdem sich auch Mariechen zu ihnen gesellt hatte, durchfuhren sie die Straßen der Stadt, um sich die Illumination anzusehen.

Vielfach durchwanderte meine Frau in dieser Zeit die alte Stadt, namentlich um sich mit den in Folge des Zollanschlusses dem Abbruche geweihten Straßen und Stadttheilen vor ihrem Untergange noch genau bekannt zu machen. In ihrer enthusiastischen Weise war sie dabei von den malerischen und architektonischen Schönheiten der alten Stadt ganz hingenommen. Diese Schönheiten mochte sie wohl vielfach überschätzen, wie es auch von vielen anderen geschah. Man hatte plötzlich entdeckt, daß Hamburg durch den Zollanschluß auch mit den größten kunstgeschichtlichen Verlüsten bedrohet sei. Um die Stadt vor diesen wenigstens einigermaßen zu bewahren, sollte ein Museum Hamburgischer Alterthümer gegründet werden, ein Projekt, dessen Verwirklichung sich vor allem Hans Speckter angelegen sein ließ,

welcher es auch vornehmlich war, der meiner Frau zu ihren Streifereien durch Alt-Hamburg, Aufspürung von „Donnerbesen", Betrachtung alter Portale, schöngemusterter Fachwerkfaçaden, prächtiger alter Stuck-Plafonds und bemalter Speicherdecken-Balken 2c. angefeuert hatte.

Dem Umstande, daß auch der Brook dem Untergange geweihet war, verdankte meine Frau überhaupt erst die Bekanntschaft mit dieser allerdings für Alt-Hamburg sehr charakteristischen Straße und seinem „Kranzhause."

Am 17. November hatte Amalie sich früh am Nachmittage in die Stadt begeben, um vor allem die am heutigen Morgen enthüllten, wie sie mich versicherte, ganz wunderschönen, reich mit Gold verzierten rothen Sandsteinstatuen des heiligen Anscharius und Adolf's IV. von Schaumburg auf der Trostbrücke, — ein Werk unseres hochverdienten Bildhauers Peiffer —, zu betrachten und hatte sich dann auf dem Kehrwieder die neue Drehbrücke, noch mehr aber eine alte Holzstatue irgend eines Raubritters an einem alten, zum Abbruch bestimmten Hause betrachtet, als eine bekannte Stimme ihr zurief: „Guten Tag, Amalie, wie kommst Du hierher?" Es war Fräulein Susanne Versmann, die mit Fräulein Marie Woermann hier, unter Trümmern, Skizzen von Alt-Hamburg aufnahm. Es folgte nun, unter Führung von Fräulein Woermann, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, ein Besuch bei Woermann's Schuster Löwendey am Steckelhörn, der, wie so mancher Schüler des heiligen Krispin, neben seinem Leisten und seiner Ahle, als begeisterter Kunstjünger noch ein anderes Handwerkzeug zu führen verstand, nämlich den Stift, mit welchem er seit Jahren eine große Sammlung Hamburgischer Alter- und Eigenthümlichkeiten fixirt und aufbewahrt hat. Löwendey ist, wie wir inzwischen erfahren haben, den hiesigen Künstlern und Kunstverständigen, so auch Dr. Brinckmann, nicht unbekannt, jedenfalls aber ein Original mehr zu den vielen, die in der Stille auf Hamburgs urwüchsigem Boden sprießen und gedeihen.

Von dieser Expedition dachte nun meine Frau, vergnügt zurückkehrend, mir vieles zu erzählen, als sie, durch die Rücksichtslosigkeit eines Conducteurs, der sie nahe dem Klosterstieg förmlich vom Trittbrett herunterdrängte, ohne den Wagen anzu-

halten, einen schweren Fall that, der noch weit schlimmere Folgen als schon ohnehin gehabt haben würde, wenn nicht Frau Arthur Lutteroth sofort hinzugesprungen wäre und meiner gleichsam von dem Pferdebahnwagen, der ihren Plüschmantel gefaßt hatte, geschleiften Frau schnell aufgeholfen und sie sorgsam nach Hause geleitet hätte.

Uebrigens ging Amalie noch mit uns und unserm Gaste, dem hier zum Besuche anwesenden Professor Gustav Oppert aus Madras, zu Tische und befand sich bei und nach Tisch ganz leidlich.

Auch Dr. Cohen, der Eisumschläge empfahl, glaubte anfänglich, daß sie mit dem bloßen Schrecken davon gekommen sei. Am Mittwoch Abend, fast acht Tage nach dem Fall, las mir Amalie aus dem „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller, der in jener Zeit unsere regelmäßige Abendlektüre bildete, zwei Kapitel sehr gut und ganz ohne Anstrengung vor. Kaum aber hatte sie ein drittes Kapitel begonnen, als sie plötzlich mit den Worten abbrach: „Ich will doch lieber aufhören, mir ist schlecht zu Mut'e und ich bekomme Schüttelfrost“, und dann sofort zu Bett ging.

Es zeigte sich, daß Amalie doch eine heftige Gehirnerschütterung davongetragen hatte. Sie mußte vierzehn Tage mit Eisumschlägen still zu Bette liegen und sollte auch, als sie wieder aufstehen durfte, sich noch längere Zeit jeder geistigen Beschäftigung enthalten, nichts thun als stricken und niemand sehen.

Zwar, die Weisung des Strickens führte Amalie gewissenhaft aus; es entstanden unter ihren geübten Händen ungezählte Paare Strümpfe für ihre Söhne sowohl, als für Kinder-Weihnachtsbescheerungen, und mir, der ich oft unter dem leisen Klappern der Nadeln und den künstlichen Pausen beim Zeitungsvorlesen geseufzt hatte, war der Strickfleiß meiner lieben, wieder genesenden Patientin höchst sympathisch. Hatte ich doch keine Ahnung davon, wie gröblich die leichtsinnige und ungehorsame Frau, in ihrem unwiderstehlichen Thatendrange, die strengen Weisungen des Arztes in anderen Beziehungen umging und überschritt. Sie hatte wiederholt längere Verhandlungen mit Frau Dr. Götze, deren Zweck mir erst am Weihnachtsabend bekannt wurde; dann

aber — und darin bestand die zweite, viel schlimmere Uebertretung der ärztlichen Vorschriften — hatte meine Frau sich in ihren vielen schlaflosen Nächten eine poetische Chronik der Weihnachtsabende in unserm Hause seit einundzwanzig Jahren erdacht, mit welcher sie Carl an diesem ersten Weihnachtsabend, den er seit seiner Geburt allein in der Fremde zubrachte, zu überraschen gedachte.

Aus der Zeit, welche meine Frau so anscheinend unthätig, in Wirklichkeit aber angelegentlich geistig beschäftigt zubrachte, habe ich verschiedener Vorkommnisse, betrübender und erfreulicher zu gedenken. Das erstere war der Tod des guten Fräulein Iwen, welche zwanzig Jahre lang die Gesellschafterin unseres Onkel Ferdinand Leo gewesen und uns allen sehr attachirt war. Sie erlag am 1. Dezember einer langen, schmerzhaften Krankheit. Wie am ersten Tage des Jahres ein kurzes Telegramm aus San Francisco: „Boy, well!" meiner Mutter und Schwester die glückliche Geburt eines Urenkels und Enkels verkündet hatte, so wurden nun, am Schlusse des Jahres, meine Mutter und wir hocherfreut durch die Nachricht von der Verlobung Nina Lehmann's, der einzigen Tochter meines Bruders Friedrich, mit dem britischen Offizier Sir Guy Campbell.

Ueber den Verbleib unseres Aeltesten, seit der telegraphischen Nachricht seiner glücklichen Ankunft auf amerikanischem Boden, habe ich noch nichts berichtet und will es nun in Kürze hier nachholen.

Während seiner Fahrt auf dem „Pennland", die wohl nicht anders verlief als die meisten Ueberfahrten, mehr oder weniger Seekrankheit, mehr oder weniger Sturm, viele herrliche heitere Tage im Sonnenschein auf Deck und unvergeßlich schöne bleibende Eindrücke auf hoher See, lernte er drei Landsmänninnen kennen. Es waren ein Fräulein von Seckendorff und zwei Fräulein von Blomberg. Sie befreundeten sich bald mit einander, waren, wie Carl es ausdrückt, zusammen heiter und zusammen melancholisch. Freiherr von Blomberg, ihr Vater, der Maler und Dichter, war vor mehreren Jahren gestorben. Blombergs hatten bisher meist in Weimar gelebt, kannten unsere Freunde, Frau Mathilde Arnemann und ihre Enkelin, und auch Hans Speckter sehr gut. Das Ziel der drei Damen war Boston,

wo Fräulein Eva von Blomberg schon eine Zeitlang mit Erfolg und Befriedigung als Lehrerin gewirkt hatte und wohin sie jetzt, nach einem Besuche ihrer Mutter, in Begleitung ihrer jüngern Schwester Adelheid, die ihrem Beispiele zu folgen gedachte, zurückkehrte. Kurland, wo die Familie ein dem einzigen Bruder zugefallenes Majorat besitzt, betrachten sie nicht eigentlich als ihre Heimath. Als Carl sich mit Professor Haupt, der auch auf dem „Pennland" die Ueberfahrt gemacht hatte, nach Baltimore begab, trennten sich ihre Wege. Aber zum Fest wollten sie sich wiedersehen, da wollte Carl nach Boston kommen; das war schon bei der Trennung beschlossene Sache.

Einstweilen installirte sich Carl in Baltimore, von dessen Lage am Wasser er sich nach dem Vorbilde seiner Vaterstadt eine zu sanguinische Vorstellung gemacht hatte. Die Hafengegend war hier, ganz im Gegensatz zu Hamburg, die häßlichste, ungesundeste und verrufenste der ganzen Stadt. Besser erfüllten sich seine Erwartungen in Betreff seiner Studien und seiner Beziehungen zum Universitätsleben daselbst.

Eine ganz besonders angenehme Mittheilung war es daher auch für uns, als Carl uns in einem längern Briefe meldete, daß ihm von der Universitätsbehörde in Baltimore die Ertheilung deutscher Conversationsstunden an die Studenten für das laufende Universitätsjahr mit einem Gehalt von hundertundachtzig Dollars übertragen sei. Er legte seinem Briefe den Wortlaut seiner im Beginn der ersten Conversationsstunde englisch gehaltenen, hübschen Antrittsrede bei und erzählte aus seinen bisher gegebenen Stunden einige höchst komische Antworten und Aeußerungen von Studenten. Einer hatte ihm zugerufen: „Sie sprechen zu fest" (too fast). Ein anderer hatte auf die Frage, wann Goethe gelebt habe, das fünfzehnte Jahrhundert angegeben, und, als diese Antwort allgemeines Gelächter hervorrief, hinzugefügt: „No, I see, I am wrong there!" u. s. w. u. s. w.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß dieser Brief mit der Nachricht von Carl's deutschen Conversationsstunden meiner Mutter große Freude machte. Ueberhaupt hielt sie von allen meinen Kindern viel, ganz besonders aber von Carl, der ihr erklärter Liebling war, dessen Charakter und Begabung ihr das größte Vertrauen

einflößte und dem sie, wenn er gesund bleibe, eine Zukunft prophezeite, an der wir unsere Freude haben würden. Einer ihrer Lieblingswünsche war, zu erleben, daß Carl Professor würde. Bei dem oft bewährten merkwürdigen Blick meiner Mutter für Charaktere darf ich mich jener Weissagung bis zu ihrer hoffentlichen Erfüllung wohl einstweilen erfreuen.

Endlich, nach genau einem Monat, litt es meine Frau nicht mehr in der stillen Stube. Das immer bedenklicher näherrückende Weihnachtsfest mahnte zum Beginn der Vorbereitungen; aber auf der andern Seite mahnte auch eine nachgebliebene Schwäche und häufiger Kopfschmerz zur Vorsicht. Als sich nun meine Frau am 17. Dezember zu Dr. Cohen begeben und von ihm die Erlaubniß erhalten hatte, sich in Weihnachtsbesorgungen zu stürzen, mit dem freundlichen Rath, den Fall nunmehr ganz zu vergessen, wollte sie sich dankbar von ihm verabschieden. Aber er hielt sie noch zurück. Mit den Worten: „Wollen Sie etwas hübsches sehen?" führte er sie an der Hand vor ein Bild des Fürsten Bismarck, das im anstoßenden Zimmer in prächtigem Rahmen auf dem Sopha stand. Mit freudigem Stolz und dem Ausruf: „Ist es nicht prachtvoll?" zeigte er ihr die eigenhändige Unterschrift des Fürsten und erzählte ihr, Bismarck habe, als er kürzlich bei ihm in Friedrichsruh gegessen, ihm das Bild mit den Worten gezeigt: „Das ist für Sie bestimmt, Herr Doktor!"

Selten habe ich mich über etwas so herzlich gefreut, wie über diese meinem alten Freunde und Arzte von Bismarck erwiesene Aufmerksamkeit.

Auf einer Domfahrt, welche Mariechen mit Götze-Krügers und mit Senator Schroeders am 20. Dezember unternahm, hatte sie ein ergötzliches Erlebniß. Die Herren hatten, in irgend einer Bude oder einem Weihnachtsbazar, aus einer Gruppe von Tyrolern den besten Sänger, einen schmucken Kerl, zu einem Glase Bier an ihren Tisch herangerufen; da wurde ihm auch von Mariechen's Jodeln und ihrer Steirertracht erzählt. Mit der ihrem Volksstamme eigenen zutraulichen Lebendigkeit machte der Tyroler Mariechen flugs eine Liebeserklärung: „Ach ja!" meinte er, die Steirertracht müsse ihr gut stehen, „denn Sie sind a roazendes Moadl!"

Immer näher kam das Weihnachtsfest heran; am 21. Dezember war Heinrich von Jena gekommen, am 22. früh war er schon hinüber befohlen, um Frau Dr. Götze beim Krippebauen zu helfen und bei dem Einüben der Weihnachtslieder mitzuwirken, die an demselben Nachmittage bei einer Kinderbescheerung vor der Krippe gesungen werden sollten. Abends halfen Götzes bei unserm Baumschmuck, und die flinke kleine Frau Doktorin wußte es erfolgreich durchzusetzen, daß meine Frau Heinrich diesmal ihren Ehrenplatz auf der Leiter überließ.

Am 24. Dezember, nachdem meine Frau am frühen Morgen bei silbernem Mondschein, wie alljährlich, das Grab der Kinder besucht und bekränzt hatte, nachdem wir früh zu Mittag gegessen und die Meinigen am Nachmittage die Christmette in der Kirche mitgemacht hatten, versammelten wir uns um fünf Uhr zu einer solennen Kaffeemahlzeit, der auch unsere Tante Löwenthal beiwohnte. Hier hörten wir zum ersten Male die bereits oben erwähnte, wirklich ganz allerliebste Dichtung, welche Amalie für Carl verfaßt hatte. Als Motto hatte sie der Dichtung, welche den Namen „Ein Weihnachtstraum" führte, den ersten und den letzten Vers des Weihnachts-Chorales:

„Dies ist die Nacht, da mir erschienen
Des großen Gottes Freundlichkeit . . . ."

vorangestellt.

Ich lasse die „Widmung" hier folgen:

Wie in der Kindheit frohen Tagen
Dies Weihnachtslied Dein Herz gerührt,
Wie dann der Glocke helles Schlagen
Beseeligt Dich zum Baum geführt,

So laß auch jetzt Dich willig leiten
In jenes holde Zauberland,
Zu trüb und frohen Weihnachtszeiten
Zurück, an Deiner Mutter Hand.

Du hast uns oft das Fest versüßet.
Heut', wo allein es feiern gilt,
Sei nun aufs Innigste gegrüßet
Von Deiner Heimath treuem Bild.

Ein sanfter Schleier wall' hernieder
Gleich wie des Christbaums Silberflor.
Ein süßer Schlummer deck' die Lider,
Und träumend nur vernehm' Dein Ohr,

Wie leis' an der Erinn'rung Faden
Sich bunt der Weihnacht Kette reiht
Und zu der fernen Welt Gestaden
Ein Traumbild webt vergangner Zeit.

Herbei, Ihr Jahre, schließt den Reigen
Und mögt Ihr, in des Christbaums Schein,
In wohlbekanntem Bild ihm zeigen,
Wie 's heut' mag in der Heimath sein.

Und auch, wie künft'ges Jahr er wieder
Das Fest begeht im Vaterland.
Dann schlingen in der Kette Glieder,
Will's Gott, wir auch ein Silberband.

Gern hätte ich das Ganze gegeben, jedoch ist es mir nicht gestattet worden. Nur was Amalie über den ersten Manuskriptband meiner Memoiren, mit welchem ich sie und Alle Weihnacht 1882 in einem „Julklapp" überraschte, sagt, und was einen freudig zustimmenden Wiederhall bei allen fand, die den Weihnachtstraum gelesen, soll ich, auf höhern Befehl, bestehen lassen:

Es ist ein Schatz für Jung und Alt,
Ein Bild von kundiger Hand gemalt.
Und aus dem Lebensbilde spricht
Sein edler Sinn, sein Geist so licht!
Sein fröhlich Dulden, sein selbstlos Lieben,
Der heitere Humor, der ihm geblieben,
Verklärend jede Lebenslage,
Versüßend gute und böse Tage.

Unserer Bescheerung ging, wie alljährlich so auch diesmal, eine kurze Feierlichkeit vor dem Transparentbilde der Anbetung der Hirten voraus. Den hübschen Choralgesang hatten Heinrich und Gustav Leo mit ihren Geigen begleitet; nun öffnete sich die Thür zum Weihnachtszimmer. Aber, wunderbar! ich hörte nicht, wie sonst die freudig bewundernden Ausrufe zur Begrüßung des strahlenden Christbaumes; vorsichtig führte mich meine Frau durch eine von Lorbeer und Palmen gebildete Straße, die mit Blumen und Grün bestreut war und durch welche Baum und Bescheerung verdeckt wurden. Ein feierliches „Stille Nacht, heilige Nacht!" klang von der Verandah her und lockte Alle heran! Nun erst wurde es offenbar, was meine Frau so lange heimlich getrieben. Eine „Krippe" hatte sie gebaut, und dem Christkindlein in der Krippe sangen, unsichtbar und feierlich, wohlbekannte liebe Stimmen und Stimmchen. Es war die Familie Götze und Dr. Krüger, die diese bei uns ganz neue Weihnachtsfeierlichkeit durch ihren Gesang weiheten und verschönten. Es folgte noch Carl Reinecke's „Weihnachtslied" mit den in der Klavierbegleitung wiederklingenden Pfeifen und Schalmeien der Hirten. Dann ging es an ein Betrachten und Bewundern des Krippenbaues, dessen landschaftlicher Theil meiner Frau, mit so einfachen Mitteln, wie weiche graue Pappe für die Bergfelsen, ein Spiegel für den Teich, unter der Wirkung eines geheimnißvollen Halbdunkels, wie es scheint sehr gut gelungen war. Die Hauptsache aber, die würdigen Gestalten der Geburt Jesu, waren meiner Frau auf Frau Dr. Götze's Anrathen und durch ihre Vermittlung aus Züllichau, einem kleinen Orte in der Nähe von Stettin, verschrieben worden, und sie waren es eben, die den Gegenstand der vielfachen Berathungen zwischen Frau Dr. Götze und meiner Frau, während deren Genesung, gebildet hatten.

Inzwischen waren die Pflanzen, die den Weg zur Krippe bezeichnet hatten, hinweggeräumt, und bei dem hellen Glanz des Baumes folgte nun die Bescheerung. Als Dank für den Gesang an der Krippe zu Bethlehem vertheilte meine Frau an die großen und kleinen Sänger, und auch an unsere Hauskapelle, allerlei Sächelchen, die sie bei einem aus Bethlehem gebürtigen Händler erstanden hatte, den der diesjährige Weihnachtsmarkt

hergelockt: Holzschnitzereien von feiner Arbeit, Kreuze, Kruzifixe, Dosen u. s. w.

Aber noch war es mit den Ueberraschungen des Abends nicht zu Ende. Mariechen hatte sich eine kleine, allerliebste steirische Scene erdacht, zu welcher auch Curschmanns, nach ihrer Bescheerung, noch eben rechtzeitig eintrafen. In diese Scene hatte sie allerlei in Steiermark gehabte Erlebnisse und auch ihr kürzliches Dom-Erlebniß mit dem tyroler Sänger verflochten. Das hübscheste aber war, daß sie Heinrich und Gustav Leo die Rollen des Loitzl und seines Sohnes zuertheilt und uns so Gelegenheit geboten hatte, die anmuthigen steirischen Tänze und Weisen wieder zu hören, die wir in Aussee so lieb gewonnen und die uns kürzlich von daher gesandt waren. Und dabei möchte ich gleich hinzufügen, daß bald nach Neujahr eine zweite Sendung Jodler und Tänze aus Aussee mit einem Briefe des Loitzl eintraf, der mit den treuherzigen Worten begann: „So sende ich Euch einige Stücklein von unserm Steirerland!"

Und noch etwas anderes möchte ich, vorgreifend, erzählen, da es doch zum Weihnachtsfeste gehört, nämlich, daß Carl zwar große Freude an der Weihnachtsdichtung seiner Mutter hatte, daß er dieselbe aber, durch eine bedauerliche Nachlässigkeit oder ein Mißverständniß seiner Wirthsleute in Baltimore, nicht rechtzeitig zum Weihnachtsabend nach Boston, wo er das Fest verlebte, nachgesandt erhielt.

Denn Carl hatte seinen Plan, Weihnachten in Boston zu feiern, wirklich ausgeführt. Aus seinen vergnügten Berichten über die fröhlich verlebte Zeit lasse ich hier einiges folgen. In New York wurde Carl von seinem Vetter Frederick Leo Lehmann und dessen Braut, Miss Fanny Lawson, sowie deren Eltern sehr liebenswürdig aufgenommen und ihm, soweit es in den wenigen Tagen möglich war, die Honneurs von New York gemacht, dessen erste Eindrücke er anschaulich schildert.

Nach einer durch Schneesturm ungebührlich verlängerten Dampfschifffahrt von New York nach Boston flüchtete sich Carl in der ihm völlig fremden Riesenstadt, noch dazu am Weihnachts-Heiligabend, zu Blombergs, die ihn sofort gastlich aufnahmen, ihn an ihrer Weihnachtsfeier nicht nur theilnehmen ließen, sondern

ihm einen eigenen kleinen Aufbau machten, ja ihm auch im Auftrage ihrer Mutter, als „ihrem treuen Reisegefährten", ein Geschenk überreichten. Dann schreibt er weiter:

„Am 25. Dezember Morgens holte ich meine Landsmänninnen zur Kirche ab. Da sah ich dann, wie reizend sie wohnen, mit dem Ausblick auf die „Public Gardens", die, mit Bäumen und Denkmälern, selbst jetzt, kahl und schneebedeckt, einen sehr angenehmen Eindruck machen. Das ganze Boston ist ungleich eleganter und lebhafter als Baltimore. . . . . . Nach Brookline geht's mit der Eisenbahn in zehn Minuten. Ein Schlitten mit zwei Pferden und Pelzdecken erwartete uns an der Station und — wir flogen durch die herrliche sonnige Schneelandschaft dahin. Fast zu früh erschien Southwood, das schloßartige Gebäude, welches Schlesingers das ganze Jahr hindurch bewohnen. Herr Barthold Schlesinger, der uns an der Thür empfing, frappirte mich durch seine Aehnlichkeit mit Onkel Ernst Benzon; seine Weise ist auch eben so herzlich und heiter.

„Ein reizendes Zimmer war für mich bereit, meist mit Bildern von Onkel Rudolf an den Wänden. Sehr bald ging's in die Weihnachtsstube, und als ich den schönen deutschen Tannenbaum sah, wurde mir ein bischen sehr weich zu Muthe; aber ich freute mich doch, daß ich überhaupt einen zu sehen bekam. Und die Geschenke, und das Gejauchze, und das Halloh heimelten mich ganz Lehmännisch an.

„Die Kinder sind sehr nett und lustig. Es gab dann ein kolossales Christmasdinner, bei dem ich immerwährend auf eine Menge von Fragen, wie: ‚What is „apple" in Assyrian?' ‚Do talk a little Hebrew!' ‚What is „a kiss" in Sumero-Akkadian?' etc. antworten mußte. Getrüffelter Truthahn und Plumpudding sollen dadurch leichter verdaulich werden.

„Am nächsten Tage war es noch gemüthlicher, mit der Familie allein; man sah ein reizendes Familienleben, und Frau Schlesinger nahm, wie Alle auch mich, durch ihre feine und liebenswürdige Art ein. . . . .

„Von den Sehenswürdigkeiten Boston's beeindruckte mich am meisten das Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Auch Fräulein Adelheid von Blomberg gerieth darüber in Ekstase. . . ."

Unser auf den 29. Dezember fallender Hochzeitstag hatte, wie schon öfter erwähnt, fast immer das Schicksal gehabt, von unseren Freunden, meistens auch von unseren Kindern und regelmäßig von uns selbst ganz vergessen zu werden. Der diesmalige Hochzeitstag, der vierundzwanzigste, machte von dieser Regel eine Ausnahme. Meine Frau und ich wurden, als wir uns Morgens eben anschickten, unser Schlafzimmer zu verlassen, durch ein aus meinem Zimmer erschallendes feierliches Ständchen überrascht. Frau Dr. Götze und Dr. Krüger, Mariechen und Heinrich sangen vierstimmig das schöne „Neujahrslied" von Mendelssohn „Mit der Freude zieht der Schmerz traulich durch die Zeiten."

Noch vor Jahresschluß sollte uns Anna mit einem ihrer unablässigen Halsleiden wieder einen Streich spielen; aber schon am Sylvesterabend hatte sich ihr Zustand soweit wieder gebessert, daß Amalie, auf Anna's dringendes Bitten, auf kurze Zeit zu Curschmanns hinübergehen konnte, um der Aufführung des kleinen Stückes „Französisch" von Görner durch die Leo'schen Kinder und Mariechen beizuwohnen.

Indem ich mich, auf den dringenden Wunsch meiner Frau, anschicke, auch noch die Erlebnisse des Jahres 1884 zu schildern, empfinde ich in gesteigertem Maße, was sich mir schon bei Abfassung der letzten Abschnitte und namentlich des gegenwärtigen Abschnittes fühlbar gemacht hat: die allzu große Nähe der zu schildernden Vorgänge. Alles im vorigen Jahre Geschehene ist mir, wie wenn es gestern gewesen wäre, und das ist, Erlebnissen gegenüber, die man memoirenartig behandeln will, ersichtlich nicht die richtige geistige Verfassung. Ich kann daher nur wiederholt auf meine Frau die Verantwortung für eine etwa mangelhafte Darstellung abwälzen.

Zehnter Abschnitt.

Das Jahr 1884

und

Nachwort.

Das Jahr begann mit klarem schönem Frost, den unsere Kinder gehörig auf dem Eise ausnutzten. Auch Hektor begleitete sie, und Heinrich machte komisch nach, wie das arme Thier, auf dem blanken Eise mehr glitschend als laufend, immer zwischen die Schlittschuhläufer gerathen sei.

Eine Depesche, welche am 2. Januar an „Herrn Heinrich Lehmann, Ersten Chargirten des Corps Saxonia in Jena", mit einer Anfrage betreffend die Zulässigkeit des Sekundirens bei einem Duell auf Pistolen, eintraf, erfüllte mich mit so tiefem Respekt vor dem hohen Ansehen meines Sohnes, daß ich ihn mit Ehrenbezeugungen aller Art überschüttete, die Heinrich mit köstlichem Humor hinnahm, indem er auf alles mit Würde einging, ohne je aus der Rolle zu fallen Die telegraphische Anfrage wurde ablehnend, mit einem kurzen „Kann nicht gestattet werden", erwidert.

Da meine Frau noch neben vielem andern von der Pflege der genesenden Anna in Anspruch genommen war, ließ ich mir viel von den Kindern vorlesen, meistens aus dem recht anziehenden und gut erzählten neuen Buche von Taylor (Hausrath) „Antinous."

Bei Erwähnung dieses Vorlesens ist es wohl angezeigt, einmal wieder etwas ausführlicher über meine Lektüre in den letzten Jahren zu berichten.

Das liebenswürdige und fesselnde Buch des Grafen von Schack „Meine Gemäldesammlung" hätte ich von rechtswegen mindestens bei meinem letzten Besuche der Gallerie im vergangenen Sommer erwähnen sollen, da mir das Lesen desselben, welches auch theilweise gemeinschaftlich mit Mutter und Schwester

geschah, viele angenehme Stunden bereitete — einen reinern Genuß jedenfalls, als der in seiner Art gewiß auch fesselnd zu nennende „Briefwechsel der Dorothea V. Schlegel geb. Mendelssohn und ihrer Söhne Johannes und Philipp Veit."

In gleicher Weise wie des „Schack" hätte ich auch mancher anderer epochemachender Aufsätze, Broschüren und Werke viel früher Erwähnung thun sollen.

Mit regem Interesse habe ich mir die von Spielhagen herausgegebene und mit Vorbemerkungen versehene, „Ein biographisches Denkmal" betitelte Sammlung „Briefe Berthold Auerbach's an seinen Freund Jacob Auerbach" vorlesen lassen. Und doch habe ich, wie ich befürchte, den Tod unseres alten Freundes seinerzeit kaum einmal erwähnt. Er starb im Februar 1882.

Von du Bois-Reymond, dessen Rede „Ueber den deutschen Krieg" im Sommer 1870 ganz Deutschland freudig elektrisirt hatte, machte wieder einer seiner feinen populär-wissenschaftlichen Aufsätze viel von sich reden. Aber der eigenthümliche Titel „Goethe und kein Ende" erregte bei der großen Menge, weit mehr als der höchst geistvolle Inhalt es eigentlich rechtfertigte, fragende Verwunderung.

Haeckel's Vortrag „Ueber die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck" entwickelt viel Geist und Wissen, ohne daß ich behaupten könnte, eine sonderlich sympathische Erinnerung daran behalten zu haben — abgesehen von seiner warmen Verehrung für Darwin, die wir ja alle mit ihm theilen. Auch Haeckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte" habe ich gelesen.

Treitschke's „Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" und des alten Leopold Ranke Weltgeschichte" verfolgte ich natürlich bewundernd. Mit Spannung sah ich dem Erscheinen jedes fernern Bandes von Ranke entgegen, den mir meine Frau dann jedesmal verehrte und zum großen Theil vorlas.

Eine anziehende Lektüre leichterer Art bot mir Alarcon's „Manuel Venegas", von Eyssenhardt aus dem Spanischen übersetzt und mit Einleitung versehen. Das gleiche kann ich nicht von Daudet's „Numa Roumestan" behaupten.

Schließlich darf ich in dieser Nachlese Geibel's anmuthiges,

von ihm „Ein Sprichwort“ genanntes dramatisches Werkchen „Echtes Gold wird klar im Feuer“, das wir eines Tages mit den Kindern lasen, um so weniger zu erwähnen vergessen, als Deutschland wenige Monate später durch Emanuel Geibel's Tod eines seiner besten Männer beraubt werden sollte. Er starb Anfang April dieses Jahres. Seine Vaterstadt Lübeck hat ihn durch ein feierliches öffentliches Begräbniß geehrt.

Von neueren Erscheinungen oder solchen, die mir erst später zugänglich wurden, wären noch zu nennen: Eine Broschüre von Delbrück „Ueber Staatsversicherung.“ L. v. Ranke's „Analecten.“ „Erlebtes — Meine Memoiren.“ von Herrmann Wagener.

Ein „German Wit“ betitelter Aufsatz über Heinrich Heine in George Eliot's „Essays and Leaves from a Notebook“ war mir, begreiflicher Weise, wegen des Autors sowohl als wegen seines Gegenstandes äußerst anziehend.

Paul Heyse's einaktiges Lustspiel „Im Bunde der Dritte“ liest sich leicht und angenehm, namentlich so vorzüglich vorgetragen, wie wir es an einem Juni-Abend bei meiner Schwester von Heinrich Leo hörten.

Piter Poel's „Bilder aus vergangener Zeit“ haben mir nicht nur viele Stunden angenehmster Unterhaltung, sondern eine reiche Ausbeute für Geist und Gemüth geboten. Einzelne Züge heben sich noch aus dem Ganzen besonders sympathisch hervor, so die Schilderung eines Besuches Poel's „bei dem blinden „Pfeffel, dessen ganzes Wesen Wohlwollen und Milde bei „regster Antheilnahme an allen Vorgängen in der literarischen „und politischen Welt aussprach. . . . .“

Vom Beginn dieses Jahres an ging mit Anna's Erziehung eine Veränderung vor, welche sich als durchaus erfreulich erwiesen hat. Aus der bisher von ihr besuchten Bülau'schen Schule gaben wir sie in einen auch von Elisabeth Götze besuchten Cursus. Gleich anfangs gefiel es Anna in der neuen Schule ungemein, und noch heute besucht sie den von ihrer schwärmerisch verehrten Lehrerin, Fräulein Antonie Milberg, geleiteten Cursus mit wahrer Lust. Die neue Schule bildete auch ein neues Freundschaftsband zwischen Anna und Elisabeth Götze, und als in dieser Zeit Fräulein Gertrud Krüger, eine Schwester von Frau Dr.

Götze, einige Wochen bei dieser zum Besuche weilte, befreundete sich Mariechen bald innig mit ihr.

Fräulein Krüger war auch noch hier, als Mitte Januar eine hübsche musikalische Soirée bei ihrer Schwester stattfand, der wir mit Mariechen beiwohnten. Wie das von Alters her, schon zu Eckardts Zeiten, dem Hause Klosterstieg Nr. 20 anhaftete, so war ich auch an diesem Abend unaufhörlich von angenehmen Leuten umgeben, die mich gut unterhielten, so daß ich mich äußerst behaglich fühlte ganz abgesehen von den musikalischen Genüssen des Abends. Ich entsinne mich dreier Quartette von Brahms, dessen erstes „Wechsellied zum Tanze", mit dem Goethe'schen Text, von Frau Senator Mönckeberg, Fräulein Weber, Senator Schemmann und Dr. Krüger gesungen wurde, während bei den beiden ferneren „Der Gang zum Liebchen" und „Neckereien" mehrere Herren und Damen, unter ihnen auch Mariechen, mitwirkten; auch Fräulein Dorothea Schmidt sang Brahms'sche Lieder. Ein reizendes italienisches Duett von Campana „Guarda che bianca luna" sangen Frau Mönckeberg und Fräulein Weber so schön, daß es da capo verlangt wurde. Beim Souper wurden Quartette und Tiroler Lieder gesungen, nachdem Dr. Krüger Julius Spengel und seine anmuthige Braut in einem hübschen Trinkspruch gefeiert hatte. Spät, bis ein Uhr, blieben wir allein mit Frau Zacharias und ihrem Sohne Adolf noch drüben bei einem Glase Burgunder-Punsch.

Wenige Tage darauf brachten Frau Dr. Götze und ihr Bruder einen Abend bei uns zu, wo wieder fleißig gesungen wurde. Bei den Terzetten für Frauenstimmen von Schumann und Barghiel wirkte auch Gertrud Krüger mit, deren heiteres, interessevolles Wesen mir sehr sympathisch ist.

Mariechen's Gesang wurde, seit dem Bestehen der St. Johanniskirche in Harvestehude, häufig für Trauungen in Anspruch genommen; ich neckte sie gelegentlich mit diesem ihrem „Currende-Dienst", und als sie sich einmal weigern wollte, mitzusingen, erklärte ich streng: „Was fällt Dir ein, Mariechen? Du gehörst zur Currende, und wenn Dir angesagt wird, so hast Du einfach zu folgen!" Hin und wieder variirte ich das Thema, zum Ergötzen aller Kinder, wenn ich zum Beispiel meiner Mutter und

Schwester Vorstellungen gab, wie Herr Kaempf, der Küster, an der Thür klingele, eine Probe und darauf folgende Trauung um die und die Stunde mit lauter Stimme ansage, wohin dann Mariechen ohne Widerrede gehen müsse. Ich muß diese Charge doch einigermaßen glaubwürdig vorgeführt haben, da meine Schwester ganz verwundert fragte: „Nein, wirklich?"

Nur im Hinblick auf die langsam heranrückende, merkliche Altersschwäche meiner Mutter, die ihrem Leben immer engere Grenzen zog und eine Mahnung für uns bedeutete, uns mit dem Gedanken an ihren Verlust vertraut zu machen, erwähne ich hier, daß Mutter mit mir Ende vorigen Jahres eine schöne Aufführung des Oratorium „Saul" von Händel mit obligater Orgel- und Klavierbegleitung und eine Aufführung des „Don Juan" im Stadt-Theater hörte, und daß sie Mitte Januar mit meiner Frau ebendaselbst einer Vorstellung von Mozart's „Cosi fan tutte", mit Frau Sucher und Frau Brand-Görz in den Hauptrollen, sowie des kleinen Singspieles von Adam „Die Nürnberger Puppe" mit großem Genuß beiwohnte. Aus eben demselben Grunde gedenke ich auch einer größern musikalischen Soirée in unserm Hause, welche am 29. Januar stattfand und bei welcher, außer der Klaviervirtuosin Frau Sara Heinze, deren Bekanntschaft wir in Düsternbrook gemacht hatten, verschiedene Dilettanten sich producirten und ganz vorzügliches leisteten. Unter ihnen nenne ich, neben unseren Nachbarn Götze-Krügers, Frau Ferdinand Warburg und das Brautpaar Fräulein Clara Buhrow und Herr Hans Koyemann. Da noch ein anderes Brautpaar, nämlich Herr Dr. Herschel und Fräulein Sophie Warburg, nebst deren Eltern, anwesend war, ließ ich beide Brautpaare bei dem oben in meinem Zimmer servirten Abendessen hoch leben.

Für Lektüre aller Art behielt meine Mutter unverändertes Interesse und Verständniß; nur ihr Gedächtniß begann, wie überall so auch hier, zu versagen, was sie mit ihrer unnachahmlichen Selbstironie sehr komisch zu persifliren pflegte. Alte Zeiten hafteten am besten in ihrer Erinnerung, und darum war ihr auch unsere gemeinschaftliche Lektüre der „Vergessenen Opern", eines längern Aufsatzes aus der Feder des ehemaligen Finanz-

ministers Bitter, so besonders anziehend. Alle von ihm erwähnten und höchst anmuthig wiederbelebten alten Opernwerke waren ihr noch liebe alte Bekannte, und es bildete für uns Zuhörer einen ganz besondern Reiz, die lebhafte Freude der Alten zu sehen, zu hören, wie sie zum Beispiel bei Grètry's „Raoul Barbe-Bleue“ und „Richard Coeur-de-Lion“ ihre Lieblingsarien mit ihrer alten Stimme, aber ganz richtig und ganz rein, vor sich hinsummte oder auch laut zu singen versuchte, und zu beobachten, wie immer mehr und mehr Bilder aus ihrer Jugendzeit an der Hand dieser „vergessenen Opern“ in ihr auftauchten.

Der Tod des Anfang Januar auf einer Erholungsreise in Amerika plötzlich verstorbenen Dr Eduard Lasker ging ihr recht nahe. Sie hatte ihn in Berlin gut gekannt, und er hatte kein Hehl aus seiner Verehrung für die rüstige, merkwürdige alte Frau gemacht. Es ist bekannt, daß „das Alter“ besondere Anziehung für Lasker hatte, und so mag es nicht ohne Interesse sein, hier einen Passus aus einem Briefe zu hören, welchen Lasker meiner Mutter, freilich etwas verspätet, zu ihrem neunzigsten Geburtstage geschrieben hatte. Der Brief ist vom 30. März 1882 datirt.

„. . . . . . . Uns Allen ist es Trost und Hoffnung, wenn an einem hervorragenden Beispiel sich bewährt, daß von da ab, wo die Allermeisten den schönen Theil des Lebens abgeschlossen glauben, mehr als die Dauer eines Menschenlebens lebenswürdig sich anschließen kann. Sie aber, verehrte Frau, sind ein so vorzügliches Beispiel, weil Sie die dreißig Jahre des ‚Greisenalters' in Frische des Geistes, mit vollem Antheil an den wahren Freuden, welche Familienglück, Kunstgenuß und gute Geselligkeit gewähren, und in Theilnahme für fremdes Wohlergehen verlebt haben. . . .

„Ungewöhnlich langes Leben mag ein Geschenk, mag die Folge einer gut angelegten Organisation sein; aber nachdem der übliche Inhalt von schäumenden Jugendfreuden und spätern Kampfesleiden erschöpft ist, die dann noch kommenden Jahre gehaltreich zu machen und antheilvoll zu erhalten, das kann, unter den glücklichsten Umständen, nur durch eigenes Verdienst erworben werden. Dies wohl

ist der Grund, weshalb bei allen gesitteten Völkern das hohe und noch rüstige Alter in Verehrung gehalten wird . . ."

Am 15. Februar feierte meine Mutter ihren zweiundneunzigsten Geburtstag. Sie war an diesem Tage leidlich munter, aber doch körperlich recht matt. Ungebrochen blieb ihr Humor. Als wir vor kurzem mit ihr und Heinrich bei meiner Schwester aßen, und wir sie besonders gut aufgelegt fanden, meinte sie: Ja, zu Hause sei sie melancholisch gewesen, aber hier fühle sie sich wieder ganz vergnügt. Schnellfertig, wie sie auch zur Selbstkritik war, und fern von aller Todesfurcht, schloß sie dann mit dem Ausspruch: „Gott hätte mich ja schon längst gerufen; aber so 'was kann er nich' brauchen!" Und fügte dann hinzu: „Vielleicht giebt Gott, daß Ihr mich doch bald loswerdet!"

Heinrich's frische und fröhliche Gegenwart erheiterte sie sehr. Ich hatte ihn vor wenigen Tagen herberufen müssen zur Leistung einer notariellen Unterschrift, und so konnte er gleich allerlei hübsches bei uns mitmachen. Er war munter und guter Dinge; trotz seiner eben bestandenen zwanzigsten Mensur das Bild der Gesundheit. Ich weiß nicht mehr, nach welcher seiner Corpsgeschichten, in denen er unerschöpflich war, er sagte: „Ja, mit meinem Alten imponire ich ihnen gewaltig. Du bist riesig gut angeschrieben, Papa; ich mache mich aber auch gehörig mit Dir!"

Am Sonntag den 10. Februar fand ein kleines Diner bei uns statt, an welchem, außer der Familie, Dr. Philipp und Fräulein Johanna und Marie Hirsch, Glaesers, Curschmanns, Professor Eyssenhardt, der junge glückliche Vater, und Dr. Kuno Meyer theilnahmen und wo nach Tische, als vollständige Geburtstagsüberraschung für meine Frau, Theodor Körner's „Die Gouvernante" von Anna, Marianne und Elisabeth Götze ganz allerliebst aufgeführt wurde. Mariechen hatte es den Kindern heimlich einstudirt und durfte mit ihrem Erfolge zufrieden sein; denn die kleine Aufführung fand die dankbarste Aufnahme und erregte allseitige Bewunderung.

Später setzte sich dann Herr Cobelli, der Gütige, an den Flügel und spielte lockende Tanzweisen. Im Nu war ein Tänzchen aus dem Stegreif in vollem Gange. Nach dem Tanze verschwanden die Kinder. Uns Aelteren wurde dann noch in

dem schönen Gesange von Fräulein Elisabeth Avé-Lallemant, Mariechen's Lehrerin, ein großer Genuß geboten, der die schon gehobene Stimmung noch erhöhete. Gordigiani's

„Ogni Sabato avrete il lume acceso . . .“
„Eine Kerze soll Sonntags vor Dir brennen . . . .“

womit sie begann, und das reizende englische Volkslied von George Soane, in der Composition von Horn:

„I've been roaming, I've been roaming,
Where the meadow dew is sweet . . .“

mit dem sie schloß, wurden stürmisch da capo verlangt.

Einige Wochen später wurde uns bei den Freunden Philipp Hirschs, nach einem guten Diner mit angeregter Unterhaltung, ein andersartiger, aber nicht minder großer Genuß zu Theil. Dort hörten wir nämlich eine Reihe höchst anziehend geschriebener Briefe vorlesen, in welchen Dr. Hermann May seinen Aufenthalt und seine Erlebnisse in Italien charakteristisch und anschaulich in seiner ganzen Lebendigkeit schildert. Er hat die Sammlung seiner Briefe später als „Tagebuch in Reisebriefen“ für seine Freunde drucken lassen und hat mir durch Zusendung eines Exemplars derselben eine aufrichtige Freude und einen großen Genuß bereitet.

In dieses freundliche, sorglose Leben hinein spukte plötzlich wieder das Schreckgespenst der Diphtheritis in ihrer schlimmsten Gestalt, und zwar nahe an unserm Klosterstieg! Bei Rosenfelds, deren Garten dem unsrigen fast gegenüberliegt, wüthete sie und hatte bereits die anmuthige, allbeliebte, sangesfrohe junge Frau mit ihrem Söhnchen hinweggerafft. Eines Abends — es war am 20. Februar — fand meine Frau Mariechen noch spät nach Mitternacht schlaflos und fieberig in ihrem Bette. Der Gram um Frau Marie Rosenfeld, die Furcht vor gleichem, entsetzlichem, schon einmal im eigenen Hause Erlebten raubten dem armen Kinde Besonnenheit und Schlaf. Lange saß meine Frau an ihrem Bette, sie beruhigend, bis sie sanft einschlief.

Um so mehr freute es uns, daß wir am folgenden Tage einmal hier ganz aus der Gegend — bei Zacharias' in Hamm — gebeten waren, und ich konnte auch nichts dagegen einwenden, daß meine Frau Anna mitnahm, deren Befürchtung, sie werde, weil nicht gebeten, unwillkommen sein, bald gehoben wurde durch

die freundliche Art, wie Frau Zacharias sie herzlich willkommen hieß und nur bedauerte, daß sie nicht auch noch eine Freundin zur Gesellschaft mitgebracht habe.

Dort war es in alter Weise behaglich und ungezwungen; Frau Zacharias hörte mit Interesse Amalie aus meinen Memoiren vorlesen und machte treffende und freundlich-gesinnte Bemerkungen dazu.

Um zehn Uhr fuhren wir zurück; vom Rathhausmarkt marschirten wir vergnügt nach Hause, nachdem ich mir noch, im Vorübergehen, im Hôtel zum Kronprinzen für vierzig Pfennige eine Cigarre erstanden hatte.

Ein für den Schalttag verabredetes Zusammensein bei uns mit Frau Zacharias, Frau Dr. Götze und Dr. Krüger drohte durch Frau Zacharias' Absage am letzten Tage vereitelt zu werden. Amalie aber eilte, schnell entschlossen, zu ihr nach Hamm und vermochte sie, doch noch wenigstens zum Abend zu kommen.

Sie hielt Wort, kam und brachte heitere Laune mit; denn ihre durch äußere Umstände bewirkte Verstimmung war, wie sie graziös sagte, durch das persönliche Erscheinen meiner Frau gebannt und verscheucht. Es wurde wieder aus meinen Memoiren vorgelesen, denen Alle gespannt zuhörten. Amalie mußte immer neue Stellen aufsuchen. Die Schilderung unserer Aufführung von „Scherz, List und Rache“ erregte Staunen, da niemand es kannte; natürlich wurde sofort der Goethe hergeholt und studirt. Dann wurde musicirt. In Anlehnung an die bereits oben erwähnten „Vergessenen Opern“ von Bitter hatten unsere Sänger sich für diesen Abend Vergessenes und Altes einstudirt und sangen nun aus

Grétry's „Richard Coeur-de-Lion“ die Arie „Une fièvre brûlante“
Paer's „Sargin“ das Duettino „O, du mein Einziger“
Mozart's „Titus“ die Arie „Ach verzeih', Du Auserwählte“
Spohr's „Jessonda“ das Fluchtduett.

Dann folgte „Suleika und Hatem“ von Mendelssohn, und Dr. Krüger sang Magelonen-Lieder von Brahms, bis Frau Zacharias um elf Uhr aufbrach.

Wenige Wochen später, Anfang April, verlebten wir wieder einen angenehmen Tag und Abend bei Frau Zacharias in Hamm

mit Heinrich, beiden Töchtern und allen Götzes, nebst Dr. Krüger, sowie Professor Eduard Zacharias und Frau aus Straßburg. Schon bei Tische, wo ich zwischen Frau Zacharias und Frau Emmy Götze, „meinen Müttern", wie ich sie nannte, saß, ging es sehr munter her. Abends bis zum Thee wurde viel und hübsch in dem hohen Kuppelsaal musicirt, wo der Gesang unvergleichlich schön klingt, wohl aber recht anstrengend für die Stimmen sein mag.

Nach dem Thee gerieth das Gespräch auf Lenau, Frau Zacharias' Lieblingsdichter, von welchem sie Heinrich einige Gedichte vorlesen ließ. „Der traurige Mönch" war eines derselben. Anfänglich hörten Alle mit andächtigem Schweigen zu; später aber, als ich mir einige boshafte Bemerkungen über die Unnatur und Geschraubtheit einiger dieser Gedichte erlaubte und dadurch die Lacher, das heißt die jungen Leute, auf meine Seite zog, klagte zwar Frau Zacharias: „Alle meine Götter stoßen Sie in den Staub!" stimmte aber gleichwohl mit bestem Humor in die allgemeine Heiterkeit ein, so verletzend diese, im Grunde genommen, für ihre Lenau-Schwärmerei war. So verlief der Abend schnell!

Was aber nicht wiederzugeben ist, für den der es nicht miterlebt hat, das ist die harmlose, fröhliche, gemüthliche, ungezwungene Atmosphäre, die, wie von jeher, auch noch heute in diesen Räumen, oder vielmehr in den Räumen dieser Frau und ihrer Umgebung herrscht. Jeder giebt sich, wie er ist und doch von der besten Seite; man fühlt sich frei, beglückt und bleibt doch anspruchslos, wie die Herrin des Hauses auch. Und dennoch haben alle Meinungen und die befremdlichsten Anschauungen und Auffassungen hier Cours; denn jede wird, als berechtigt, erst einmal geduldet, dann auch wohl gehörig durchgenommen und kritisirt, aber ohne „Persönlichkeiten", folglich ohne je Empfindlichkeit und Kränkung zu erzeugen, und kein Scherz schlägt ins Derbe über.

Einen höchst-angenehmen Abend verbrachten wir — freilich schon Anfang März, denn ich bin den Ereignissen etwas vorausgeeilt — auf einer kleinen Soirée bei meiner Schwester, wo wir den Bildhauer Bernhard Römer aus Berlin mit seiner

anmuthigen jungen Gattin, Frau Fanny Römer geb. Hensel, trafen, deren feines und geistvolles, von einer bei aller Zartheit des Tones ganz vorzüglichen Technik getragenes Klavierspiel wahrhaft bezaubernd wirkt. Es war ein Genuß, sie spielen zu hören; aber auch sie beim Spiel zu sehen, soll eine Freude sein, und noch eine reizende Eigenschaft ist die anspruchslose Bereitwilligkeit zu spielen, ohne sich viel bitten und quälen zu lassen.

Sie spielte sehr schöne Sachen von Beethoven, Mendelssohn, Chopin; dazwischen eine ungedruckte Romanze von „Onkel Felix", deren in der von ihrem Vater, Sebastian Hensel, verfaßten „Familie Mendelssohn" Erwähnung geschieht, und zum Schluß „Mailied" von ihrer Großmutter Fanny Hensel.

Von Bernhard Römer war in jenen Tagen in Louis Bock's Kunstsalon, neben mehreren lebensgroßen sehr charakteristischen Portraitbüsten, unter ihnen Anton Rubinstein und Frau Toni Haller, eine Anzahl kleiner Portrait-Statuetten, nach Art der Tanagra-Figürchen in Terracotta geformt, ausgestellt. Römer, dessen künstlerischer Schwerpunkt selbstverständlich auf dem Gebiete des Monumentalen zu suchen ist, hatte neuerdings den Versuch gemacht, diese Kleinkunst wieder zu beleben, die sich hier großer Beliebtheit zu erfreuen schien. Bei Gelegenheit einer spätern Ausstellung alter und neuer Berliner Porzellane im Museum für Kunst und Gewerbe zeigte Direktor Brinckmann meiner Frau in einem Schranke, den er die „Salle Quarrée" der Ausstellung nannte, zwei von Bildhauer Römer für die Berliner Königliche Porzellan-Manufaktur geformte weibliche Figürchen.

Mitte März machten wir ein hübsches Diner bei Dr. Albert Wolffsons mit, wo, nach der äußerst angeregten Unterhaltung bei Tische und beim Rauchen, mit Wibel, Brinckmann, Speckter, noch viel und gut von Bernuth, Dr. Gustav Bartels, Frau Ferdinand Warburg musicirt wurde. Von letzterer hörte ich, wohl zum ersten Male, das Johann Sebastian Bach zugeschriebene, höchst anmuthig tändelnde Lied: „Willst Du Dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an. . . ."

Meine Frau ging, nachdem sie mich nach Hause geleitet

hatte, noch zu dem Curschmann'schen Ball hinüber, wo sie unser Mariechen viel und fröhlich tanzen sah.

Hier war es auch, wo der junge Mediciner, Dr. Wilhelm Hertz, ihr von der kürzlich erschienenen, „Unser Elternhaus" betitelten Veröffentlichung seines Onkels Paul Hertz erzählte und es ihr zu leihen versprach. Wenige Tage später waren wir schon alle, jung und alt, in die Lektüre dieses liebenswürdigen Buches vertieft, in welchem der Autor, zunächst nur für seine ausgebreitete Familie, ein anmuthiges Bild von dem dem Abbruche geweiheten, jedem Hamburger doch wenigstens dem Namen nach bekannten Adolph Jakob Hertz'schen Hause am Holländischen Brook, dann aber auch von dem fröhlichen Kinder- und Jugendleben in demselben entwirft.

Bei dem Kapitel „Hochwasser" wurde ich von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderung so gepackt, daß ich, der ich sonst kein Freund von Unterbrechungen beim Lesen bin, den erstaunt und andächtig zuhörenden Kindern und meiner Frau ein Kapitel meiner eigenen beseligenden Hochwasser-Knabenerinnerungen aus dem Stegreif vortrug.

Ich will hier gleich erzählen, daß meine Frau, ich glaube durch Vermittlung unserer liebenswürdigen Cousine, Frau Emma Springer geb. Hertz, in der Folge der merkwürdigen alten Dame, Frau Emma Hertz, näher getreten ist und sie noch heute von Zeit zu Zeit in ihrem Hause in Hamm besucht, woher sie dann allemal mit einer Fülle anziehender Erzählungen aus längstvergangenen Tagen und mit zärtlichen Botschaften für mich zurückkehrt, dem Frau Hertz eine liebevolle Erinnerung bewahrt hat. Meine Frau besitzt seit jener Zeit „Unser Elternhaus" als ein hoch- und werthgehaltenes Geschenk der interessanten alten Dame.

Den 22. März, Kaiser Wilhelm's Geburtstag, welchen Hamburg, wie alljährlich, mit prächtigem Flaggenschmuck feierte, nicht nur am heiter-bewimpelten Hafen, sondern auch von den ernsten Thürmen unserer sämmtlichen Haupt- und ländlichen Kirchen herab, begingen auch wir festlich mit der Familie Götze bei Burgunder-Punsch und Gesang. Dr. Krüger sang uns Balladen von Löwe, u. A. Goethe's „Hochzeitslied" und das reizende, nach Thomas Moore von Freiligrath übersetzte, von Mendelssohn

komponirte „Wenn durch die Piazzetta die Abendluft weht, dann weißt Du, Ninetta, wer wartend dort steht", kurz alles, was wir von ihm erbaten. Auch Frau Dr. Götze und Mariechen sprangen ein, wo es gewünscht wurde. Und das ist eben das Anmuthige an solcher Hausmusik, daß man sie still für sich bei Lampe und Cigarre genießen und sich ihr, wenn sie sich gar zu lang ausdehnt, durch ein leises Verschwinden und Zubettgehen entziehen kann. So machte ich es meistens; meine Frau aber, die freilich oft bis weit über Mitternacht ausdauern mußte, war im Punkte der späten Stunden von jeher weniger empfindlich als ich; sonst würde es ihr, trotz der Unermüdlichkeit der Jugend, doch wohl durch ein Machtwort gelungen sein, die Sitzungen zeitiger aufzuheben.

Am 31. März feierten Direktor Classens das Fest ihrer Goldenen Hochzeit; meine Frau und ich gingen zum Gratuliren hin und fanden dort große Cour, auch manches Anziehende zu sehen und zu hören. Ein äußerst herzliches Telegramm war vom Kronprinzen, eine Medaille mit Widmung vom Kaiser eingetroffen.

Ins Theater zog mich einmal eine Aufführung der Iffland'schen „Jäger" auf der Thaliabühne, ein Stück, das sich, wenn auch vielfach veraltet, doch immer noch als äußerst bühnengerecht erweist und ganz gut einmal anhören läßt.

Am Abend des Charfreitag hörte ich im Stadt-Theater eine Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung", der es, bei manchen recht wohlgelungenen Parthien, doch im ganzen an der nöthigen Weihe fehlte. Daß mir die Soli, namentlich der Eva, nicht sonderlich behagten, bedarf wohl keiner weitern Erklärung, wenn ich erzähle, daß ich diese Parthie vor Jahren an derselben Stelle und auch am Charfreitage von Jenny Lind gehört hatte.

Würdiger war der Gesang eines aus Dilettanten bestehenden kleinen Kirchenchors, der an den Osterfeiertagen unter Leitung von Max Fiedler während des Gottesdienstes in der St. Johanniskirche mitwirkte und den ich am Ostersonntag hörte. Unter den Mitsingenden waren Mariechen und Heinrich, den Frau Dr. Götze angeworben und sofort eingestellt hatte.

Am 28. April reiste Heinrich, nachdem er sich, nach vier

in Jena als Corpsbursch verlebten Semestern, schon vor mehreren Wochen schmerzvoll von der geliebten Universität losgerissen hatte, endlich wirklich nach Straßburg, um hier, ohne die unerläßlichen Störungen des Corpslebens, ernstlich seinen Studien obzuliegen.

Wenige Tage zuvor, am 23. April, ging Heinrich noch mit uns zu einem der offenen Mittwoch-Abende bei Pastor Weymanns, wo wir einige gemüthliche Stunden verbrachten und ich mich vortrefflich unterhielt. Ich war auf's angenehmste beeindruckt von der zwanglosen, heitern Atmosphäre, und auch Heinrich thaute schnell auf in dem freundlich-herzlichen Geplauder über das Corpsleben, zu dem Pastor Weymann in seinen späteren Semestern durch zwei den Westfalen und Saxonen in Halle angehörende Vettern in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte.

Ein anderes späteres Mal, nach der Rückkehr von unserer Sommerreise, fanden wir an einem Mittwoch-Abend bei Weymanns einen größern Kreis zum Theil recht interessanter Leute versammelt, unter ihnen Pastor Reiche und Frau geb. Sieveking und den Musikgelehrten und Kritiker Ludwig Meinardus mit seiner feinen liebenswürdigen Frau. Meinardus machte aus seinen künstlerischen Anti- und Sympathien kein Hehl; er beklagte den armen Lessing, der „ohne Regenschirm" in allen Wettern auf dem Gänsemarkt sitzen müsse; ganz besonders aber bot Richard Wagner interessanten Gesprächsstoff. Es gab natürlich eine Verbrüderung mit Händedruck, als Anti-Wagnerianer, zwischen ihm und mir. Einer Controverse, welche zwischen meiner Frau und Herrn Meinardus über Prediger Stöcker zu entstehen drohte, gebot ich durch ein meiner Frau schnell verständliches Schweigen rechtzeitig Einhalt. Es schien mir ein Unrecht gegen Weymann, der, bei dem unbedingtesten Farbebekennen von der Kanzel, in seinem Hause und als Wirth eine feine Reserve beobachtet, die ihn doch nicht im mindesten verhindert, sich frei und animirt an der Unterhaltung zu betheiligen, ja, gerade einer der heitersten und für Scherz empfänglichsten zu sein.

Mit Interesse ließ ich mir in dieser Zeit verschiedene Schriften streng-christlichen Inhaltes vorlesen. Schon seit längerer Zeit las ich dann und wann in Oldenberg's Biographie Moritz

Wichern's. Jetzt las mir meine Frau eine von Emil Frommel recht anziehend geschriebene, unter dem Titel „Dr. Aloys Henhöfer — Ein süddeutsches Pfarroriginal." herausgegebene kurze Biographie dieses zum Protestantismus übergetretenen katholischen Pfarrers vor, sowie bald darauf das unter dem Titel „Unsere Mutter" von der Tochter des Predigers Krummacher liebevoll gezeichnete Lebensbild.

Was mich immer wieder von Zeit zu Zeit die Lektüre solcher Schriften vornehmen läßt, ist, ganz abgesehen von dem hohen sachlichen Interesse, welches sie, wie beispielsweise das Leben Wichern's, gewähren, gerade der Reiz, mich zeitweilig in eine spezifisch christliche, mir ja völlig fremde Weltanschauung zu versetzen, die doch in der Entwickelung der Menschheit unleugbar eine so große Rolle gespielt hat und noch spielt.

Daß hierher auch die von einem dänischen Schriftsteller verfaßten „Briefe aus der Hölle" gehören sollten, möchte ich eigentlich stark bezweifeln, wiewohl sie der menschlichen Seele einen scharfen Spiegel ihres oft unwahren, meist geflissentlich selbstbetrügerischen Wesens vorhalten.

Doch, kehren wir aus der Hölle, in die wir uns verloren haben, zurück in die frische, fröhliche Frühlingszeit, in den „wunderschönen Monat Mai." Er brachte uns auch unser neues Boot und die richtige Witterung, uns seiner sofort ausgiebigst zu erfreuen.

Ein paar Mal ließen wir uns von einem Bootsmann rudern; aber unsere Töchter eigneten sich leicht und schnell die Kunst des Ruderns an und haben sich auch in der Folge immer als tüchtige „Ruderknechte" bewährt, wie ich sie zu nennen pflege und auf welchen Titel sie nicht wenig stolz sind. Es giebt der Alster überhaupt ihr eigenartiges, belebtes Gepräge, daß es hier meist junge frische Mädchen sind, die das Ruder führen.

Wie sehr ich selbst den Aufenthalt auf dem Wasser liebe, wie sympathisch mir das sanfte Gleiten des Bootes, wie genußreich auch die vom Fährhaus auf der Uhlenhorst herübertönende, meist Gutes in guter Ausführung bietende Musik für mich ist, das habe ich, glaube ich, alles schon früher erzählt. Und, merkwürdig! ich, der ich im Hause gegen Zug so sehr empfindlich

bin, lasse mir einen recht bewegten frischen Wind auf der Alster gern gefallen, und wenn er hie und da meinen Hauptgenuß, das Rauchen, durch die Schwierigkeit des Anzündens der Cigarre zu beeinträchtigen droht, so beugt dem wiederum die Energie und Findigkeit der Meinigen vor, deren erstes und eifrigstes, oft viel Ausdauer und Umsicht erforderndes Geschäft es ist, Papa's Cigarre in Brand zu bringen. Ich möchte niemand, vor allem nicht meinen Herren Söhnen, zu nahe treten; aber ich glaube, ich muß die Palme in dieser Kunst Anna zuerkennen.

Am Pfingstsonntag den 1. Juni erfreute uns Klaus Groth einmal wieder durch seinen Besuch. Er kam mit Herrn Warburg und saß ein nettes Stündchen bei uns im Garten auf der Lindenbank, bewunderte die hängende Maidenblush-Rose auf dem Rasen und ertheilte willkommenen Rath in der Behandlung unserer neugesetzten Glycine, die bestimmt ist, dermaleinst unser Haus zu beranken, wie sie Groth's Landhaus in Düsternbrook mit ihren prächtigen blauen Blüthentrauben so anmuthig berankt.

Wenige Tage später machten wir bei Herrn Warburg einen hübschen musikalischen Abend mit. Klaus Groth war anwesend und trug eine seiner Dichtungen, „Das Heimweh", drei zusammengehörige hochdeutsche Gedichte vor, welche dann von Fräulein Faller in der Brahms'schen Composition gesungen wurden. „Hochdeutsch ist eigentlich nicht mein Fahrwasser!" hatte Groth gemeint, als er zum Lesen aufgefordert wurde, und wirklich fließt ihm das Plattdeutsche melodischer von den Lippen; aber sein inniger, warmer Vortrag brachte uns die Dichtung doch erst recht nahe und gab auch der schönen Composition ihre Weihe.

Fräulein Faller sang dann noch das von Hinrichs componirte, schon mehrfach von ihr gesungene „War einst ein Prinzeßchen", von welchem wir erst an diesem Abend erfuhren, daß es, ursprünglich plattdeutsch, Groth's Dichtung sei, was er, auf die Frage meiner Frau, bestätigte mit dem Hinzufügen: „Aber man nich' so, nich' so'n ollen affektirten Kram!" Und nun gerieth er in Feuer und recitirte ihr das kleine launige anspruchslose Gedicht — mit Seitenhieben auf sein hochdeutsches Zerrbild.

Noch verdanke ich Fräulein Faller die Bekanntschaft mit

einer höchst interessanten Composition Franz von Holstein's. Die mit den Königsgräbern von Memphis, mit Pyramiden, Palmen und Sykomoren und dem „Rauschen des heiligen Nil" prunkende Dichtung „Salem Marie!" Wüstenlied von Müller von der Werra, bot dem Componisten Gelegenheit zu einem christlich-romantisch angehauchten, sehr schönen und innigen orientalischen Stimmungsbilde.

Mit ganz besonderm Vergnügen hörte ich an diesem reichen Gesangsabend auch unsere liebe Frau Dr. Schramm geb. Elise Börner mit ihrem warmen, sympathischen Vortrage Lieder von Brahms, Clara Schumann und zum Schluß zwei Paul Werners (Pius Warburg) singen.

Am 5. Juni nahm unter Herrn von Bernuth's Leitung ein großes Musikfest in der Ausstellungshalle auf der Moorweide seinen Anfang. Meine Frau, Mariechen und ich wohnten beiden bereits Nachmittags um fünf Uhr beginnenden Conzerten bei. Das erste brachte den Händel'schen Messias, das zweite eine Reihe von Musikstücken verschiedener Componisten.

Die Festhalle war schön geschmückt, aber die Akustik ließ zu wünschen; auch mischte sich, in etwas störender Weise, der volle Chor der gefiederten Sänger ein, den erst die scheidende Sonne verstummen machte.

Ganz besonders schön war am zweiten Tage das Quintett aus Wagner's „Meistersinger" „Selig wie die Sonne", welches von den Solisten Frau Sachse-Hofmeister als „Eva", Fräulein Hermine Spies als „Magdalene", Herrn Franz Betz als „Hans Sachs" ganz ausgezeichnet, aber auch von den Herren Riese und Wolff sehr würdig ausgeführt und da capo verlangt und gesungen wurde. Die Palme des Abends gebührte aber wohl der Rhapsodie von Brahms mit dem von Fräulein Spies vorzüglich vorgetragenen herrlichen Altsolo.

In diesen Tagen erfreute uns Eckardt einmal wieder durch einen kurzen Besuch. Einen Sonntag Abend brachte er mit uns bei meiner Schwester zu und war, wie immer, sehr unterhaltend. Besonders interessant waren dieses Mal seine Mittheilungen über ein „petit diner" beim Fürsten Bismarck, wo dieser sehr liebens-

würdig gegen ihn und über die Maßen lebhaft und angeregt gewesen sein muß.

Heimisch und an gute alte Zeiten gemahnend war es dann, mit Eckardt durch den Klosterstieg zurück zu gehen, wo er vor seinem Hause die nicht ganz haltbare Behauptung aufstellte, zu Zeiten der „soliden Eckardts" würde um diese Stunde, — es war halbzwölf Uhr —, schon alles dunkel gewesen sein. Verlangend schaute er in die erleuchteten Fenster und wäre vielleicht, dem Vorschlage meiner Frau folgend, noch mit ihr hineingegangen, wenn ich es nicht für unthunlich erklärt hätte. Ich überlasse es meinen einsichtigen Lesern, sich vorzustellen, wie schwer ich dafür von Seiten Frau Dr. Götze's sowohl als meiner Frau zu büßen hatte.

Der am 10. Juni vollzogenen Grundsteinlegung zu dem neuen Reichstagsgebäude in Berlin hat Dr. Eckardt in unserm Hamburgischen Correspondenten einen seiner vorzüglichen Leitartikel gewidmet.

Ein nicht uninteressanter Besuch, den wir bald darauf erhielten, war der einer uns von meiner Nichte Alice Zimmern empfohlenen Miss Scott. Sie war Lehrerin der Mathematik an dem einen der beiden weiblichen Colleges bei Cambridge, Girton-College, in welchem auch meine Nichte Alice dem Studium der alten Sprachen obgelegen und soeben ihren „classical tripos", als Erste auf der Liste der weiblichen Studenten und auch an hervorragender Stelle auf der gemeinsamen Liste der Frauen und Männer bestanden hatte.

Miss Scott war im Begriff, in Begleitung ihrer jüngern Schwester, zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit, eine Seereise nach dem Nordcap zu unternehmen. Trotz ihrer bedauerlichen Schwerhörigkeit war es ein Vergnügen, sich mit der hochgebildeten, mit einem ganz männlichen Verstande begabten und doch dabei echt weiblichen Dame zu unterhalten.

Ich bin im Prinzip kein Freund des gleichen Rechtes für beide Geschlechter, auch im ganzen kein Anwalt für Frauenbildung und -gelehrsamkeit und stimme Herrn von Dommer bei, wenn er in seiner ingrimmigen Abwehr sagt: „Ich lasse mir den zweiten Theil von Goethe's „Faust" lieber nicht von einer

Dame exponiren!" Den hier genannten Resultaten weiblichen Wettbewerbs mit den Männern einer großen, auf hoher Bildung stehenden Nation gegenüber, meine ich aber, wäre es nur gerecht, zuzugestehen, daß England und Schottland uns in der Verwerthung der den Frauen innewohnenden Kräfte doch weit voraus sind.

Wie sehr dies auch in Nord Amerika der Fall ist, dafür geben mehrere Briefe Carl's schlagende Belege.

Carl, von dem am 9. Mai im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" ein Artikel über Neger- und Indianer-Erziehung in den Vereinigten Staaten erschienen und beifällig aufgenommen war, hatte Baltimore bereits Anfang Mai verlassen. „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus!" — mit diesen Worten charakterisirt er sein Verhältniß zu diesem Ort. Er hatte sich dann nach Boston begeben, woher wir einen vergnügten Brief mit der Schilderung eines „Annual Boston-meeting of the American Oriental Society erhielten. In der Liste der „papers", welche verlesen werden sollten, wird auch eines von ihm genannt:

> „Dr. Lehmann of Hamburg, who is present among „us, is invited to read his paper on the relation of n to sh in Proto-Babylonian."

Carl schildert mit vielem Humor, wie ihm vor und beim Reden zu Muthe war und die freundliche Aufnahme, die sein kleiner Vortrag erfahren. Dann fährt er fort:

> „Es folgte wieder ein interessanter Sonnabend-Abend bei von Blombergs, wo noch zwei Damen Wesselhoeft, eine Miss Butler und Miss Philips waren, welche letztere mich mit Blombergs einlud, to make her still more a convert to Assyriology! Statt dessen bekehrte sie mich beinahe zu der Frage „of womens vote." Es ist immerhin recht schwer, ein Jahrtausende lang genährtes Vorurtheil abzuschütteln, und außerdem giebt's noch eine Anzahl höchst gegründeter Bedenken. Aber so weit kommen wird es doch."

In einem Briefe vom 30. Mai schildert sodann Carl seinen Besuch in einem Frauencolleg bei Boston:

„Wellesley-College liegt in einem wunderschönen dazu

gehörigen Park. Eine wundersame, weihevolle Stille lagerte über der ganzen Stätte; die Vögel sangen, daß es eine Lust war, und der kleine See, der fast ausschließlich auf dem Gebiete des College liegt, glitzerte vergnüglich im Sonnenschein. Der Gründer und Stifter des College ist ein New Yorker Jurist Namens Durant, der noch bei seinen Lebzeiten alles selbst geordnet und beaufsichtigt hat. Das Hauptgebäude ist prachtvoll; in der großen Halle wird man von der bestimmten Dame bewillkommnet und seinen speziellen Freunden zugewiesen oder gleich herumgeführt. . . . Dann wurde ich in eine Klasse geführt, wo eine Deutsche über „Nathan der Weise" eine eigentlich ganz famose Vorlesung hielt. Die Mädchen ‚Sophomores' (zweiter Grad des College-Course) verstanden und sprachen sehr gut Deutsch. . . . . Bei dem nun folgenden luncheon war ich der einzige masculus! Die Damen warten selbst auf und thun alle Hausarbeit selbst; nur für den Magen sorgen Köche. . . .

„Nachher sah ich die library mit einigen sehr werthvollen Büchern aus Melanchthon's Besitz, unter anderm einen Livius mit Randnoten von seiner Hand, lateinisch geschrieben."

Zu einer ursprünglich von Carl geplanten Reise in den Westen, bis nach San Francisco, hatten ihm schließlich die Mittel gefehlt, und so kehrte er, nachdem er die Juni-Tage am Niagara, auf dem Hudson und in New York zugebracht hatte, von dort am 14. Juni nach Europa zurück. Bald traf ein Telegramm aus Antwerpen ein, welches uns seine glückliche Ankunft meldete, und am letzten Juni war er wieder bei uns, ganz unverändert in seinem Wesen und Aussehen, bis auf einen Backenbart und einen leisen Anflug von englischem Tonfall in seiner Stimme, aber kein englischer Brocken in seinem fließenden Deutsch — frisch und lebendig und voll von den in Amerika empfangenen Eindrücken. Ich ließ es natürlich, in meiner Freude über den Wiederbesitz meines lieben Jungen, an heiteren Neckereien nicht fehlen, und sein fröhliches helles Lachen darüber war meinen Ohren Musik.

Wir hatten in jenen Tagen drückende Hitze. Eine dumpfe Schwüle lagerte über unserm Garten und dem sonst so heiter

belebten Klostersteig. Nur auf dem Wasser war es erträglich. Unser Boot, das Carl noch gar nicht kannte, war eine neue große Anziehung für ihn. An einem der ersten Abende ruderte er, noch bis nach Mitternacht im Mondschein mit Mariechen vertraulich plaudernd, auf der kühlen Alster.

Ein paar Tage später blieben die Kinder mit einigen jungen Freundinnen, die bei uns gegessen hatten, und mit Götzes und Dr. Krüger so spät auf der Alster, daß ich verdrießlich und meine Frau besorgt wurde. Als es elf Uhr schlug, ging sie hinüber in Götze's Haus, fand auf dem gedeckten Eßtische drei einsame Setzmilchsatten, aber niemand zu Hause. Endlich, kurz vor halbzwölf Uhr! kamen sie in einem langen Zuge, lustig plaudernd, vom kleinen Klostersteig her und wußten uns durch ihre begeisterten Schilderungen der Wasserfahrt in goldigem Vollmondschein, bei mehrstimmigem Gesange, schnell zu versöhnen und zu beruhigen.

Unter unseren jungen Tischgästen hatte sich an jenem Mittage auch meine Nichte Bessie Lehmann befunden, die mit ihrer Mutter vor wenigen Tagen aus New York zurückgekehrt war, wo sie der Hochzeit ihres Sohnes und Bruders Fred mit Miss Lawson beigewohnt hatten.

Eine kleine Soirée, die wir am 11. Juli für meine Schwägerin Cornelia und ihre Tochter gaben, und bei welcher auch meine Mutter nicht fehlte, die bei Gelegenheit dieses Besuches wohl auch zum letzten Male Gäste bei sich gesehen haben mag, fiel recht hübsch aus. Mariechen und Anna konnten sich bei den Vorbereitungen im Zimmer- und Blumenschmuck gar nicht genug thun, um ihrer geliebten Tante Nell unser Haus im schönsten Lichte zu zeigen. Und da Diese Musik sehr liebt, Mariechen brillant bei Stimme war und auch unsere Nachbarn von Nr. 20 unter unseren Gästen nicht fehlten, so gab es einen Gesangs-, namentlich einen Duett- und Terzettabend in aller Form Rechtens. Mit Götzes war auch Anna's Tony, Fräulein Milberg, gekommen.

Carl war schon am 8. Juli, einer Einladung seines Freundes Robert von Helmholtz folgend, nach Berlin gereist, wo er im Helmholtz'schen Hause glückliche und für seine Zukunft

bestimmende Tage zubrachte; denn seit jenem Besuche hat Carl an Robert's Eltern warme Freunde für's Leben gewonnen.

Am Sonntag den 13. Juli, dem großen Tage der Alster-regatta, die sich natürlich Alle vom Ufer oder von unserm Boot, Mariechen sogar zum Theil von einem Begleitdampfboot aus, mit ansahen, aßen wir noch mit Lehmanns bei meiner Schwester zu Mittag und begaben uns dann, von dort aus, auf die Reise nach Petersthal im Schwarzwalde. Denn dahin wurden wir von Dr. Cohen geschickt und zwar, unserer sonstigen Gewohnheit zuwider, so ungewöhnlich früh, um mit unseren Kindern dem Scharlach im Klosterstieg bei Curschmanns aus dem Wege zu gehen.

Außer dieser unliebsamen Veranlassung hatten wir dabei noch insbesondere die Abkürzung unseres Zusammenseins mit Lehmanns zu beklagen, die noch einige Zeit bei den Unserigen in Hamburg verblieben, ehe sie nach Dresden zurückkehrten.

In unserer Begleitung befand sich Marianne Leo, die wir auf den Wunsch ihrer Eltern, als eine uns äußerst willkommene Reise-gesellschaft und als eine Freundin und Gespielin für unsere Anna, sehr gern mitnahmen.

Wir reisten über Frankfurt nach Rastatt, wo wir von unseren Verwandten, dem dort garnisonirenden Hauptmann Werner und seiner Frau aufs herzlichste empfangen wurden. Mit ihnen und ihren vier allerliebsten Kindern brachten wir eine sehr angenehme Zeit zu, die selbst die in jenen Tagen herrschende fürchterliche Hitze kaum zu verkümmern vermochte. Am Nachmittage des nächsten Tages reisten wir weiter nach Appenweier und von hier mit der Renchthalbahn nach Oppenau, wo wir übernachteten und auch, der wahrhaft unerträglichen Hitze wegen, den Tag über ruhig blieben um erst gegen Abend, als es ein wenig kühler zu werden anfing, nach unserm diesmaligen Ziele weiter zu fahren.

In Petersthal verbrachten wir sechs recht angenehme Wochen. Die nicht großartige und mit Schweizer Gegenden nicht zu vergleichende Natur wollte zwar anfänglich namentlich meiner Frau um so weniger behagen, als sie sich in ihrer Erwartung, in eine Gegend voll schöner Tannenwaldungen zu kommen, bitter

getäuscht fand. Ob die forstwissenschaftliche Mißbilligung der seit einigen Jahren vorgenommenen Abholzung aller Waldungen von Seiten meiner Frau berechtigt war, lasse ich dahingestellt. Gewiß aber ist, daß diese Abholzung eine Thatsache und für Badegäste, die sich besonders viel von der Tannenduft-gewürzten Luft für ihre Gesundheit versprochen hatten, sehr unangenehm war. Andererseits aber bot doch auch Petersthal wieder große Vorzüge, vor allem einen großen, ganz von dichtem Laub überschatteten Platz vor dem Kurhause, mit zahlreichen Plätzen, auf denen man zu jeder Zeit behaglich sitzen und ungestört lesen und arbeiten konnte. Letzteres war für mich von um so größerm Werthe, als ich, von meinem Verleger gedrängt, gegen meine sonstige Gewohnheit auch hier im Bade nicht müßig sein durfte, sondern an der Revision und Correktur meiner Uebersetzung des zweiten Bandes von Seeley's „Stein" tüchtig weiter arbeiten mußte.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hatte Carl uns von Berlin aus angekündigt, daß er seinen Bruder in Straßburg aufsuchen und, bevor er nach Brestenberg am Halwyler See weiterginge, noch auf kurze Zeit mit Heinrich zu uns nach Petersthal kommen möchte. Daraufhin luden wir beide Söhne ein, und beide gesellten sich am Schluß der Woche zu uns, um einige vergnügte Tage mit uns zu verbringen. Gleich am andern Morgen benutzten wir das herrliche Wetter zu einer Fahrt nach einem der schönsten Punkte des Schwarzwaldes, nach Allerheiligen. Ich ergötzte die Kinder durch meine in bester Laune gemachten vielfachen Scherze, unter anderm durch eine humoristische Schilderung der akademischen Zukunft Carl's und Heinrich's, des großen Assyriologen, der vor anderthalb Zuhörern, und des großen Physikers und Mathematikers, der über „integrale Indifferenz" vor einem halben Zuhörer lesen werde, und was des harmlosen Unsinns mehr war.

Schon vor der Wiederabreise unserer Söhne hatten wir die angenehme Bekanntschaft zweier junger Hamburger, des Herrn Johannes Lappenberg und seiner Schwester Anna gemacht, mit denen sich namentlich unsere Kinder innig befreundeten und deren Verkehr uns um so willkommener war, als die übrige

Gesellschaft keine Veranlassung zu mehr als ganz vorübergehenden Beziehungen bot. Zu den jungen Leuten gesellte sich bald auch ihr Vater, Herr Dr. Lappenberg, mit dem wir uns nach kurzer Zeit täglich viel und gern sahen, regelmäßig beim Nachmittagskaffee im Freien, wo dann Dr. Lappenberg uns, nachdem die Klänge der äußerst mittelmäßigen Musik verstummt waren, den Hamburgischen Correspondenten, auch wohl etwas aus der „Familie Buchholz" vorlas. Auch Spaziergänge und -fahrten machten wir öfter gemeinsam. Zu einer Parthie nach dem Mummelsee nahm Dr. Lappenberg den inzwischen aus Straßburg zu uns wieder zurückgekehrten Heinrich, zu einer andern, nach dem Glaswaldsee, seine Tochter und Mariechen mit. Der Primaner Johannes Lappenberg mußte, als seine Ferien zu Ende gingen, zu unserm und besonders Anna's und Mariannen's Leidwesen, wieder nach Hamburg zurückkehren; vorher aber ließen sich unsere und die Lappenberg'schen Kinder im Schwarzwälder Bauernkostüm gemeinsam auf einem Bilde photographiren, das mehr drollig als schön ausgefallen sein soll.

Trotz des geringen Zusammenhaltes der Kurgesellschaft wurde doch Abends im Kursaal viel musizirt; auch Mariechen sang ein paar Mal. Ein ausgezeichneter Dilettant auf der Violine, der gegen Ende unseres Aufenthaltes erschien, ließ sich zu unserm großen Vergnügen Abends öfter hören. Es war ein Studiosus Kohlhep aus Heidelberg, ein Schüler des bekannten Jean Becker. Er reiste in Gesellschaft des Heidelberger Professors der Chirurgie, Czerny. Auch Czerny und seine Frau, die ganz niedlich sang, musizirten einige Male Abends. Uebrigens hielten sowohl sie, als der mit ihnen reisende Vater der Frau, Professor Kußmaul aus Straßburg, sich äußerst zurückgezogen und mieden jede Berührung mit der übrigen Gesellschaft.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes in Petersthal producirte sich noch ein gutes Streichquartett aus Freiburg, das ich mit Vergnügen hörte.

Wenn ich nun noch eines Abstechers gedenke, welchen Amalie eines Tages mit Mariechen zu Heinrich nach Straßburg, begleitet von den ihnen zufällig in Appenweier begegnenden Heinrich und Betty Leo unternahm, sowie angenehmer Besuche, welche diese

Freunde und, etwas später, Professor Julius Oppert uns in Peterstbal abstatteten, so habe ich wohl alles irgend bemerkenswerthe mitgetheilt, was sich von dem wenig interessanten Aufenthalte erzählen läßt.

Am 25. August verließen wir nach sechswöchentlichem Aufenthalte Peterstbal und machten noch bei überwiegend schönem Wetter einen hübschen achttägigen Ausflug, zunächst auf der Schwarzwaldbahn nach Neuhausen an den Rheinfall. Unterweges hatten sich uns Dr. Lappenberg und Tochter angeschlossen, und mit ihnen verlebten wir in dem wundervollen Hôtel angesichts des herrlichen Rheinfalles, bei köstlichem Wetter und allerseits bester Laune einen sehr angenehmen Tag, dem leider ein viel weniger angenehmer folgen sollte. Denn in Triberg, wohin wir uns der berühmten Wasserfälle wegen zunächst begaben, erlebten wir einen entsetzlichen Regentag. Zum Glück klärte sich aber das Wetter am folgenden Tage völlig wieder auf und war uns während unseres kurzen Aufenthaltes in Baden-Baden durchaus günstig. Wir verbrachten hier in Gesellschaft unserer Cousinen Emilie und Marie Leo aus Berlin die angenehmsten Stunden, die wir unter anderm zu einem Besuche des alten Schlosses, dem Anhören der schönen Kurmusik auf der Abends feenhaft erleuchteten Kurpromenade, der Besichtigung des neuen prachtvollen Friedrichsbades und der griechischen Kapelle benutzten.

Am nächsten Tage fuhren wir gegen Abend nach Heidelberg, wo wir in dem reizenden Neckar-Hôtel mit dem Blick auf das mondbeleuchtete Schloß abstiegen und andern Tages früh wieder bei herrlichem Wetter eine Fahrt aufs Schloß machten. Von da kehrten wir noch rechtzeitig zurück, um nach eingenommenem Frühstück mit dem Mittagszuge über Darmstadt und Mainz nach Bingen zu fahren, von wo aus die Meinigen sich das „Niederwalddenkmal“ anzusehen wünschten. Sie thaten das auch mit großem Genuß, obgleich das Wetter wieder sehr regnerisch geworden war. Ich harrte derweil in einem erhöheten Pavillon im Garten unseres Hôtels bei Kaffee und Cigarre behaglich der Rückkehr meiner Karawane. Die Rheinfahrt bis Cöln, die wir am nächsten Tage unternahmen, erfolgte bei zwar nicht schönem aber doch leidlichem

Wetter, das uns gestattete, den ganzen Tag auf dem Verdeck zuzubringen. Unsere Erwartung, daß wir, wie es ursprünglich hieß, um fünf Uhr Nachmittags oder doch jedenfalls noch zeitig genug in Cöln eintreffen würden, um Abends einer Vorstellung der Strauß'schen Operette „Die Fledermaus", die ich mir schon lange zu hören gewünscht hatte, im Wilhelm-Theater beiwohnen zu können, wurde freilich getäuscht. Wir trafen des niedrigen Wasserstandes wegen erst zu ganz ungewöhnlich später Stunde, um sieben Uhr Abends ein und fühlten uns sämmtlich so ruhe- und stärkungsbedürftig, daß wir den Gedanken an den Theaterbesuch sofort aufgaben.

In dem schönen Hôtel du Nord mußten wir uns zwar mit Zimmern im dritten Stock begnügen, konnten aber bei dem milden Wetter die noch übrigen Abendstunden und den nächsten Vormittag in dem reizenden Gärtchen des Hôtels zubringen. Für die letztgenannten Stunden müßte ich allerdings richtiger statt wir i ch sagen; denn meine Frau mit den Kindern benutzte den größten Theil dieser Zeit zu einer Besichtigung des Domes und des Wallrath'schen Museums, in welchem die Hauptanziehung das Bild der Königin Louise von Gustav Richter bildete. Mittags fuhren wir dann mit dem Schnellzuge nach Hamburg.

Hier trafen wir Abends um zehn Uhr ein und wurden von meiner Schwägerin Franziska empfangen, die uns einen leider recht ungünstigen Bericht über Mutters Befinden geben mußte. Sie war vor wenigen Tagen auf einem Spaziergange von einer tiefen Ohnmacht befallen worden, aus der sie erst nach längerer Zeit wieder erwacht war.

Meine Schwägerin hatte uns das in einem Briefe nach Petersthal gemeldet, der uns aber nicht mehr erreicht hatte. Nachdem wir uns nun von unserer lieben kleinen Reisegefährtin Marianne und von unseren beiden Töchtern getrennt hatten, die, des im Götze'schen Hause ausgebrochenen Scharlachs wegen, Mariechen bis zu ihrer in einigen Tagen bevorstehenden Abreise nach Timmendorf, Anna noch für einige Zeit freundliche Aufnahme im Leo'schen Hause finden sollten, fuhren meine Frau und ich sofort zu meiner Mutter, um uns nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie war bereits zu Bett gegangen und ließ uns bitten, sie für diesen Abend zu

entschuldigen. Andern Tages fanden wir sie in leidlichem Wohlsein; sie fuhr sogar Nachmittags mit Amalie spazieren, gleichwohl konnten wir uns der ernstesten Besorgniß nicht verschließen. Ich theilte daher sofort meinen auswärtigen Brüdern und meiner noch auf Reisen befindlichen Schwester mit, wie die Dinge standen. Rudolf suchte ich zu veranlassen, seinen in nächster Zeit beabsichtigten Besuch Mutters möglichst zu beschleunigen.

Am 2. September aß meine Mutter bei uns zu Mittag. Sie war verhältnißmäßig gut aufgeräumt und scherzte gelegentlich in alter Weise, beklagte es aber wiederholt, daß unsere beiden Töchter nicht zu Hause seien. Abends ließ sie sich von meiner Frau „Ivo das Heierle“ von Auerbach vorlesen.

Bald trafen Marie und Rudolf mit seiner Tochter Amelia ein, die dann mit Mutter alle wieder am Sonntag den 7. September bei uns zu Mittag aßen. Wir verbrachten den Abend ganz gemüthlich. Vor ihrem wie gewöhnlich zeitigem Aufbruche hielt Mutter eine förmliche kleine Dankrede für freundliche Aufnahme.

Als Tags darauf meine Frau in der Dämmerung zu ihr kam, fand sie sie von vielen Besuchen etwas ermattet; denn Heinrich Leo aus Berlin und auch ihre gute und treue Freundin, Frau Mathilde Arnemann, waren mehrere Stunden bei ihr gewesen. Amalie wollte sie nun durch etwas leichtes Geplauder harmlos unterhalten und machte sie aufmerksam auf mehrere unter ihrem Fenster mit bunten brennenden Laternen vorüberziehende Kinder. Aber für derlei müssiges Geplauder hatte sie nie besondere Vorliebe. „Du kommst mir vor“, erwiderte sie, „wie der Mann, der sein Taschentuch in die Luft wirft: ‚Seh't, Kinder, das heißt werfen!‘“ Nun wollte Amalie sie zu der Geburt der ersten Urenkelin in San Francisco beglückwünschen; aber auch darauf antwortete sie ablehnend, traurig. Daraus mache sie sich nichts! Die sei drüben, weit weg. „Aber, Du hast Recht“, schloß sie, „Marie kann noch einmal Freude an der Enkelin haben, und für Marie will ich mich freuen.“

Diese hoffende Voraussicht schien sich, schneller als geahnt, verwirklichen zu sollen; denn schon nach wenigen Monaten kam aus San Francisco die Nachricht, daß das junge Ehepaar zu

längerm Aufenthalte, vielleicht für immer, nach Europa kommen und sich in Hamburg domiciliren werde.*)

Am Dienstag den 9. September waren wir alle mit Mutter bei meiner Schwester zu Mittag. Meine Frau und meine Nichte Amelia fuhren, auf den Wunsch der letztern, mit dem vor kaum einer Stunde von einem Besuche Carl's aus Brestenberg zurückgekehrten Heinrich, nach Altona ins Theater, um die Oper „Carmen" von Bizet zu hören. Sie konnten das, da Mutters Zustand zu keiner augenblicklichen Besorgniß Veranlassung gab, getrost thun; auch daß Heinrich der erst erschien, als Mutter sich in gewohnter Weise zu ihrem Nachmittagsschlaf zurückgezogen hatte, sie in Folge dessen jetzt nicht begrüßen konnte, schien kein Grund, ihn von der Theilnahme an dem projektirten Theaterbesuch zurückzuhalten. Als Mutter dann nach vollendetem Schlaf in den Salon zurückkehrte, war sie verhältnißmäßig munter, nahm oft Antheil an der Unterhaltung und machte gelegentlich Scherze. Ueber eine schöne Rose, die ihr Rudolf von Frau Isabelle Seligman mitbrachte, freute sie sich sehr. Als dann ihr Wagen sie wirklich ungebührlich lange warten ließ, wurde sie sehr ungehalten und ungeduldig, ließ sich aber, obgleich innerlich gewiß erregt, ganz gutmüthig von mir necken. Zu Hause angelangt und von der Jungfer Malchen ins Schlafzimmer geführt, ließ sie sich mit den Worten „Nun will ich schlafen!" in einen Stuhl nieder, lehnte sich an Malchen und versank in eine Ohnmacht. Sie athmete noch einige Male schwer auf und — verschied.

Meine Frau, die ahnungslos und vergnügt, mit Amelia und Heinrich, aus dem Theater zurückgekehrt und von da gleich zu Mutter geeilt war, blieb dort mit meinen Geschwistern, bis Dr. Lomnitz, nach vergeblichen Versuchen einer kaum zu erwartenden Wiederbelebung, nichts thun konnte, als den Tod constatiren. Dann kam sie zu mir nach Hause, wo ich traurig

*) Dies geschah freilich erst am 24. Mai 1887, nachdem sich zu den zwei Kindern, Rudolf und Mimi, noch ein drittes gesellt hatte, das meinem Manne zum Pathenkinde bestimmt war und den Namen Emil erhielt. Anm. der Herausgeberin.

gefaßt ihrer harrte. Ich ließ mich von ihr zu meiner Mutter geleiten, die ich nur noch im Tode küssen konnte.

Am Freitag Morgen fand die feierliche Beisetzung meiner Mutter statt. (Auf ihren letztwillig ausgesprochenen Wunsch nämlich, mußte sie vor ihrer definitiven Beerdigung noch mehrere Tage in die Leichenhalle des Catharinenkirchhofes gestellt werden.)

Im Sterbehause hatten sich außer den näheren und entfernteren Verwandten, unter ihnen die eben hier zum Besuche anwesende Frau Auguste Leo aus Berlin, auch einige Freunde eingefunden. Mariechen, die wir sofort telegraphisch benachrichtigt hatten, war von Timmendorf herbeigeeilt, ihrer Großmama die letzte Ehre zu erweisen. Der mit Blumen und Palmen reich geschmückte Sarg war noch ungeschlossen, als sich die Flügelthüren des Zimmers öffneten, um den Anwesenden zum letzten Male den Anblick der geliebten Todten zu gewähren, welche, nach ihrer Verfügung, nicht im Todtenhemde, sondern völlig angekleidet, wie der Tod sie erreicht hatte, wie schlafend dalag, in der Hand die Rose, die ihr die letzte Freude bereitet hatte.

An dem Kopfende des Sarges stand ich, um der Verstorbenen einige Worte des Nachrufes zu widmen. Ich suchte in kurzen Zügen ein Bild der Persönlichkeit meiner Mutter zu entwerfen; ich bezeichnete sie, wie ich glaube mit Recht, als eine gewaltige Natur, die, — vielfach unruhig, ja oft rücksichtslos —, immer nach dem Wahren und Guten gestrebt und uns, ihre dankbaren Kinder, damit zu durchdringen bemühet gewesen sei. Und mit dieser dankbaren Erinnerung an unsere Mutter verflocht ich das Andenken unseres theuern verstorbenen Vaters, des liebenswürdigen, anspruchslosen Künstlers und Menschen.

Zu einer eingehendern Charakteristik des Wesens meiner Mutter würde ein kurzer Nachruf an ihrem Sarge gewiß nicht die rechte Stelle gewesen sein. Es würde aber auch seine großen Schwierigkeiten haben, überall eine solche Charakteristik zu geben. Mutter gehörte zu den Menschen, welche durch ihre ganze Persönlichkeit, bei großen Mängeln und Schwächen, große nachhaltige Wirkungen zu üben vermögen, ohne daß man oft im Stande wäre, sich über die Quelle dieser Wirkungen genau Rechenschaft zu geben. Sie war unbestreitbar allezeit eine „merkwürdige

Frau", wie sie denn diese ihr in späteren Jahren auch in weiteren Kreisen gegebene Bezeichnung nicht nur ihrer bewunderns-würdigen Rüstigkeit im hohen Alter, sondern auch, und zwar ganz vorzugsweise, ihrer geistigen Lebendigkeit, ihrem regen Interesse für alles Bedeutende auf dem Gebiete der Kunst wie der Wissenschaft und vor allem ihrer Schlagfertigkeit, ihrem meist treffenden Urtheil über Menschen und Dinge und ihrer oft höchst originellen und drastischen Ausdrucksweise verdankte. Ihre Bildung war mangelhaft; auch durch alle Beschäftigungen mit Literatur und Kunst war es ihr nicht gelungen, dieselbe eigentlich harmonisch zu gestalten. Trotz eines höchst regen allgemeinen Bildungstriebes fehlte ihr doch die Fähigkeit, sich das einzelne recht anzueignen und es in sich zu verarbeiten. Es war bei ihr eben alles Intuition, und diese Gabe der Intuition schien nicht selten an Prophetengabe zu streifen, weshalb ihr auch, wie ich schon früher erzählt habe, von ihrem Sohne Heinrich der Name „Alte Sibylle" beigelegt wurde. Auch in ihrer sittlichen Weltanschauung vermißte man Klarheit und ruhige Ueberlegung. Um so wunderbarer erschien der Takt, mit welchem sie im Leben überhaupt und insbesondere in der Erziehung ihrer Kinder das Gemeine, Unedle, Schwächliche, Halbe von sich zu weisen und den Sinn für das Edle und Wahre zur Geltung zu bringen und ihren Kindern einzupflanzen wußte.

Und nun begann die trübselige Arbeit des Aufbruches von Mutters altem ehrwürdigem Haushalte.

Für ihre Jungfer Malchen Günther, die seit sechszehn Jahren in treuer Anhänglichkeit in ihren Diensten gestanden hatte, und die nun meiner Schwester und meiner Frau bei der Auflösung zur Hand sein sollte, war das ein hartes Geschäft. Sie war den Anordnungen und Gewohnheiten meiner Mutter so ängstlich ergeben gewesen, daß sie Bedenken trug, irgend etwas anzurühren, was ihre Herrin ihr sonst nicht gestattet haben würde. Auf der andern Seite erfuhren wir aus ihrem Munde jetzt erst von so manchen kleinen Leiden, die meine Mutter, in ihrer Scheu vor allem Schwächlichen, gänzlich vor uns verborgen hatte, namentlich, daß sie schon lange und immer mehr an stark geschwollenen Füßen gelitten, die sie mit stoischem

Gleichmuth „meine Reisestiefel!" zu nennen pflegte, der Jungfer aber strengstes Schweigen darüber gebot.

Ein Kapitel „Mutter und Malchen" würde sich übrigens der Mühe wohl verlohnen; denn bei allem eifersüchtigen Bemühen Mutters, das Heft vollständig in Händen zu behalten und auf striktestem Gehorsam und der Ausführung ihres Willens zu beharren, konnte Mutter der freundlich-dienstwilligen Hülfe Malchen's doch kaum auf eine Viertelstunde entrathen. Daß sie gerade sehr sanft mit ihrer Jungfer verfahren wäre, ließe sich nicht behaupten. Und dennoch wäre Malchen, trotz mancher Thränen und manchen kleinen Grolles, für Mutter durchs Feuer gegangen, dennoch verehrte und liebte sie sie über alles.

Malchen kannte genau die Grenzen ihrer Macht und wußte, daß Mutter sich von ihr wohl berathen ließe, wenn sie es nur verstand, dies niemals zu bemerken oder gar zu äußern. Und wenn man weiß, wie verderblich oft der Einfluß solcher Umgebung auf die Stimmung und Sinnesart einsamer trauriger alter Leute ist, wie segensvoll dagegen sie wirken können, wenn sie alles zum Besten zu wenden und im guten Sinne darzustellen wissen, so soll es Malchen doppelt herzlich gedankt werden und unvergessen bleiben, daß sie niemals Unfrieden gesäet, niemals die Zwischenträgerin bei kleinen Mißhelligkeiten gemacht hat, daß wir es vielmehr immer empfinden durften, wie sehr sie nicht nur meiner Mutter, sondern, um ihrethalben auch uns, ihren Kindern und Enkeln, liebevoll ergeben war.

Durch das langjährige Athmen der geist-, witz- und humorvollen Atmosphäre ihrer alten Herrin, — die sie, auf echt berlinisch, nie anders als „Gnä' Frau!" anredete und ebenso nie anders, auch nicht nach dem Tode, von ihr sprach —, hatte Malchen eine Freude am Humor, ja in gewissem Sinne selbst einen humoristischen Anflug gewonnen, der ihrem einfachen und anspruchslosen Wesen von Haus aus wohl fern gelegen haben mag. So war es, namentlich nach Mutters Tode, eine Freude, Malchen aus längstvergangener, wie aus kaum verklungener Zeit Züge und Erlebnisse aus Mutters Leben unter Lachen und Weinen erzählen zu hören.

Manche alte Erinnerungen wurden auch bei mir geweckt,

wenn mir Frau und Kinder dies und jenes aus dem Haushalte meiner Mutter brachten und näher beschrieben; so ein von meiner Frau in einem vergessenen Winkel gefundener Goldbronze-Leuchter mit Lichtbild daran, dessen ich mich, als Lichtschirm meiner Großmutter, so genau erinnerte, daß ich meiner Frau den Gegenstand des Bildes, einen alten Schäfer, nennen konnte. Freilich traf dies jetzt nicht mehr zu; denn, wie Malchen erzählte, war das richtige Bild zerbrochen und Gnä' Frau hätten in ganz Berlin vergeblich ein gleiches Bild gesucht, keines gefunden, zuletzt die jungen Schäferinnen gewählt, die noch darin sind, den Schirm aber darnach nie mehr benutzt.

Malchen Günther, die jetzt schon lange Frau Amalie Zimmermann ist, lebt, glücklich verheirathet und gut situirt, in Erfurt, wo unser Sohn Carl sie schon aufgesucht hat.

Die Anwesenheit Rudolf's und seiner Tochter bot, auch nach dem Tode meiner Mutter, Veranlassung zu mancherlei gemüthlichen Familienzusammenkünften, bei denen es gelegentlich ganz heiter zugehen konnte.

Eines Tages, nach einem gemeinsamen Mittagessen bei uns, ließ sich Rudolf, verlockt durch gutes Papier und Bleistift, und durch allerlei Neckereien mit unseren Kindern dazu angeregt, einmal wieder herbei, wie vor Alters, nonsense-Verse und Zeichnungen dazu, im Stile unseres alten nonsense-book, zu machen. Das erste:

„Es war 'mal ein Jüngling aus Straßburg,
Der ließ sich hauen die Nas' durch . . .“

zeigte Heinrich fechtend. Es waren zur Inswerksetzung desselben heimlich allerlei Corpsbilder und Fechtrequisite herbeigeschleppt worden. Als jetzt Heinrich das Bild sehen durfte, rief er: „O, famos! — Aber der ficht ja ganz commentwidrig! — Er sticht ja!“ Das gab viel zu lachen.

Auf einem zweiten Bilde mit den Versen:

„Es war 'mal ein Jüngling aus Baltimore
Der Assyrisch zu lernen nahm sich vor. . .“

sitzt Carl am Schreibtisch, vergraben in Folianten, in seinem Studierzimmer. An der Wand hängt eine Keilschrifttabelle,

auf welcher, unter allerlei Zeichen und Schnörkeln, auch eine Maske mit ausgestreckter Zunge zu sehen ist. Mit einem trockenen „Ich bitte, mich aber nicht nach einer Erklärung der cuneïformen Zeichen zu fragen, ich verrathe nichts!" überreichte Rudolf das Blatt meiner Frau und den Kindern.

Es sind dann einige Tage später in einem dritten Bilde die Mädchen im Boote rudernd, Mariechen aus einem Notenblatte singend, wie ich mir erzählen ließ ganz allerliebst und launig verewigt mit den Versen

„Es war 'mal ein Fräulein im Klosterstieg,
Die öfter noch redete als sie schwieg;
Wie 'ne Nachtigall sang sie,
Das Ruder auch schwang sie,
Das treffliche Mädchen vom Klosterstieg."

Auch wir Anderen sitzen im Boot, ich in mein Plaid gehüllt, die Hand auf den Stock gestützt, behaglich rauchend. Hektor fehlt nicht, und Schwäne umkreisen unser Boot.

Mir war das alte nonsense-book, das mir und meinen Geschwistern in seinem Entstehen so viele fröhliche Stunden bereitet hatte, noch mit allen seinen Bildern in lebhafter Erinnerung; es ist daher begreiflich, daß ich mich auch für diese unsere Kinder harmlos persiflirenden Zeichnungen und „Dichtungen" heiter interessirte und es wohl zufrieden war, daß sie ihren Platz unter anderen Scherzbildern in einem Album meiner Frau erhielten.

Bald gehörten auch die drei ältesten Eckardt'schen Kinder, die uns von Timmendorf aus vor ihrer Rückkehr nach Berlin auf einige Zeit besuchen sollten, zu unserm engern Familienkreise.

Und wie die Gegensätze des Lebens oft sehr eigenthümlich scharf und befremdlich sind, so herrschte in unserm Hause ein frohes Leben und Treiben, wie kaum je zu den glücklichsten Zeiten, mitten in der wehmüthigen Arbeit des Auflösens alles dessen, was durch ein langes Leben hindurch unsere geliebte Alte umgeben hatte, und der Ueberführung eines Theiles ihres Hausrathes in unsere Wohnung im Klosterstieg.

Als unser Heinrich eines Tages ins Wohnzimmer trat, fiel sein Blick auf etwas neues. „Mama!", rief er betroffen

fragend, „Großmama's Stuhl? mit allen Kissen? Das ist ja aber — ein Heiligthum!" schloß scheu und andächtig der sonst so rücksichtslose Junge.

G. zu Putlitz giebt in einer „Mein Vaterhaus" benannten pietätvollen Erzählung eine Schilderung, die zu unseren dermaligen Gefühlen stimmte und uns daher eine sympathische Lektüre war. Er beschreibt einen Umbau in dem alten Familienhause und fährt dann fort:

„Alles ist anders, schöner zum Theil und zweckmäßiger geworden. Auch die inneren Räume haben sich geschmückt, aber mit demselben, was eine lange Lebenszeit uns zuführte. . . . . . Alles sind Andenken, jedes Stück weckt Erinnerungen! Das innere Auge blickt zurück auf eine lange, schöne Zeit, aber auch auf kummervolle Tage; denn es läßt ein Menschenleben an sich vorüberziehen. Verrauschte Stimmungen, gebrochene Hoffnungen, welches Leben hätte die nicht? Aber auch freundliche beglückte Stunden leben wieder auf in dem Gedächtniß. . . ."

Margarethe von Eckardt war seit kurzem die glückliche Braut des Referendar Gustav von Sydow und war selig, in unserm Hause Gelegenheit zu finden, ihren Verlobten öfter zu sehen. Die Verlobung sollte zwar noch nicht veröffentlicht werden, war aber doch, nachdem sich die jungen Leute schon seit Jahren geliebt hatten, kürzlich von den Eltern der Braut und der verwittweten Mutter des Bräutigams förmlich anerkannt worden.

Als sie sich zum ersten Male als Brautpaar an unsern Familientisch setzten, fanden sie ihre Plätze mit Blumen geschmückt. Ich brachte ihr Wohl in einem solennen Toast aus und hatte noch nicht vollauf geendet, als meine Frau sich mit den Worten erhob: „Herr Doktor, soll ich die Lampe bringen lassen?" Da schoß es mir plötzlich durch den Kopf, daß heute der 17. September, also unser Verlobungstag, sein müsse. Denn dies war der Ausspruch beklommener Verlegenheit gewesen, mit welchem Fräulein Amalie Leo an demselben Tage vor fünfundzwanzig Jahren Dr. Emil Lehmann's Besuch in später Nachmittagsstunde sich zu

deuten oder abzuwehren versucht hatte. Kaum eine Viertelstunde später waren wir ein glückseliges Brautpaar. Und so gab es an unserm Tische heute zwei Brautpaare, ein silbernes und ein frischgrünendes.

Am 21. September reisten Rudolf und Amelia fort, und es wurde nun wieder stiller bei uns, aber noch immer nicht ganz still; denn die drei Eckardts sorgten, so lange sie bei uns waren, genügend für ein bewegtes Leben. Die lebhafteste unter ihnen, die geistsprühende Bella, verließ uns freilich schon nach kurzer Zeit; Greti aber blieb noch fast vierzehn Tage und Heinrich Eckardt noch wochenlang in unserm Hause. Er war im Begriff, sich zum Referendarexamen vorzubereiten und arbeitete bei Tage fleißig; Abends aber war er uns stets ein angenehmer, durch sein schönes Violinspiel besonders erwünschter Gesellschafter.

Bis Ende September gab auch noch die Anwesenheit unserer mehrerwähnten Cousine, Frau Auguste Leo aus Berlin, mit ihrer Nichte und Pflegetochter Else Tuczek, zu mancherlei geselligen Familien-Vereinigungen Veranlassung, bei denen wir namentlich durch Else's allerliebstes Violinspiel erfreut wurden. Begleitet wurde sie dabei vortrefflich von ihrer Tante, die, früher eine vorzügliche, auch häufig öffentlich gehörte Altistin, ihr ungewöhnliches musikalisches Talent jetzt auf anderen Gebieten bethätigte. Dennoch setzte meine Frau es eines Abends bei uns durch, daß Auguste uns „Das Wirthshaus“ aus Schubert's „Winterreise“ vorsang. Heinrich Eckardt machte die feine Bemerkung, Frau Leo's Gesang habe etwas nobles und rührendes, wie ein Traum aus vergangenen schönen Zeiten.

An demselben Tage war schon vor dem gemeinsamen Mittagbrot eine Ruderparthie unternommen worden, hauptsächlich Augustens und Elsens halber, bei der die beiden Heinriche, Hans Lappenberg und Gustav Leo als Ruderknechte fungirten. Nach einigen Fährlichkeiten des etwas schwerbemannten Bootes, das auf Grund gerieth, bald aber wieder flott wurde, hatten sie bei schöner Beleuchtung eine prächtige Fahrt, die den Damen Freude gemacht zu haben scheint, da auch Else im Feenteich ihre Sehnsucht stillen und selbst rudern durfte.

Einige Wochen später erhielten wir von der inzwischen

nach Berlin zurückgekehrten Frau Auguste Leo ein liebenswürdiges Schreiben, dessen freundlich anerkennender Inhalt uns sehr erfreute. Wir hatten ihr, zur Erinnerung an die gemeinsam erlebte Trauerfeier in den Räumen meiner Mutter, einige Aufnahmen gesandt, die der Photograph, Herr Koppmann, von Mutters Zimmern, so wie sie sie verlassen, gemacht hatte.

„Alle die alten bekannten Kunstsachen an den Wänden und auf den Tischen", so schreibt Auguste, „die Eure Mutter so apart und graziös anzuordnen und aufzustellen wußte, das alles giebt den Zimmern einen so charaktervollen und individuellen Anstrich, daß man sich nur darüber wundert, den Lehnstuhl am Fenster leer zu finden!"

Eine nicht geringe Rolle bei unseren abendlichen Unterhaltungen spielten in dieser Zeit, wo die Frage des Spiritismus namentlich durch die antispiritistischen Vorstellungen von Bellini und Cumberland wieder in Gang gebracht war, auch spiritistische Kunststücke, in denen Heinrich Eckardt eine große Force besaß und deren von ihm gegebene Enthüllungen mich in meinem radikalen Unglauben an allen Spiritismus nur zu bestärken geeignet waren.

Eine andere, harmlosere Unterhaltung, das „Städte-Begraben", wurde durch die Anwesenheit der Cousinen Emilie und Marie Leo aus Berlin aufs neue angeregt, da sich Emilie in dieser Kunst als besonders geschickt erwies. Sie verwandte ihre poetische Begabung dazu, ihre Städte gelegentlich in wohllautende Verse zu hüllen; namentlich aber wußte sie das örtliche und ethische Gepräge der begrabenen Stadt vortrefflich zum Ausdruck zu bringen. Hier ein paar Beispiele:

„Ruh, süße Ruh lagert überm Thal . . . ."

„Im Harz sieht man lauter Bergflüßchen. . . . ."

„Die polnische Oligarchie war schauderhafter, als der russische Absolutismus." u. s. w. u. s. w.

Am 21. Oktober reisten Carl und Heinrich wieder fort, jener nach Berlin, dieser zunächst zu einem Besuche seiner Corpsbrüder nach Jena und dann nach Straßburg. Als nach acht Tagen auch Heinrich von Eckardt uns wieder verließ, trat für einige Zeit in unserm Hause wieder volle Ruhe ein. Und

diese Ruhe will ich mir zu Nutze machen, um eine außer allem Zusammenhange mit dem Leben unserer Familie und unserer Freunde stehende Begegnung zu erzählen, die sich schon Anfang September zugetragen hat.

Eines Tages saß ich nach dem zweiten Frühstück bei köstlichem Wetter im Garten allein auf meiner oft erwähnten Lieblingsbank in Erwartung von Fräulein Amyot, die um diese Zeit zu mir zu kommen pflegt, als ein Herr in die Gartenpforte trat und mich begrüßte, ohne daß ich an der Stimme zu erkennen vermocht hätte, wer zu mir rede. Kein Wunder! Denn als ich den Herrn nach seinem Namen fragte, ergab es sich, daß es ein Herr Robert Kempff aus Magdeburg sei, der vor mehr als dreißig Jahren hier als Barbiergehülfe zu fungiren angefangen, mich in den Jahren 1853—1858 barbiert und dem ich damals mehrere Winter hindurch die Mittel geschenkt hatte, die Vorlesungen in der hiesigen Anatomie zu hören. Dadurch habe ich, wie er sich ausdrückte, den Grund zu seinem jetzigen Glücke gelegt, wofür er mir ewig dankbar sei und was mir auszusprechen er zu mir komme. Er war jetzt ein wohlhabender Zahnarzt in Magdeburg, machte öfter größere Vergnügungsreisen und war eben wieder auf einer solchen begriffen.

An einem der letzten Oktobertage erfüllte ich meine Bürgerpflicht durch die Abgabe eines Wahlzettels für Herrn Adolph Woermann, dessen Wahl zum Reichstagsabgeordneten für Hamburg von großer Wichtigkeit war. Dr. Krüger geleitete mich zur Wahlurne. Leider stellte es sich heraus, daß es zur Stichwahl zwischen Woermann und einem Socialdemokraten kommen werde.

Das Thema der Socialdemokratie und ihres überwuchernden Einflusses besprach ich auch andern Tages eingehend mit Dr. Lappenberg, als dieser einen Abend gemüthlich bei uns zubrachte, nachdem seine Tochter, Fräulein Anna, schon zu Tisch unser lieber Gast gewesen war. Es gab bei und nach dem Thee sehr angeregte allgemeine Unterhaltung, die von der Socialdemokratie auf die friedlichere Frage der romantischen Literatur überging, so daß, zu meiner Freude, aus Lappenbergs geplantem frühen Aufbruche nichts wurde, sie vielmehr bis weit nach elf Uhr bei uns blieben.

Einige Wochen später verlebten wir mit Töchtern und Marianne Leo einen angenehmen, heitern Mittag und Abend bei Lappenbergs.

Durch das unerwartete hochwillkommene Erscheinen des Ehepaares Meyerheim aus Berlin im Klosterstieg erfuhr unser Leben eine angenehme Abwechslung. Ich war eben im Begriff, zum zweiten Male meiner Bürgerpflicht obzuliegen und bei der nothwendig gewordenen Stichwahl abermals meine Stimme für Adolph Woermann abzugeben, der dann auch glücklich gewählt wurde, als uns Frau Clara Meyerheim besuchte und dann gleich mit uns frühstückte. Am folgenden Tage kamen sie und ihr Gatte, der liebenswürdige Künstler, zu uns zu Tisch. Außer ihnen hatten wir nur noch meine Schwester und Direktor Curschmann, der, selbst ein halber Künstler, an Meyerheim's künstlerischer Thätigkeit ein ganz besonderes Interesse nahm, und seine Frau geladen. Bei Tische herrschte fortgesetzt heitere Unterhaltung; aber erst bei Kaffee und Cigarre kam Meyerheim in die ihm eigene urbehagliche Stimmung, die ihm in ergötzlichem Durcheinander die komischsten Bemerkungen zu entlocken pflegt.

Meyerheims hatten Tags zuvor der Première von Rubinstein's „Papagei" beigewohnt, der, wie vor zwei Jahren seine „Sulamith", nicht sonderlich gefallen hatte; dies commentirte Meyerheim in aller Kürze mit dem Ausspruch: „Rubinstein hat sich hier in Hamburg ein kleines Erbbegräbniß für seine Opern gestiftet."

Am lebendigsten waren seine Berichte über Hagenbeck's siebenundzwanzig Elephanten, denen er besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, da er dieser Thiergattung auf seinem nächsten Bilde, einem Jahrmarkt mit Thierbude, einen hervorragenden Platz einräumen wollte.

Recht schade war es, daß eine Sendung aus Paris, deren Inhalt Meyerheim sicherlich interessirt haben würde, einen Tag zu spät eintraf. Sie enthielt, als ein Geschenk meiner Schwägerin Clémence für meine Frau, eine Reihe von Blättern, auf welchen die Wände der im Frühjahr 1883 in Paris stattgehabten Exposition des oeuvres de Henri Lehmann auf photographischem Wege getreu und in genügend großem Maßstabe wiedergegeben waren, um, wie man mir sagt, ein jedes der Gemälde an den

Wänden genau ins Gedächtniß zurückzurufen. Beigepackt war noch ein Knabenportrait, für meine Schwester bestimmt, „vermuthlich", wie Clémence schrieb, „Friedrich darstellend." Nach der Schilderung aber und nach einigen Fragen, die ich in Betreff der Kleidung an meine Frau richtete, ob der Knabe nicht eine weiße Halskrause und ein blaues Kittelchen trage? erkannte ich es als mein Kinderbildniß, von welchem ich oben (Band I Seite 10) erzählte.*)

In den letzten Tagen des November verbreitete sich die beunruhigende Kunde von der schweren Erkrankung Dr. Eduard Cohen's, die in den ersten Tagen des Monates Dezember den Charakter völliger Hoffnungslosigkeit annahm und am 4. Dezember mit dem Tode des allverehrten Mannes endete.

Friedrich Kapp, Cohen's vertrautester Freund, war Ende Oktober einer schweren Krankheit erlegen; nachdem Cohen ihn noch kurz vor seinem Tode behandelt und gepflegt hatte, kehrte er selbst als ein kranker Mann zurück und starb nach wenigen Wochen. Was Cohen mir und den Meinigen seit langen Jahren als Mensch und als Arzt gewesen war, geht aus diesen Blättern so deutlich hervor, daß ich wohl kein Wort hinzuzufügen brauche. Wir waren durch die Nachricht von seinem Tode tief erschüttert und betrübt, und wie uns erging es unzähligen Anderen. Selten hat wohl ein Todesfall in Hamburg eine größere und allgemeinere Theilnahme erregt; denn hier raffte der Tod einen Mann in der Vollkraft seines Geistes und seines Schaffens dahin. Bei der Trauerfeier vermochten die zum Empfange der Leidtragenden bereiten Räume des Sterbehauses deren Zahl bei weitem nicht zu fassen, so daß sich viele auf die Straße verwiesen sahen.

Erst ganz kürzlich hatte mich ein Todesfall eigenthümlich betroffen! Aber freilich in einer ganz andern Weise; denn der Verstorbene stand mir persönlich nicht im mindesten nahe; ich hatte nur sein Wirken und reges Schaffen an hervorragender Stelle mit bewunderndem Staunen beobachtet und seit einer Reihe von Jahren mit steigendem Interesse verfolgt. Ich rede von

*) und das seitdem in meinen Besitz übergangen ist.
Anm. der Herausgeberin.

John Fawcett, meinem Leidensgenossen, dessen Tod eine schwer ausfüllbare Lücke in dem öffentlichen Leben Englands zurückgelassen hat. Mein Bruder Rudolf versah mich mit vielem, was die englischen Zeitungen an Nachrufen über Fawcett enthielten, aber auch mit einer Fülle kleiner liebenswürdiger Züge, die uns den Mann in seinen Eigenheiten und in seinem Alltagsleben nahe brachten. Ich widerstehe ungern der Versuchung, einiges hier mitzutheilen, kann mir aber nicht versagen, zuzugestehen, welche Genugthuung es mir gewährte, wenn hie und da die Meinigen bei der Lektüre solcher Züge ausriefen: „Ganz wie Du, Emil!" „Ganz wie Papa!"

Im Dezember hörte ich mit meiner Frau und Schwester an drei Abenden populär-wissenschaftliche Vorträge, welche Herr Pastor Weymann in der Aula des Johanneum zum Besten der Armen seiner Gemeinde hielt. Ganz vorzüglich fand ich namentlich den zweiten „Kein Zwang, aber Erziehung" überschriebenen Vortrag, der sich wesentlich mit der Behandlung der Geisteskranken, dann aber auch mit der Frage der Erziehung überhaupt beschäftigte. Der Redner, welcher Jahre lang Prediger an einer Irrenanstalt gewesen war, vermochte aus eigener Erfahrung die lehrreichsten Beiträge zur Illustration seines Themas beizubringen. Aber auch da, wo man gelegentlich seine Auffassung nicht theilte, hatte man immer das Vergnügen, einen Redner zu hören, der mit einem sehr angenehmen Organ große Formengewandheit verband und die Aufmerksamkeit bis zum letzten Worte zu fesseln wußte.

Mitten in diese Zeiten wechselnder Ruhe und Erregung und durch alles was sie brachten und nahmen hindurch, schlang sich ein geheimes, leises, bewegtes Treiben, das hauptsächlich von Mariechen ins Werk gesetzt wurde. Dasselbe galt den Vorbereitungen zu unserer Silbernen Hochzeit, auf deren solenne Feier zu verzichten unsere Kinder, trotz aller innigen Liebe zu ihrer jetzt verewigten Großmutter, nicht gesonnen waren.

Mariechen fing an, Aufführungen zu planen, über Geschenke zu berathen u. s. w. In beiden genannten und manchen anderen Beziehungen führte sie eine lebhafte Correspondenz mit unseren

auswärtigen Verwandten, namentlich mit unseren Söhnen und unserm Neffen, dem in Berlin studirenden Martin Leo, welche respective herkommen, schenken, dichten, mitaufführen sollten. Bald mußten wir uns darein ergeben, Mariechen oft auf halbe Tage verschwinden zu sehen, um geheimen Berathungen und Besorgungen obzuliegen.

Die ganze letzte Woche vor dem Weihnachtstage mußte, da meine Frau regelmäßig früh in die Stadt ging und die Kinder anderweitig beschäftigt waren, Fräulein Amyot mit mir arbeiten. An einem dieser Tage bestand diese Arbeit von etwa halbzehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags, mit einziger Unterbrechung des zweiten Frühstücks und eines Spazierganges, in der Lektüre von Zeitungen, obgleich der „Hamburgische Correspondent" damals noch nicht die unglückliche Gewohnheit angenommen hatte, in einer Abendausgabe, also dreimal am Tage zu erscheinen und obgleich ich die „Hamburger Nachrichten" nur immer ganz cursorisch zu lesen pflegte. Es gab aber an jenem Tage unter anderm zu lesen: Gerichtsverhandlungen über das Attentat am Niederwalddenkmal, Auszüge aus einem Weißbuch in Betreff der Colonialfrage und Reichstagsverhandlungen.

Am 17. Dezember traf Carl von Berlin ein — so ungewöhnlich früh, weil er bei den Vorbereitungen zur Silbernen Hochzeit behülflich zu sein hatte. Für meine Frau und mich war er übrigens, wie uns Mariechen von vornherein erklärte, gar nicht vorhanden, so wenig, wie der kurz darauf von Straßburg anlangende Heinrich. Fortwährend waren von nun an bis zum Tage der Silbernen Hochzeit von Morgen bis Abend die Kinder auf den Beinen, um einzeln oder zu zweien, zu dreien oder zu vieren, außer dem Hause, mit und bei den verschiedenen Freunden Berathungen zu pflegen, Proben, oft mehrere zu gleicher Zeit, abzuhalten. Es war eine förmliche Verschwörung der liebenswürdigsten Art; wir, meine Frau und ich, wußten absolut nichts, als daß wir nichts wissen und uns um nichts bekümmern durften. Nicht einmal zu den Mahlzeiten konnten wir mit Sicherheit auf die Kinder rechnen und hatten uns noch glücklich zu schätzen, wenn uns gelegentlich gütigst mitgetheilt wurde, daß wir dieses oder jenes der Kinder nicht zu

erwarten hätten. Wie kraus es dabei öfter in den Häusern unserer liebenswürdigen Freunde herging, haben wir erst später erfahren. Bei Curschmanns zum Beispiel war die Situation einmal folgende: In einem der oberen Zimmer des Hauses wurde den ganzen Tag über von zahlreichen fleißigen Händen an der Herstellung von Kinderkostümen gearbeitet; in einer andern Stube aber, ganz in der Nähe des Arbeitszimmers des armen Dr. Curschmann, der dabei Sprechstunde halten mußte, übte Heinrich drei Stunden lang Violine.

Von dem herannahenden Weihnachtsfeste erklärten die Kinder gar nichts wissen zu wollen. Geschenke wollten sie zwar huldreichst entgegennehmen, übrigens aber wünschten sie von den Vorbereitungen in keiner Weise behelligt zu werden. Auch an dem Aufputzen des Baumes, das sonst immer ein besonderes Fest vor dem Feste für sie war, wollten sie sich nicht betheiligen, und meine Frau fand sich dadurch in ihrem Entschlusse bestärkt, den Baum, den sie überdies, wie alle Weihnachtszurüstungen, auf Befehl der Kinder schon am 26. Dezember wieder würde wegräumen müssen, in diesem Jahre nur mit Kerzen zu zieren. Die Kinder suchte sie, nicht ganz ohne Erfolg, glauben zu machen, daß es gar keinen Baum gebe, was diesen denn doch sehr unlieb war, sie zu verdrossenen Aeußerungen, wie: „Ohne Baum is' gar kein Weihnachten!“ und zu freilich vergeblichem Aufspüren des in der Nachbarschaft wohlverborgenen Baumes veranlaßte.

Uebrigens ließ meine Frau es auch sonst weder an Mühe und Sorgfalt, noch an hübschen Veranstaltungen am Weihnachtsabend fehlen. So hatte sie das, wie der Erfolg zeigte, glückliche Wagniß unternommen, gleichzeitig mit unseren, den Leo'schen, Götze'schen und Curschmann'schen Kindern, auch eine Reihe von unbemittelten Kindern, denen Amalie sonst in ihren Wohnungen eine Weihnachtsfreude zu bereiten pflegte, an unserm Weihnachtsabend theilnehmen zu lassen.

Am 27. Dezember mußten Amalie und ich, gemessener Ordre zufolge, bereits um drei Uhr das Haus verlassen mit der Weisung, erst spät Abends wieder nach Hause zu kommen. Mir gab Frau Dr. Götze bis zu Tische in ihrem Hause eine Freistatt, meine Frau machte Besorgungen in der Stadt. Um sechs Uhr gingen

wir zu Frau Clara Seligman, um dort ein uns gütigst gewährtes Mittagessen einzunehmen und einen gemüthlichen Abend zuzubringen. Als wir spät nach Hause kamen, waren noch fast alle bei der Generalprobe Mitwirkenden anwesend. Aus dem wirren Geräusch, das aus dem Eßzimmer erscholl, konnte man, wie wir später erfuhren mit Recht, schließen, daß es bei der Generalprobe bunt genug hergegangen sein mußte.

Zur Charakteristik des Treibens, welches in diesen letzten Tagen im Hause herrschte, will ich noch erwähnen, daß mehrere Tage lang oben in Carl's Zimmer ein Unbekannter hauste, von dessen Existenz wir nur durch seine schweren, die Treppen hinaufsteigenden Tritte und dadurch unterrichtet wurden, daß ihm bei jeder Mahlzeit große Portionen hinaufgeschickt werden mußten, über dessen Thätigkeit wir aber gänzlich im Unklaren waren. Es war, wie wir später erfuhren, ein Schreiber, der Carl's Dichtung abzuschreiben hatte.

Am 28. Dezember, dem Vorabend unserer Silbernen Hochzeit, waren wir schon seit längerer Zeit für den Abend zu meiner Schwester beschieden. Daß es dort eine Feier geben werde, vermutheten wir wohl, konnten es auch aus einigen leisen Andeutungen schließen; worin aber diese Feier eigentlich bestehen werde, davon hatten wir keine Ahnung. Als wir daher nach acht Uhr bei meiner Schwester eintrafen, fanden wir uns gleich durch die Anwesenheit einer größern Gesellschaft und zwar um so mehr überrascht, als dieselbe nicht nur aus meiner Schwester und uns gemeinschaftlichen, sondern auch aus mehreren unserer speziellen Freunde bestand. Die größte und freudigste Ueberraschung aber war es, daß sich unter den Anwesenden auch unsere Freunde Heinrich und Betty Leo aus Berlin befanden. Alsbald nach unserer Ankunft begann die Feier, die sich im Laufe des Abends als ein förmlicher Polterabend erwies, den meine Schwester, bei welcher vor fünfundzwanzig Jahren auch unser grüner Polterabend stattgefunden, uns auf das reizendste veranstaltet hatte.

Den Anfang machte eine vortreffliche Aufführung von Mendelssohn's schönem Oktett für Streichinstrumente. Mir wurde damit ein Wunsch erfüllt, den ich im verflossenen Sommer gelegentlich einmal in Petersthal geäußert und den Mariechen mir

abgelauscht hatte. Die erste Geige hatte Herr Conzertmeister Bargheer gütigst übernommen, die übrigen Mitspielenden waren meistens Dilettanten, unter ihnen Oscar Horwitz, Hans Koyemann, Gustav Leo und unser Sohn Heinrich. Das herrliche Werk in seiner durchaus würdigen Vorführung machte mir die größte Freude.

Nach einer längern Pause trat Heinrich Leo vor den Vorhang einer im Hintergrunde des Saales errichteten kleinen Bühne und sprach einen hübschen Prolog zu dem dann folgenden einaktigen französischen Lustspiel „Le Piano de Berthe," bei dessen Einstudirung sich Freund Cobelli, wie bei allen anderen Aufführungen, sehr verdient gemacht hatte. Es war dasselbe Stück, welches an unserm wirklichen Polterabend gespielt worden war und dessen von meiner Schwester für die jetzige Aufführung getroffene Wahl sie große Selbstüberwindung gekostet haben mußte; denn die weibliche Hauptrolle war damals von ihrer Tochter Mimi ganz reizend gespielt worden. Jetzt spielte Mariechen diese Rolle, wenn auch nicht so gewandt und virtuos wie seinerzeit Mimi Oppenheim, doch recht brav und mit guter französischer Aussprache. Trefflich unterstützt wurde sie von Fräulein Adela Lippert, welche die Rolle der Kammerjungfer allerliebst spielte. Die Männerrolle gab Heinrich mit großem Aplomb und einer Sicherheit des Spieles, die um so bewundernswerther, aber auch um so nöthiger war, als er nicht gerade glänzend memorirt hatte. Er hatte sich mit der Violinparthie, dieser und einer am nächsten Abend zu spielenden Rolle, die er besser wußte, wohl etwas zu viel aufgebürdet. Im ganzen hat er, wie alle Kinder, mit Erfolg alles was in seinen Kräften stand aufgeboten, uns Freude zu machen.

Auf die Aufführung folgte das Abendessen, bei dem es munter herging. Ein Tanz der jungen Leute, für welchen meine Schwester durch eine reiche Spende prächtiger Cotillonsträuße vorgesorgt hatte und zu welchem Cobelli aufspielte, beschloß den hübschen Abend.

Als wir nach Mitternacht nach Hause kamen, fanden wir das ganze Haus, alle Thüren und die Treppengeländer von unten bis oben mit silberdurchwirktem Tannengrün bekränzt. Das

hatten die Mädchen Emma Roland und Louise Bandmann in unserer Abwesenheit beschafft.

Am nächsten, unserm Silberhochzeitstage, den 29. Dezember, begann die Feier Morgens, kurz vor neun Uhr, mit dem Gesang des schönen Engelterzett „Hebe Deine Augen auf“, aus Mendelssohn's „Elias“, der von der Treppe her erscholl, während meine Frau und ich noch mit unserer Toilette beschäftigt waren Das liebliche Terzett, welches bei freudigen und traurigen Gelegenheiten in unserm Leben eine Rolle gespielt hat, wurde heute von Mariechen, Frau Dr. Götze und Fräulein Avé-Lallemant vorgetragen. Dann erklang, während wir noch im Schlafzimmer waren, das von einem Frauenchor vortrefflich gesungene Lied „Palmsonntagmorgen“ von Hiller. Schlag neun Uhr traten Amalie und ich, erstere in einem silbergrauen Atlaskleide, in mein Zimmer und wurden hier, unter den Klängen eines von Carl gedichteten, auf die Melodie „Wir winden Dir den Jungfernkranz“ gesetzten Liedes: „Wir winden Euch den Silberkranz mit golddurchwirkter Seide“, von den Kindern empfangen. Sie hielten, in der Mitte des Zimmers stehend, ein Kissen mit Silberkranz und Silberstrauß bereit; Mariechen schmückte ihre Mutter mit dem Kranz, und Carl befestigte mir den Strauß so gut ins Knopfloch, daß ich ihn nicht, wie die Kinder vorher neckend behauptet hatten, sofort wieder herausriß, sondern den ganzen Tag ruhig an seinem Platze ließ. Nachdem sich, nach Vollendung des Liedes, den glückwünschenden Kindern und Verwandten noch die Sängerinnen angeschlossen hatten, ging es ans Frühstück. Daß es dabei materiell gerade nicht sehr behaglich herging, läßt sich denken. Amalie und ich wurden zwar aufs Sopha gesetzt und hier mit Kaffee und Kuchen bedient; aber wir tafelten in einem Zimmer, in welchem trotz winterlicher Kälte die Thüren offen standen und eine stehend und gehend frühstückende Menge von Menschen auf- und abwogte. Trotz dieser unleugbaren Unbequemlichkeit überwog doch bei mir, wie ich versichern kann, ganz entschieden die Empfindung der Freude und Dankbarkeit für alle Liebe und Güte, welche die Veranlassung der materiellen Unbehaglichkeit waren. Noch während wir frühstückten kamen neue Gratulanten, die Curschmann'schen und die Götze'schen Kinder, Direktor

Curschmann, Herr Horwitz und Heinrich und Betty Leo. Auf lebhaftes Verlangen der Neu-Hinzugekommenen wurden dann die sämmtlichen Gesänge von den, wie das erste Mal, auf den Stufen der Treppe stehenden Sängerinnen wiederholt, natürlich bei weitgeöffneter Thür, durch die der Blick auf das festlich belebte und geschmückte Treppenhaus fiel. War das ein Wogen und Drängen, ein Summen und Schwirren!

Als einen Augenblick etwas Ruhe eingetreten war, unterwarf Amalie die Fülle der bereits eingetroffenen Briefe und Karten, denen den ganzen Tag über noch andere und namentlich telegraphische Depeschen folgten, einer flüchtigen Durchsicht. Zu ruhiger Lektüre war um so weniger Zeit, als die noch anwesenden Gäste den lebhaften Wunsch äußerten, sich die bereits in Menge eingetroffenen Geschenke und wundervollen Blumenspenden näher anzusehen. Amalie ging zu diesem Zweck mit den Kindern und Gästen hinunter, wo in der Verandahstube alle die schönen Gaben aufgestellt waren. Oben befanden sich nur die Geschenke der Kinder, ein sehr gelungenes photographisches Gruppenbild und ein Blüthner'scher Flügel, der freilich einstweilen nur durch einen Puppenstuben-Flügel symbolisch repräsentirt war, Amalien's Geschenk für mich, eine prächtige goldene Uhrkette, mein Geschenk für Amalie, eine kleine Brillant-Broche, sowie unsere aus Schmucksachen bestehenden Geschenke für die Kinder.

Ich blieb eine Weile in meinem Zimmer allein und genoß hier einer mir um so willkommenern Ruhe, als nicht nur schon ein recht anstrengender Morgen hinter mir lag, sondern mir voraussichtlich ein noch recht mühsamer Tag bevorstand. Ueberdies hatte ich wohl nie eine angenehmere Veranlassung gehabt, meinen Gedanken Audienz zu geben, als der heutige Tag sie bot.

Nach dem zweiten Frühstück fing der Strom der Gratulanten sich zu ergießen an und dauerte fast ununterbrochen bis halbfünf Uhr fort. So oft eine Besuchswelle wieder abgeflossen war, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, machte es mir bequem und begann eine Cigarre zu rauchen. Aber dieser wohl fünf bis sechs Mal im Laufe des Tages von mir gemachte Versuch, mich ein wenig auszuruhen, mißlang ebenso oft. Denn jedesmal

erschien auch sofort wieder einer meiner Söhne mit der Meldung bei mir, daß neue Besuchende eingetroffen seien, die mir persönlich ihren Glückwunsch abzustatten wünschten. Eine behagliche Rast in dem bewegten Treiben dieses Tages hatten uns Curschmanns in den Stunden von fünf bis halbacht Uhr Abends bereitet. Nur mit ihnen und Heinrich und Betty Leo verzehrten wir gemüthlich ein Mittagessen, bei welchem unsere Gesundheit in Champagner getrunken wurde.

Gegen acht Uhr kehrten wir in unser Haus zurück, wo wir bereits eine große Anzahl von Gästen versammelt fanden, welche von meiner Schwester und meiner Schwägerin Franziska empfangen worden waren. Von den Gästen waren nur einige wenige, deren Gegenwart die Kinder sich zu sichern gewünscht hatten, von ihnen förmlich vorher eingeladen worden. Die überwiegende Mehrzahl bestand aus solchen, welche sich Vormittags zum Gratuliren eingestellt hatten und aufgefordert waren, uns Abends wieder zu besuchen. Dadurch erhielt die Gesellschaft, welche im ganzen wohl aus siebenzig bis achtzig Personen bestand, einen zwang- und formlosen, gemüthlichen Charakter.

Gegen neun Uhr erscholl eine Glocke, welche den Beginn der Aufführung ankündigte. Die Versammelten betraten nun das Eßzimmer und nahmen hier vor einer im Fonds des Zimmers aufgestellten kleinen Bühne Platz; in der ersten Reihe, auf bekränzten Ehrensesseln, Amalie und ich, neben ersterer Tante Löwenthal, neben mir meine Schwester. Eröffnet wurde die Aufführung durch einen von Carl gedichteten, zart- und fein-empfundenen Prolog, den Anna im Kostüm der Muse Euterpe mit einer gewissen, sie gut kleidenden Befangenheit recht gut sprach.

Demnächst folgte das Hauptstück des Abends, eine vieraktige dramatische Dichtung von Carl,

Der Treue Lohn
oder
Emil und Amalie.
Festspiel
zum
29. December
1884

deren ästhetische Einregistrirung selbst Polonius schwer gefallen sein würde — vielleicht könnte man sie als eine sentimental-humoristische Burleske bezeichnen. Die ergötzliche Idee, uns gute deutsche Bürgersleute nach Assyrien zu verlegen, die Verquickung des Blumenreichen, Mystischen jener Zeit mit dem platten, nüchternen Heutzutage, ist von der packendsten Wirkung. Man schüttelt den Kopf und ist doch hingerissen, man hält sich die Stirn bei diesen Sprüngen der Phantasie und ist doch wieder ergriffen von der zartverschleierten tiefempfundenen Wahrheit des ganzen Gebildes, das, es mag nun mit seiner ästhetischen Berechtigung stehen wie es wolle, von Erfindungsgabe, poetischem Talent und Humor des Verfassers zeugte und das unbestreitbare Verdienst hatte, die Zuschauer und Zuhörer vortrefflich zu unterhalten.

Die beiden ersten Akte spielen in Ninive vor 2525 Jahren. In der ersten Scene, die in einer assyrischen Bibliothek vor sich geht, trete ich, in Anspielung auf mein Bibliothekaramt, von Carl dargestellt, als assyrischer Bibliothekar auf. Und zwar mit den Worten: „Ja, Ordnung ist das halbe Leben", die, in Betracht, daß sie zwar auf mich und meine peinliche Ordnungsliebe, aber keineswegs auf den in dieser Beziehung viel genialer angelegten Darsteller der Rolle paßten, sofort durchschlagend wirkten und in der ganzen Versammlung die größte Heiterkeit hervorriefen.

Die Decoration einer Bibliothek mit den erforderlichen assyrischen Ziegeln war nicht aufzutreiben gewesen. Da hatte sich Dr. Curschmann bereit erklärt, diese Decoration zu malen und herzurichten, und wirklich hatte der vielbeschäftigte Mann dazu die Zeit zu finden gewußt.

Alle übrigen vorkommenden Decorationen waren von dem Vermiether des Theaters hübsch und sauber geliefert worden. Die zum Theil wirklich reichen und höchst geschmackvollen Kostüme der zahlreichen Truppe waren mit großer Sorgfalt aus den verschiedensten Quellen beschafft worden: theils gemiethet, theils geliehen und zwar manches von Freunden und Verwandten, vieles von dem Geschäft der Herren Brehmer und Voß, die den Kindern mit großer Liberalität eine Menge persischer Stoffe zu Portieren und Kostümen zur Verfügung gestellt hatten, theils endlich eigens für diese Aufführung angefertigt.

Ich fühle mich nun, — um den Inhalt des Stückes kurz weiter anzugeben —, trotz meiner interessanten Beschäftigung als Bibliothekar, in meinem Junggesellenleben unbehaglich und sehne mich nach einer Verbindung mit der Jungfrau Amalit, die ich kürzlich kennen gelernt habe. Zur Charakteristik dieses meines Junggesellenlebens dient eine Unterhaltung mit einer ägyptischen Dienerin, deren Sprache durch — gut Hamburgisch wiedergegeben wird. Mit den Worten: „Haben der Herr geklungen?" tritt sie auf, und auf meine Vorwürfe über ihr langes Ausbleiben erwidert sie: „Ich war man eben in Wandsbeck gewesen", worauf ich: „Sie sollen 'mal eben zu Hause bleiben."

Diese burleske Scene war ein glückliches Plagiat aus einem vor fünfundzwanzig Jahren von meinem Bruder Rudolf für uns verfaßten Polterabendscherz.

Gelegenheit, mich über meine Liebe zu Amalien näher auszusprechen, bietet mir der unerwartete Besuch eines Bruders, der nach Namen und Stand — er ist Maler — offenbar Rudolf vorstellen soll. Der Künstlerbruder kommt von der Insel Cypern, wo er Amaliens Familie und sie selbst kennen gelernt hat, die er jetzt nach ihrer Heimath zurück zu geleiten beabsichtigt. Da gestehe ich dem Bruder meine Liebe. Uebrigens hat mich sein Besuch zwar überrascht und erfreut, aber auch — incommodirt. Ich war eben mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt und werde nun wegen der mir nachgesagten Gewohnheit, es allzu deutlich zu erkennen zu geben, wenn ich in der Arbeit gestört werde, gehörig persiflirt. Nachdem ich mich eine Zeit lang mit meinem Bruder unterhalten habe, complimentire ich denselben höflich weg. Diese, wie viele andere, alle ebenso treffenden wie harmlosen Scherze auf Kosten unserer Schwächen wurden zunächst von meiner Frau und mir, dann aber auch von der ganzen Versammlung mit jubelndem Lachen aufgenommen.

Ehe ich in meiner Erzählung der Hergänge des Stückes fortfahre, will ich doch ein- für allemal ausdrücklich bemerken, daß ich es dabei durchaus nicht auf irgend eine genaue Inhaltsangabe, sondern nur auf eine Wiedergabe meiner Haupteindrücke abgesehen, daher auch absichtlich das Stück bei diesen Notizen gar nicht zur Hand genommen habe.

Der zweite Akt zeigt uns zunächst „Amalit“ in ihrer Häuslichkeit. Von höchst komischer Wirkung ist namentlich eine Scene, in welcher Amalie, in ihrem eigenwilligen Bestehen auf einmal beschlossenen Dingen, auch wenn sie ungewöhnlich und abenteuerlich erscheinen, in possenhafter Uebertreibung dargestellt wird. Ihre Dienerin Susiat trifft sie dabei, wie sie eben damit beschäftigt ist, Tisch und Stühle unter den Balken zu hängen. Die vorlauten Einwendungen des Mädchens gegen dieses Beginnen weist sie mit der energischen Erklärung zurück, daß sie es so wolle und keinen Widerspruch dagegen dulden werde. Eine Freundin in Babylon habe ihr geschrieben, das sei jetzt die neueste Mode; sie habe beschlossen, diese Mode mitzumachen, und damit Punktum.

Nun folgt, anlehnend an den Hergang bei unserer wirklichen Verlobung, wie wir ihn den Kindern wohl öfter erzählt haben mögen, meine Werbung um Amaliens Hand.

Gleich darauf bricht die Katastrophe herein. Von der erschreckten Dienerin gemeldet, erscheint der von meinem Schwager Syndikus Leo vortrefflich dargestellte König Assurbanipal und fordert von mir, der ich, in meiner Eigenschaft als königlicher Historiograph, nicht mit gebührender Loyalität über die Thaten des Königs berichtet habe, eine Zurücknahme meiner unverbindlichen Aeußerungen. Da ich mich dessen weigere, weil ich vor allem der Wahrheit die Ehre geben will, so entsetzt er mich meiner Aemter und spricht einen fürchterlichen Fluch über mich aus, der mich unstät umherirren heißt, bis es mir gelungen sein werde, irgendwo auf Erden als Historiograph die volle Zufriedenheit eines Fürsten zu erwerben.

Ein Magier mildert den Bannfluch, den er nicht brechen kann, in einen Traumzustand unserer Wesenheit:

„Zieh't hin! So setze ich den Segen
Des Fluches düstrer Macht entgegen!“

Der assyrische Priester, der unsere Trauung vollzogen, gedenkt am Schlusse seiner Traurede eines Ausspruches des großen assyrischen Dichters Gutu (Goethe, in den Wahlverwandtschaften), daß wir auch die Mängel unserer Freunde lieb haben:

„Wenn Bel und Istar einen Menschen schaffen,
So geben sie ihm seine Mängel mit,
Die ihm zum Leben nöthig, wie die Datteln.
Uns selbst wär's unlieb, wollten alten Freunde
Gewisser Eigenheiten sich entkleiden."

Der dritte Akt führt uns mit unseren Kindern, das heißt mit unseren beiden Töchtern, die Söhne sind auf der Universität, in unserm häuslichen Leben in der Gegenwart vor.

In der ersten Scene tritt meine Frau (Mariechen) am frühen Morgen mit dem Mädchen auf, dem sie mittheilt, sie wünsche den Schornsteinfeger „persönlich" zu sprechen. Dann geht sie an die Arbeit. Bald darauf bereitet sie den Morgenkaffee, während ich aus dem Schlafzimmer fortwährend „Amalie" rufe; darauf versammeln wir uns zum Frühstück. Meine Frau und ich (Carl) sitzen am Frühstückstisch, während Mariechen (Anna) und Anna (Marianne Leo) abseits stehen und sich leise unterhalten; meine Frau macht ihrer Conversation durch den Zuruf: „Keine Privatunterhaltungen!" ein Ende. Beim Eintritt hatte sie Mariechen mit der Frage empfangen: „Warum hast Du schon wieder Dein sechstbestes Kleid angezogen?"

Ein Brief von Carl aus England meldet seine baldige Heimkehr, und ich erkläre mich, nach dessen Lektüre, befriedigt darüber, daß er nicht beschlossen habe, über Sibirien und Indien nach Hause zu reisen. Ein demnächst eintreffendes Telegramm von Heinrich, das in seiner ebenso lakonischen wie humoristischen Fassung Furore machte, lautet: „Komme morgen, bitte Vorschuß! Heinrich."

Bei ihrem spätern Erscheinen wurden Carl von Martin Leo, und zwar in seiner wenig gewählten Toilette und seinem achtlosen Gebahren, dem Umherwerfen seiner Ueberkleider, Bücher u. s. w., und Heinrich von Gustav Leo, der sich das ganze Gesicht mit Schmarren verunstaltet hatte, sehr komisch dargestellt.

Im Verlaufe des Frühstücks giebt meine Frau Mariechen den Auftrag, etwas aus dem Leinenschrank zu holen und weist sie an, den Schlüsselkorb, den meine Frau die Pferdebahn nennt, im Kohlenkeller oder in der Bodenkammer zu suchen. Mariechen kehrt nach einiger Zeit unverrichteter Sache zurück, weil sie den

Schlüsselkorb nicht habe finden können, und meine Frau verläßt das Zimmer, um nun selbst darnach zu suchen. Im Hinausgehen sagt sie zu mir: „Emil, solltest Du inzwischen Louise (das Hausmädchen) sehen, so —“, und ich seufze ihr nach: „Wieder ein unvollendeter Satz!“

Um die Pause bis zu ihrer Rückkehr auszufüllen, nimmt „Mariechen“ den Correspondenten zur Hand, um mir vorzulesen. Sie will mit den Tagesneuigkeiten beginnen; ich aber falle ihr, erzürnt über die Abweichung von der gewohnten Ordnung, in die Rede: „Doch erst die Telegramme!“ Sie liest nun erst die Telegramme und dann die Tagesneuigkeiten, und zwar hier, wie ich es wünsche, fast nur die Ueberschriften der einzelnen Sätze: „Mord, Todschlag, Ueberfahren“ u. s. w., wobei ich gleichwohl nicht verfehle, in meiner höchst komisch persiflirten, pedantisch genauen Weise gelegentlich auf eine dieser flüchtig hingeworfenen Rubriken wieder zurückzukommen: „Lies das von dem frechen Bettler noch einmal.“ Auf dieses letztere von Carl während der Aufführung improvisirte Verlangen war die schlagfertige Anna sofort eingegangen.

Nach einiger Zeit kehrt meine Frau zurück. Sie hat eine Anzahl von Handwerkern gesprochen und abgefertigt und — ihren Schlüsselkorb glücklich in der Badewanne gefunden. Nun setzt sie sich nieder, um mit mir an der Correktur meiner Uebersetzung von dem „Leben des Prinzen Albert“ zu arbeiten.

„Da steht ‚Communication‘; sollen wir nicht lieber ‚Verbindung‘ schreiben?“

„Laß mich doch mit solchen Sachen in Ruhe; ‚Communication‘ ist ja ein allgemein recipirter Terminus.“

„Fräulein Amyot hat die ‚Meinigen‘ groß geschrieben; ich würde es klein schreiben.“

„’ist mir völlig einerlei!“

„Hier muß noch ein Gedankenstrich fehlen. . . Ich werde deshalb morgen an die Königin schreiben!“

Um Mittag stellen wir die Arbeit ein, um zunächst das zweite Frühstück einzunehmen und dann *ich* meinen täglichen Spaziergang zu machen, *meine Frau* aber in einen Wohlthätigkeitsbazar zu gehen, zu welchem sie sich Geld von mir erbittet.

Ich ersuche sie nur, nicht den ganzen Bazar auszukaufen. Nach unserer Rückkehr nach Hause theilt mir Amalie mit, daß sie auf dem Bazar nur eine Summe von, ich glaube, 336 Mark und etliche Pfennige für lauter durchaus nothwendige Gegenstände ausgegeben habe.

Aus dem weitern Verlaufe dieses Aktes sind zwei Momente hervorzuheben: Zunächst meine öfter wiederkehrende Verzweiflung darüber, daß ich mich auf ein längstvergangenes Ereigniß, welches mir vorschwebt, nicht besinnen kann. Meine Frau bemühet sich vergeblich, mir, wie sie es so oft in solchen Fällen im Leben thut, zu helfen und versucht, da es ihr nicht gelingen will, ebenso vergeblich, mir die Sache auszureden. Unsere Unterhaltung führt uns demnächst, unter emphatischer Anerkennung unserer beiderseitigen Vorzüge, zu dem Bekenntniß, daß wir wohl öfter, einer gegen die Eigenheiten und Schwächen des andern, größere Nachsicht üben könnten und zu dem Entschlusse, fortan ganz einer dem andern zu Willen und in vollständiger Harmonie zu leben. Damit schließt der dritte Akt.

Die erste Scene des vierten Aktes zeigt uns in dieser vollständigen Harmonie, wie wir beide jeden Wunsch des andern sofort ohne Widerrede erfüllen und — nach meinem Urtheil einer der feinsten und hübschesten Züge der ganzen Dichtung! — uns dabei entsetzlich langweilen. Zum Erstaunen der Kinder gehen wir, was im Leben, der mangelhaften Präzision meiner Frau wegen, selten vorzukommen pflegt, Arm in Arm zum Frühstück; aber wir gehen langsamen Schrittes und machen trübselige, verdrossene Mienen. Bald darauf gelangen wir zu der Einsicht, daß diese um den Preis unserer eigenthümlichsten Natur erkaufte, erzwungene Harmonie unerträglich sei und kommen überein, wieder zu unserm langgewohnten Regime, bei dem wir uns, trotz vielfacher Meinungsverschiedenheiten, doch im ganzen allezeit so wohl befunden haben, zurückzukehren. Sofort findet meine Frau es bei sechs Grad Wärme unerträglich heiß im Zimmer und reißt alle Fenster auf.

Gleichzeitig erscheint der Magier wieder, der damals den Bannfluch in einen Segenspruch gewandelt. Er ruft mit seinem

Zauberstabe die Erinnerung wach, die mir so lange dunkel quälend vorgeschwebt hat, daß wir vor 2525 Jahren schon einmal gelebt haben. Das vom König Assurbanipal damals Begehrte erklärt er für längst erfüllt und den Fluch für erloschen, weil ich die volle Zufriedenheit nicht nur eines Fürsten sondern zweier Reiche erlangt habe:

„Vom deutschen Mann im Britenreiche
Hast Du dem deutschen Volk erzählt.
Die Königin hat, die Ohnegleiche!
Das Werk zu schreiben Dich erwählt.
. . . ."

Schließlich weihet der Priester unsern ehelichen Bund auf's neue mit schönen Worten.

Der Erfolg der Dichtung kann als geradezu glänzend bezeichnet werden. Die bekannte Thatsache, daß die erfahrensten Richter über ein Theaterstück vor dessen Aufführung kein competentes Urtheil abzugeben vermögen, wiederholte sich auch hier. Der arme Carl bekam, als er nach mühseliger, monatelanger Ausarbeitung in den Weihnachtstagen hier eintraf, von allen Seiten, wie er mir selbst später humoristisch erzählte, über seine Dichtung nichts zu hören, als die achselzuckende Bemerkung: „Dein Stück ist aber s e h r lang." Diesen theilweise gewiß begründeten Bedenken wurde dann von ihm mit Hülfe befreundeter Kritiker, vornehmlich Cobelli's, nach Kräften abgeholfen und der Dichtung die Gestalt verliehen, in welcher sie sich am Abend der Silbernen Hochzeit so allgemeinen Beifall errang.

Daß meine Frau und ich zu diesem Beifall durch unser herzliches Lachen vielfach den Anstoß gegeben hatten, kann ohne weiteres zugegeben werden. Damit würde aber doch höchstens der allgemeine Jubel bei den komischen Stellen, nicht aber das emphatische Lob erklärt sein, welches gerade die competentesten Zuschauer unaufgefordert, nicht in banalen Phrasen, sondern in begründeter Beurtheilung, ertheilten.

Nach einer längern Pause folgte, von Mariechen und einem talentvollen Dilettanten, Herrn Dr. med. Felix Wolff, aufgeführt, das niedliche Liederspiel:

„'s letzte Fensterln,"

in welchem die beiden Akteurs im Nationalkostüm (Mariechen in ihrer aus Aussee mitgebrachten Tracht) steirisch sprachen und sangen.

Nach einer abermaligen Pause folgte:

„Des Klosterstieges Huldigung."

eine allegorisch=humoristische Dichtung, welche unser Neffe Martin Leo verfaßt hatte. Es wird darin das Leben und Treiben im Klosterstieg, in anmuthigster Weise verklärt, mit poetischem Schwung geschildert. Wir bilden, der Gelegenheit angemessen, den Mittelpunkt. Eine wiedererstandene Nonne aus dem alten Kloster Herwasdehude, von Josefa Sibeth dargestellt, tritt zuerst auf und giebt ihrem Staunen über das veränderte Aussehen der ganzen Gegend Ausdruck. Dann folgen nacheinander, mit Darbringungen der Verehrung und Liebe „für den Patriarchen und seine Gattin": Marianne Leo als Najade der Alster, mit besonderer Beziehung auf unser, durch mein Boot und unsere Wasserfahrten herbeigeführtes, vertrautes Verhältniß zur Alster; Anna als Dryade des herrlichen alten, unser Haus und den Garten beschattenden Nußbaumes und endlich, als Verkörperung eines auf Veranlassung des Götze'schen Hauses seit einiger Zeit auch von mir adoptirten, Burgunderpunsch genannten Lieblingsgetränkes, „Prinz Punsch," mit höchst drolliger Sicherheit dargestellt von dem kleinen Hans Curschmann.

Den Beschluß bildete dann ein wohleinstudirter und wohlausgeführter Tanz der Alster mit ihren Nixen und des Prinzen Punsch mit seinen Kobolden, sowie ein hübsches Tableau aller Mitwirkenden. Zu der uns am Schlusse überreichten Niederschrift dieser Dichtung hatte Gustav Leo ein allerliebstes Titelblatt entworfen und gezeichnet.

Es war fast Mitternacht, als die Aufführungen ihr Ende erreichten. Die Gesellschaft schien aber des Anhörens und Schauens so wenig überdrüssig zu sein, daß vielmehr von verschiedenen Seiten ein Bedauern darüber laut wurde, daß nicht noch mehr geboten werde.

Nun galt es, möglichst bald für die Tanzenden Raum zu schaffen. Während im Saal die Bühne abgeschlagen wurde, begaben sich die Zuschauer in das Wohnzimmer und in die Verandahstube nebst Verandah und labten sich hier, stehend oder sitzend, so gut es gehen wollte, an einem leichten Souper, bei welchem mein Schwager Carl in tief empfundenen würdigen Worten meiner Frau und meine Gesundheit ausbrachte.

Ich verknüpfte mit meiner Erwiderung und mit meinem Danke an die unendlich vielen, die hier zum Gelingen des Abends mitgewirkt hatten, einen Toast auf diejenigen, welche dabei am allerthätigsten gewesen waren: Leos, Curschmanns, Frau Dr. Götze, Samuels, sämmtlich mit allen Kindern! meine Schwester, Cobelli und Speckter. Herr Samuel hatte überdies in liebenswürdigster Weise für eine sinnige künstlerische Ausstattung des Programms gesorgt und sich, neben Hans Speckter, bei der Kostümirung der Akteurs in den verschiedenen Stücken ungemein verdient gemacht.

Nach dem Abendessen wurde in dem nunmehr von Bühne und Sitzen ganz geräumten Eßsaal noch eine gute Weile fleißig und munter getanzt, bis endlich zu später Stunde auch dieses unvergeßlich schöne Fest sein Ende erreicht hatte.

Der nächste Tag war, wie natürlich, der vollständigsten Ruhe gewidmet. Meine Frau und ich standen um etwa zehn Uhr Morgens auf und frühstückten ganz gemüthlich allein; denn die Kinder lagen sämmtlich noch in tiefem Schlaf. Wir lasen dann mit Muße die gestern größtentheils nur flüchtig durchgesehenen Gratulationsbriefe. So nahete die Stunde des zweiten Frühstücks heran, zu dem sich außer den Kindern auch noch Frau Dr. Götze eingefunden hatte, an welchem ich aber des ungewöhnlich spät eingenommenen Morgenkaffees wegen, nicht theilnehmen wollte.

Ich begab mich daher in den Klosterstieg und wandelte, in Erwartung von Fräulein Amyot, geduldig auf und ab. Hier sprach ich Heinrich und Betty Leo, die gekommen waren, uns vor der Abreise noch einmal zu begrüßen, wobei Heinrich Leo bemerkte, die Scene, wie ich hier unten im Klosterstieg allein auf- und abgehe, während oben in meinem Zimmer von den spät

aufgestandenen Kindern ein Frühstück eingenommen werde, dem ich entflohen sei, hätte eigentlich mit in das gestrige Stück von Carl gehört.

Den übrigen Tag verplauderten wir gemüthlich mit den Kindern und mit Frau Dr. Götze, die sich am Abend wieder zu uns gesellte — immer nur über das eine Thema, das gestrige schöne Fest. Als aber Amalie, bei Gelegenheit einer Beurtheilung von Heinrich's Darstellung seines Onkels Rudolf, von seiner falschen Nase sprach, und nun alle sie neckend verbesserten: „Falsche Nase? er hatte keine falsche Nase; es war Heinrich's eigene Nase!" da gerieth ich in zornige Entrüstung und fuhr meine Frau mit den Worten an: „Wie kann man die Nase seines Sohnes für falsch halten!"

War schon ihre irrige Annahme mit lachender Lustigkeit aufgenommen worden, so erregte mein Zorn über ihren Irrthum einen wahren Sturm ausgelassenen Jubels, in den meine Frau und ich natürlich einstimmten, und das „Wie kann man die Nase seines Sohnes für falsch halten!" wurde von dem Moment an zu einem der vielen Schlagwörter in unserm Hause.

Den letzten Tag des Jahres brachte ich wieder ganz in meiner gewohnten Ordnung zu. Nur daß ich mir die vielen freundlichen Aeußerungen über unser Fest und namentlich die Bewunderung alles dessen, was die Kinder zur Verschönerung desselben erdacht und gethan hatten, sehr gern und ausgiebigst gefallen ließ, mochte auch manche Störung meiner Arbeit damit verbunden sein.

So sprachen sich Herr und Frau Pastor Weymann in einer Weise emphatisch begeistert über den Festabend, die Aufführungen und namentlich unsere Kinder selbst aus, daß es uns nur zur größten Freude gereichen konnte. Ohne das Bedenkliche einer solchen Kritik der Kinder über ihre Eltern, wie Carl's Stück sie ja unleugbar enthielt, im geringsten in Abrede zu stellen, wies Herr Pastor Weymann auf die zartsinnige Feinheit hin, wie dies, unverwundend, von Carl geschehen sei. Er war dabei dem Faden der phantastischen Dichtung so genau gefolgt, daß er dies und jenes hervorheben und um Aufklärung über die eine oder die andere Anspielung bitten konnte, die ihm,

dem erst so kürzlich in nahe Beziehungen zu uns Getretenen, bei einem geringern Interesse sonst wohl sicher entgangen sein würden.

Ganz reizend äußerte sich Weymann namentlich auch über unser Mariechen, die er, mit dem entzückenden Augen-Niederschlag, der ihr eigen sei, den Typus eines deutschen sittigen Mädchens nannte, außer, wo sie mit fröhlichem, schelmischem Freimuth ihre Mutter darstelle. Besonders bewunderte er, mit welcher Anmuth Mariechen sich, von dem Fluche niedergeschmettert, an die Mauer gelehnt habe, „ganz natürlich und unschauspielerisch, und doch wie mit der studirtesten Grazie!"

Und da er auch von mir Gutes geredet, ja, mich ein leuchtendes Beispiel genannt hat, worauf ich, so unverdient es sein mag, nicht wenig stolz bin, so muß er es sich gefallen lassen, daß ich ihn „einen braven Mann!" nenne.

Den Sylvester-Abend verbrachten wir, wie alljährlich, bei Curschmanns, wo dieses Mal, außer uns und Leos, auch meine Schwester, Frau Dr. Götze und Herr und Frau Samuel mit ihren Kindern geladen waren und wo die Curschmann'schen Kinder, Fritz, Hans und Grete, in ihren bei den Aufführungen am Abend unserer Silbernen Hochzeit getragenen Kostümen eine von Cobelli gedichtete kleine Scene aufführten, an deren Schluß sie Geschenke vertheilten.

Hiemit beschließe ich heute, am 19. Juni 1885, diese am 24. Oktober 1882 begonnenen Lebenserinnerungen und lege die Feder nieder, um sie erst, wenn ich am Leben bleibe, nach einigen Jahren wieder aufzunehmen. Ich schließe einstweilen mit dem Wunsche, daß diese schlichten Memoiren ihren Endzweck, den Meinigen ein Bild meines Lebens, einen bisweilen trüben, oft erfreulichen, immer aber nützlichen Einblick in vergangene Zeiten zu gewähren, erfüllen mögen.

E. L.

3 Bde